

Sergej Stoetzer

Aneignung von Orten.

Raumbezogene Identifikationsstrategien



Aneignung von Orten. Raumbezogene Identifikationsstrategien

INAUGURALDISSERTATION

Vom Fachbereich Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften
der Technischen Universität Darmstadt genehmigte

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades des Doctor philosophiae (Dr. phil.).

ReferentInnen:

Prof. Dr. Martina Löw

Prof. Dr. Helmuth Berking

Prüfer:

Prof. Dr. Michael Hartmann

Prof. Dr. Dieter Schott

vorgelegt von Dipl.-Päd. Sergej Stoetzer aus Bochum

Eingereicht am 28.5.2013

Tag der Disputation: 17. Juli 2013

Darmstadt 2014, D17

Bitte zitieren Sie dieses Dokument als:

URN: <urn:nbn:de:tuda-tuprints-38332>

URI: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de/id/eprint/3833>

Dieses Dokument wird bereitgestellt von tuprints,
E-Publishing-Service der TU Darmstadt.

<http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de>

tuprints@ulb.tu-darmstadt.de



Die Veröffentlichung steht unter folgender Creative Commons Lizenz:

Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>

Abstract

Die Aneignung von Orten oder Räumen ist eine im allgemeinen Sprachgebrauch geläufige Formulierung, der in der Stadtforschung jedoch kein theoretisches Konzept entspricht. Die vorliegende Arbeit liefert eine mikrosoziologische Untersuchung raumbezogener Identifikationsprozesse und systematisiert die Ergebnisse im Hinblick auf zentrale Aspekte der Aneignung.

Empirische Basis ist eine Befragung Studierender unterschiedlicher Fachrichtungen der TU Darmstadt. Anhand von Fotos zeigen sie, was ihnen an ihrer Stadt wichtig ist, und vernetzen die Bilder zu einem digitalen Stadtmodell. Die verknüpften Fotos werden so ineinander geblendet, dass der Eindruck beim Betrachtenden entsteht, man bewege sich virtuell ‚zwischen‘ diesen Aufnahmestandorten. Die Verknüpfungsstruktur bestimmt die Rezeptionsmöglichkeiten von einem linearen Weg bis hin zu labyrinthartigen Verflechtungen. Die Intentionen bei der Erstellung des Stadtmodells werden durch ein Fotointerview erhoben. Als Auswertungsstrategie für die digitalen Stadtmodelle wird ein graphenanalytisches Verfahrens entwickelt, für die Fotointerviews kommt die Grounded Theory zum Einsatz. Die methodische Innovation der Arbeit wird als visuell-relationale Analyse von raumbezogenen Identifikationsprozessen bezeichnet.

Der theoretische Rahmen der Arbeit ist durch ein relationales Raum- und Ortsverständnis gekennzeichnet: Raum und Ort werden als zwei begriffliche Abstraktionen, mit denen dasselbe Phänomen aus jeweils unterschiedlichen Perspektiven beschrieben wird, konzeptualisiert. Theoriehintergrund ist der relationale Raumbegriff von Martina Löw, der u.a. für virtuelle Räume wie digitale Stadtmodelle erweitert wird. Theoriebezüge zu Orten werden interdisziplinär diskutiert und greifen vor allem auf Arbeiten von Doreen Massey und Helmuth Berking zurück.

Ergebnis der mikrosoziologischen Analyse sind vier Identifikationsstrategien als Schlüsselkategorien: historiographische, biographische, gegenkulturelle und iterative Raumkonstitutionen. Systematisiert man diese und geht über die unmittelbaren empirischen Ergebnisse hinaus, zeigt sich, dass die Aneignung von Orten über raumbezogene Identifikationsstrategien durch Wissen, Zeit in Form von Ressourcen und ZeitRäumen sowie Frei-Räume modelliert wird.

Es ist nicht die Stadt im Allgemeinen, auf die sich diese Strategien beziehen, sondern erst in der Abstraktion von den identifikationsstiftenden Räumen wird von den spezifisch dabei mitkonstituierten Orten auf die Stadt geschlossen.

Abstract (engl.)

The appropriation of spaces and places is a commonplace in everyday language, but there is no corresponding theoretical concept within urban research. Therefore this work provides a micro scale sociological analysis of spatial identification processes and systemises the findings with regard to central aspects of appropriation.

The empirical base consists of interviews with students from different disciplines of the University of Technology, Darmstadt. They used photograph to visualise what of Darmstadt is important for them and linked these photos with each other to create a digital city. Following the links between parts of the photos, the displayed images will be crossfaded to create the impression of a virtual walk between the places the photos were taken from.

The structure of the links will determine the possibilities of reception from a linear path to complex, mazelike routes. The students' intentions creating the digital models of Darmstadt were surveyed conducting photo elicitation interviews. The digital models are analysed using an approach from graph theory exclusively developed for this kind of research. The methodical innovations in this work are labelled 'visual-relational analysis of spatial identification processes'.

The theoretical background is a relational conceptualisation of spaces and places. Space and Place are considered as two representational abstractions describing the same phenomenon from different perspectives. Martina Löw's relational model of space is taken on and further elaborated for being applied to digital models of cities. The notion of place is discussed interdisciplinary and benefits greatly from the works of Doreen Massey and Helmuth Berking.

The micro scale analysis provides four identificational strategies as key concepts: historiographical, biographical, counter-cultural and iterative productions of space. Systematising these findings beyond their immediate empirical evidence provides further insight to the appropriation of places by spatial identification strategies: These processes are moderated by knowledge and time as resources as well as time-spaces and freedom and tolerance to the production of space.

These *identification processes do not refer to the city as a whole at first sight*. Only after abstracting from the production of spaces that provides a sense of identification, *conclusions from these specific places* created by these processes *to the entire city are drawn*.

INHALT

Vorwort.....	1
Einleitung	3
 1. Raum und Ort.....	13
1.1 Raum als relationale (An)Ordnung	17
1.1.1 Raumkonstitution als Prozess.....	17
1.1.2 Lokalisierung von Räumen.....	21
1.1.3 Methodologische Konsequenzen	23
1.1.4 Virtuelle Räume, digitale Stadt(modelle)	25
1.1.5 Virtuelle Räume – reale Überlagerungen	37
1.2 Vorschlag I: Erweiterung des Raumbegriffs – Spacings im Virtuellen.....	40
1.3 Produktion von Räumen – (neo)marxistische Raumtheorie	43
1.3.1 Raum als Produkt.....	46
1.3.2 Trialektik der Produktion des Raumes.....	49
1.3.3 Grenzen des trialektischen Raumbegriffs	55
1.4 Vorschlag II: Gesellschaftlicher Modus Operandi als Strukturprinzip relationaler Räume	57
1.5 Orte.....	61
1.5.1 Lokalisierbarkeit, Materialität, Bedeutung?	61
1.5.2 Ort als Resultat räumlicher Auseinandersetzungen	63
1.5.3 Meanings of place.....	69
1.5.4 Place attachment.....	74
1.5.5 Sense of place.....	80
1.5.6 Soziologie des Ortes.....	84
1.6 Zeit-Räume und Orte: Vorschlag einer soziologischen Definition	92
1.7 Image von Stadt – Darmstadt als ZeitRaum.....	99

2. Stadtforschung: textuell, visuell, digital	109
2.1 Empirische Stadtforschung	110
2.1.1 Sprachliche und narrative Methoden.....	111
2.1.2 Visuelle Methoden.....	113
2.1.3 Kartierungen: mental maps und sketch maps.....	115
2.1.4 Okulographie – Verknüpfung von Bildelementen in der visuellen Wahrnehmung.....	121
2.1.5 Rekonstruktion raumbezogener Identifikationsprozesse am digitalen Stadtmodell	124
2.2 Forschungsdesign.....	138
2.2.1 Pretest.....	139
2.2.2 Hauptuntersuchung.....	141
2.2.3 Ablauf der Erhebungsphase.....	144
2.3 Sample	147
2.4 Auswertungsstrategien.....	148
2.4.1 Grounded Theory.....	149
2.4.2 Bildinterpretation.....	155
2.4.3 Graphenanalytische Strukturdarstellung der digitalen Stadtmodelle.....	157
2.5 Kategoriensystem – Schlüsselkategorien und Dimensionierung	166
2.6 Zusammenfassung.....	173
3. Empirische Ergebnisse: Falldarstellungen	177
3.1 Biographische Raumproduktion.....	179
3.1.1 Studienort Darmstadt.....	180
3.1.2 Stadtwahrnehmung.....	180
3.1.3 Was ist Darmstadt? Stadtimage.....	193
3.1.4 Digitales Stadtmodell – Visualisierung Alltag–Biographie–Orte	195
3.1.5 Biographische Raumproduktion als Identifikationsstrategie.....	203

3.2 Rekonstruktive Raumproduktion	204
3.2.1 Studienort Darmstadt.....	205
3.2.2 Stadtwahrnehmung.....	206
3.2.3 Stadtimage.....	212
3.2.4 Digitales Stadtmodell – Interpretation „Postkarte“ als Stadtbild.....	214
3.2.5 Digitales Stadtmodell – strukturelle Beschreibung.....	221
3.2.6 Rekonstruktive Raumproduktion als Identifikationsstrategie.....	226
3.3 Gegenkulturelle Raumproduktion	228
3.3.1 Studienort Darmstadt.....	229
3.3.2 Stadtwahrnehmung – Stadtimage.....	231
3.3.3 Digitales Stadtmodell – strukturelle Beschreibung.....	242
3.3.4 Strategie der gegenkulturellen Raumproduktion	246
3.4 Iterative Raumproduktion	248
3.4.1 Studienort Darmstadt.....	249
3.4.2 Stadtwahrnehmung – Stadtimage.....	250
3.4.3 Spuren suchen – Spurensuche: Rekonstruktion von Raumaneynungen.....	257
3.4.4 Darmstadt: meine Heimat	259
3.4.5 Digitales Stadtmodell – strukturelle Beschreibung.....	264
3.4.6 Iterative Raumproduktion als Identifikationsstrategie.....	273
3.5 Zusammenfassung: Raumbezogene Identifikationsstrategien und Image der Stadt.....	275
4. Identifikationsstrategien als raumzeitliche Prozesse.....	279
4.1 Resümee: Identifikationsstrategien	279
4.2 Identifikationsstrategien als Aneignungsformen.....	285
4.2.1 Repetitive Spacings.....	290
4.2.2 Repetitive Syntheseleistungen.....	292

4.3 Herausforderungen für Aneignungsprozesse	294
4.3.1 Wissensformen als Ressourcen für Raumkonstitutionen.....	294
4.3.2 Zeit.....	297
4.3.3 FreiRäume.....	305
5. Raumbezogene Identifikationsstrategien. Aneignung im Kontext von Ort, Raum, Zeit	307
Verzeichnis der Abbildungen	315
Literatur	319
Transkriptionsregeln	337
Erklärung zur Dissertation	338

Vorwort

Sich etwas anzueignen kann viele Bedeutungen haben: Man kann sich Wissen aneignen, Fähigkeiten, kulturelle Güter oder – Orte. Gegenstände oder kulturelle Güter eignen sich die Menschen über ihren Umgang mit diesen an, d.h. durch eine aktive Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt. Gilt das gleiche auch für Orte, die in materieller und sozialer Hinsicht mit Stabilität assoziiert werden?

Im beruflichen und privaten Gespräch meint die Frage „Woher kommst Du?“ eigentlich die persönliche „Wer bist Du?“. Über eine Ortszugehörigkeit zu verfügen, d.h. sich diese aktiv zu erwerben, ist scheinbar ein wichtiges soziologisches Kriterium, seit die Menschen sesshaft geworden sind..

Die aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt wird in der Stadtsoziologie über das Thema ‚Raum‘ geführt – was für die Frage nach einer Aneignung von Orten bedeutet, dass die Prozesse, die eine Identifikation mit einem Ort ermöglichen, in ihren räumlichen Dimensionen analysiert werden müssen.

Die Frage der Aneignung von Orten ist damit auch eine zum Verhältnis von Ort und Raum im Hinblick auf eine soziologische Begriffsbildung.

Wie aber entsteht eine ‚Verbindung‘ zu einem Ort, die so bedeutsam wird, dass der Ort persönlich relevant wird? Wie verhält es sich, wenn eine neue Stadt kennengelernt und ‚angeeignet‘ werden soll?

Wie können theoretische Konzepte unterschiedlicher Disziplinen zu Orten, Räumen und der Frage ihrer Aneignung für stadtsoziologische Forschung fruchtbar gemacht werden?

Diese Fragen haben mich nicht mehr losgelassen – und ich habe nach Wegen gesucht, sie zu beantworten. Konkret habe ich untersucht, wie sich Aneignung von Orten stadtsoziologisch beschreiben lässt, und welche raumbezogenen Identifikationsstrategien dabei entwickelt werden.

Auf dem Weg von einer Idee zu einem fertigen Gedankengebäude, das bei Abgabe und Verteidigung in der Verantwortung des Autors steht, begleiten und prägen viele Menschen das Werk mit. Einige von ihnen möchte ich an dieser Stelle explizit nennen:

Ich möchte mich bei Martina Löw und Helmuth Berking für die gute Betreuung meiner Arbeit bedanken und für die inhaltliche Freiheit, die sie mir dabei zugestanden haben – von der Entwicklung der Fragestellung und der Methodik bis hin zur Fertigstellung.

Die Kolleginnen und Kollegen am Institut für Soziologie an der Technischen Universität Darmstadt haben mit einer freundlichen Atmosphäre einen tollen Rahmen geschaffen, in dem man Ideen vorzustellen und besprechen kann. Das Oberseminar Space, Place, Power, das von Helmuth Berking und Martina

Löw initiiert wurde, ist ein guter Ort für kritische und intensive Diskussionen – und hat wichtige Hinweise für die Weiterarbeit und das Einüben in die Verteidigung der eigenen Arbeit auf nette Weise miteinander verbunden.

Joachim Buthe hat immer ein Ohr für technische Fragen und Raffinessen gehabt und war eine große Unterstützung beim revers-engineering der Datenbasis der digitalen Stadtmodelle, mit denen in dieser Arbeit Stadtforschung betrieben wird.

Silke Steets hat wichtige Kapitel kommentiert und entscheidende Ideen beigesteuert. Sie hat auch, ebenso wie Susan Bittkau-Schmidt, Katja Stoetzer, Werner Markus und Detlef Müller intensiv Interviews interpretiert, Fotos analysiert und die digitalen Stadtmodelle erkundet. Einem langen Spaziergang mit Katja verdanke ich die Idee, die zentralen Kategorien über die Handlungsebene zu systematisieren (vorher schienen sie einfach nicht zusammen zu passen) und vieles weitere, was nicht in Worte zu fassen ist...

Werner und Alice Beile haben mir immer zum richtigen Zeitpunkt strategische Tipps gegeben und Mut gemacht – insbesondere dann, wenn ich gar keinen Fortschritt mehr gesehen habe. Roswitha Meerfeld und Bruno Werner-Meerfeld danke ich für wunderschöne Tage in Bonn, in denen ich die Theorie- und Auswertungskapitel grundlegend fertigstellen konnte. Jens Schimmelpenning hat sich mit großer Akribie um das Lektorat gekümmert und all die kleinen (und auch ein paar größere) Dinge gefunden, über die man in Abgabelaute gerne hinwegsieht...

Katja, Myrijam und Elias Stoetzer möchte ich ganz besonders danken, denn sie haben mir die Freiräume ermöglicht, ohne die ich meine Arbeit nicht hätte fertigstellen können! Sie hatten eine unglaubliche Geduld und haben sich auch nicht aus der Ruhe bringen lassen, als meine Arbeit in der Endphase und ich nicht mehr kritikfähig war ☺ ...

Gedankengebäude, eine Arbeit, die *Zeit-* und *Frei-Räume* braucht(e) und auf deren *Weg* andere Menschen einen begleiten – diese Begriffe zeigen als urbane Metaphern, dass die Aneignung von Orten ein Thema ist, das Menschen zu allen Lebensaltern und in vielfältigen Situationen begegnen kann: Heranwachsenden, Studienanfängern oder Studienortwechslern ebenso wie Berufstätigen, Pendlern oder auch Stadtforschern.

Einleitung

Die Begriffe ‚Ort‘ und ‚Raum‘ sind für die Gesellschaft wichtige Bezugsgrößen, werden alltagssprachlich oft synonym verwendet und als Konstanten wahrgenommen. Sie suggerieren Stabilität in einer Gesellschaft, die durch eine zunehmende Verflechtung, distanzielle Expansion und zunehmende Dichte räumlicher Bezugssysteme gegenüber vorangegangenen Generationen geprägt ist (vgl. die Visualisierung bei Löw, 2001, S. 70). Im Bildungsbereich lassen sich diese Prozesse durch eine Intensivierung von transnationalen Beziehungen in Form von ‚Bildungsräumen‘ (Stichwort ‚Bologna-Prozess‘) und Migrationsbewegungen von Studierenden wie Lehrenden zeigen (vgl. Bauschke-Urban, 2010).

In diesem Zusammenhang hat mich die Frage fasziniert, wie sich aus einer alltäglichen und notwendigerweise fragmentarischen Wahrnehmung von Stadt als eines hochverdichteten und komplexen räumlichen Ensembles eine handlungsleitende Vorstellung bei Studierenden entwickelt. Das anfängliche Interesse, wie man sich in einer noch fremden Stadt orientiert, erweitert und verlagert sich mit der inhaltlichen Auseinandersetzung von Wahrnehmung und Verdichtung zu einem ‚Image der Stadt‘, schließlich auf die forschungsleitende Frage nach ihrer ‚Aneignung‘. Dass Orte auch unter diesen Gesichtspunkten ihre stabilisierende Funktion nicht eingebüßt haben, merkt man an der Frage „Woher kommst Du?“, die beim Smalltalk zum Kennenlernen gestellt wird und eigentlich meint „Wer bist Du?“.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu nutzte Orte – dauerhafte Platzierungen von Menschen in Form von Wohnsitz oder Geschäftsräumen – als Indikatoren für ihren sozialen Status. Orte ‚verraten‘ in diesem Sinne etwas über die Menschen, die sich an ihnen aufhalten – und prägen Menschen, die sich an einem Ort aufhalten, diesen nicht auch mit? Städte sind in ihrer territorialen Ausdehnung über symbolische Markierungen gekennzeichnet: die Ortseingangs- und Ausgangsschilder. Doch reicht es aus, sich innerhalb dieser territorialen Grenzen dauerhaft aufzuhalten, um sich auch im Hinblick auf soziale und kulturelle Aspekte dazugehörig zu fühlen – und wie verhält es sich mit der Perspektive der anderen Bewohner? Wie eignet man sich eine Stadt an – ab wann wird man als zugehörig zu einem Ort betrachtet, gerade vor dem Hintergrund von beruflicher oder durch das Studium induzierter Migration? Müssen Akademiker (Studierende wie Lehrende) sich neben der ‚Ver-Ortung‘ innerhalb ihrer Fachdisziplin nicht auch stadtbezogen ‚ver-orten‘, d.h. sich einen Ort aneignen?

Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, wie sich Aneignungen von Orten stadtsoziologisch beschreiben lassen und welche raumbezogenen Identifikationsstrategien dabei entwickelt werden.

Der Fokus liegt auf der *Rekonstruktion der Prozesse*, mit denen Personen eine positive und anhaltende Bindung an und Verknüpfung mit den Relationennetzwerken, die Orte und Räume kennzeichnen, eingehen.

Damit wird die geflügelte und metaphorische Verwendung des Aneignungsbegriffs – in wissenschaftlichen wie politischen Kontexten, z.B. in den Bewegungen „right to the city“ oder „reclaim the streets“ – sowie die analogen Verwendung der Aneignung von Ort bzw. Raum, die auf eine theoretisch nicht hinreichend ausgearbeitete begriffliche Differenzierung zwischen Raum und Ort verweist, auf eine fundierte theoretische Grundlage gestellt und als soziologischer Begriff verwendbar.

Im **ersten Kapitel** werden die soziologischen Raumbegriffe daher auf ihre Anwendbarkeit, ihre theoretischen Implikationen und ggf. notwendigen Erweiterungen hin untersucht. Für die Fragestellung dieser Arbeit – nach raumbezogenen Identifikationsprozessen und den mit ihnen zusammenhängenden Möglichkeiten der Aneignung von Orten – wird überwiegend der *relationale Raumbegriff von Martina Löw* verwendet, denn er ermöglicht, die Konstitution von Räumen auf unterschiedlichen Maßstabsebenen als *figurative¹ Auseinandersetzung um konkurrierende und vielschichtige Räume an einem Ort* empirisch-analytisch und theoretisch präzise zu erfassen. *Ergänzend* zum relationalen Raumbegriff werden zwei weitere raumtheoretische Positionen diskutiert, mit denen der relationale Raumbegriff für die Fragestellung dieser Arbeit hinsichtlich der Aneignung von Räumen und dem Einfluss gesellschaftlicher Leitlinien auf die Konstitution von Raum präzisiert werden kann: *Henri Lefébvre* hat sich intensiv mit der Frage beschäftigt, wie Menschen ‚ihre‘ Räume konstituieren und zu der Frage ihrer *Aneignbarkeit* empirisch geforscht. Sein erklärtes Ziel ist, eine übergreifende Theorie zu entwickeln, die den im abendländischen Denken tief verwurzelten Binarismus von Körper und Geist und das Primat des Letzteren (vgl. (vgl. Lefébvre, 1974:1991, Kap1; Schmid, 2005, S. 200)) in der Gegenüberstellung von sozialen und physischem Raum überwindet. Lefébvre *entwickelt ein Dreiebenenmodell der Produktion von Raum, das Soziales, Kognitives und Materielles miteinander verbindet* und dabei vor allem die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse reflektiert: Der gesellschaftliche Produktionsmodus ist der des Kapitalismus und vor diesem Hintergrund sind *sämtliche*, auch nicht-materielle Produktionen zu analysieren, so auch die von Wissen, Sozialität und Raum. Lefébvre entwickelt seine Raumtheorie als Gesellschaftskritik. Er sucht nach dem Gemeinsamen von Konflikten um Räume wie z.B. Planungsentwürfe zu seriellen Wohnungsbau und Nutzungsverhalten der Bewohner oder sich abzeichnende Konflikte in Folge von Globalisierung². Lefébvres Antwort zufolge ist der gemeinsame Nenner dieser Konflikte eine Logik von Nutzenmaximierung und Akkumulation, die Handlungen, Wahrnehmungen und Bewertungen hintergründig beeinflusst. Damit bietet er eine analytische Perspektive auf die gesellschaftlich-ideologischen Rahmenbedingungen sozialer Prozesse, mit der sich z.B. die Nutzung ursprünglich widerständiger, raumbezogener Protestformen als Marketingstrategien oder die touristische Konsumlogik, mit der Orte vermarktet werden, untersuchen lassen.

¹ Elias (2004, S. 139ff.)

² Vgl. Kap. 1.3, S. 36f. sowie zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Konzept Globalisierung (Berking, 2008a).

Pierre Bourdieu bietet einen Zugang zu sozialer Wirklichkeit an, der die *intergenerative Tradierung von Wert- und Geschmacksvorstellungen* und die *dauerhafte Lokalisierung* von Menschen entsprechend diesen Distinktionsmerkmalen erklären will. Bourdieu interessiert dabei vor allem die soziale Dimension räumlicher Differenzierung und Hierarchisierung, die sich in die physische Welt einschreibt und dabei Spuren hinterlässt: Es entstehen Orte, deren spezielle Geschichtlichkeit, distinkte Regeln und Symboliken man kennen muss, um sie verstehen zu können. Er bietet für die Frage nach den Möglichkeiten, sich mit einem Ort zu identifizieren und ihn sich ‚anzueignen‘ ein leibgebundenes System (Habitus), das generativ erworben wird und Geschmacksurteile wie Handlungen strukturiert, jedoch nicht determiniert. So lassen sich z.B. Präferenzen für Altbauwohnungen in der Innenstadt oder ein Wohnen im Grünen bestimmten sozialen Milieus zuordnen (vgl. Noller, 1999). Ähnlich wie Lefébvre, der die Auswirkungen des kapitalistischen Gesellschaftssystems auf physische, mentale und soziale Felder in der Produktion von Raum berücksichtigt, konzipiert Bourdieu sein Raumkonzept um eine ökonomische Nutzenmaximierung herum im Hinblick auf Distinktionsmöglichkeiten in ökonomischer, kultureller und sozialer Hinsicht. Ob sich jemand einen Ort dauerhaft ‚aneignen‘ könne, hänge letztlich davon ab, ob er über das stillschweigend geforderte Kapitalvolumen in den drei Feldern verfüge, so Bourdieu (vgl. 1997b).

Lefébvres Arbeiten zur „Produktion von Raum“ (1974:1991) machen deutlich, dass gesellschaftliche Leitvorstellungen und das Wirtschaftssystem mit den inhärenten Norm- und Wertvorstellungen für raumbezogene Analysen mitgedacht werden müssen. Basierend auf einem klassischen marxistischen Zugang – der Analyse der ‚Herstellungsbedingungen‘ eines Produktes, die im Endprodukt verschleiert sind (Herrschaftsbeziehungen, Hierarchien) – lässt sich diese Blickrichtung von Lefébvres Analyse für den relationalen Raumbegriff nutzen. Die Konstitution von Raum, die der Löwsche Raumbegriff beschreibt, ist vom jeweiligen Gesellschaftssystem abstrahiert – und damit auf der Makroebene unpolitisch. Daher ist als *Arbeitsbegriff der gesellschaftliche Produktionsmodus als Strukturprinzip analog zu Habitus und Gender in der Konstitution von Raum* mit zu berücksichtigen.

Während die grundlegende Veränderung in der theoretischen Auseinandersetzung mit Organisationsformen des Nebeneinanders sich als Paradigmenwechsel auf Raumaspekte beziehen und diskursiv als „*Spatial Turn*“³ bezeichnet werden, geraten Orts- und Zeitbezug aus dem Fokus.

Helmuth Berking macht auf diesen Umstand aufmerksam und schlägt als *Weiterentwicklung* der mit dem Spatial Turn gewonnenen Perspektiven vor, die *Betrachtung von Räumen als die Ordnungsdimension des Gleichzei-*

³ Veröffentlichungen zum Spatial turn als Paradigmenwechsel beziehen sich sowohl auf die Lektüre (und Neuentdeckung) philosophischer, (stadt)soziologischer und architekturtheoretischer Klassiker als auf die gegenwartsbezogene Theoriebildung und empirische Forschung. Vgl. für eine Darstellung der theoretischen Bezüge Döring (2010); Lossau (2012) sowie interdisziplinäre Perspektiven bei Arias (2010); Döring / Thielmann (2008); Pugh (2009); Warf / Arias (2009) zu kritischen Reflektionen vgl. Berking (2010a); Lippuner / Lossau (2004).

tigen durch einen temporalen Aspekt zu ergänzen. Er bettet die raum-zeitliche Betrachtung sozialer Phänomene in die stadtsoziologische Diskussion über den Ortsbegriff ein (vgl. Berking (2010a) sowie Kap. 1.5.6, S. 84).

Wenn Räume nicht mehr gegenständlich, sondern durch Handlungen erzeugt werden, sind die Prozesse und ihre Produkte nicht mehr unabhängig vom Zeitpunkt. Für den Soziologen Norbert Elias ergeben sich über die Analyse der begrifflichen Trennung von ‚Raum‘ und ‚Zeit‘ Einblicke in die gesellschaftliche Verwendung dieser Begriffe. Beides, so Elias, seien gesellschaftliche Konstruktionen und stellen Abstraktionsleistungen dar, mit denen die Menschen sich orientieren – was erst auf einem relativ hohen gesellschaftlichen Niveau möglich sei (vgl. Elias, 1994, S. 72f.).

„Die begriffliche Trennung, die den Anschein erweckt, als seien ‚Zeit‘ und ‚Raum‘ verschiedene und vielleicht sogar getrennte Größen ist somit einfach das Ergebnis eines Versuchs, zwischen zwei Typen positionaler Beziehungen begrifflich zu unterscheiden: zwischen Beziehungen, die durch unbewegte, und anderen, die allein durch sich bewegende Standards in kontinuierlicher Positionsveränderung bestimmt werden können.“ (Elias, 1994, S. 74)

Elias bezeichnet beide begrifflichen Abstraktionen als „positionale Beziehungen“ (Elias, 1994, S. 74), d.h. als Relationen, die jeweils durch Abstände zueinander bestimmt sind – auf physikalischer Ebene lassen sich räumliche Entfernungen durch einen Vergleich mit standardisierten Distanzen messen, zeitliche erfordern hingegen periodisch konstant sich wiederholende Ereignisse. Raum und Zeit als „positionale Beziehungen“ zu bezeichnen, entspricht unserem „Denken in Abständen“ (Berking, 2010a, S. 389). In der Tradierung eines euklidischen Raumverständnisses und dessen alltagspraktischer Komplexitätsreduktion werde die Verbindung von Raum und Zeit als ein dreidimensionales Gebilde konzipiert, das sich durch die Zeit bewegt, so die Kritik Doreen Masseys ((2005, S. 106ff.), vgl. auch die Überlegungen zur Verbindung von Raum und Zeit im Kontext der Diskussion von Ortskonzepten bei Helmuth Berking und Doreen Massey, Kap. 1.5.5, S. 80 sowie Kap. 1.5.6, S. 84).

Zeit wird in dieser Konzeption, die die modernen Sozial- und Kulturwissenschaften maßgeblich prägte (vgl. Berking, 2010a, S. 389; Löw, 2001, S. 10), zur letztlich ordnenden Größe. Der große Verdienst der raumtheoretischen Wende des Spatial Turn liege darin, genau diese vermeintlichen Selbstverständlichkeiten zu entlarven und „gleichsam die letzte Bastion essentialistischen Denkens ins grelle Licht der analytischen Aufmerksamkeit“ (Berking, 2010a, S. 389) zu zerren. Als Folge werde nicht nur Raum als soziologischer Grundbegriff akzeptiert, sondern dies berühre auch die „mental Strukturen und damit Reichweite und Tiefenschärfe, vor allem aber den Geltungsanspruch wissenschaftlicher Diskurse“ (Berking, 2010a, S. 389). *Raum und Zeit werden als soziale Konstruktionen sichtbar*: Kulturvergleichende Studien haben gezeigt, dass Zeitvorstellungen generell räumlich ausgedrückt werden und dies meist egozentrisch in Relation zu den Körperachsen erfolge, wobei in der Regel die Zukunft der Vorderseite des Körpers zuge-

schrieben wird (vgl. Núñez / Cooperrider / Doan / Wassmann, 2012, S. 26)⁴. Die soziale Konstruktion von Zeit und Raum zeigt sich auch in der bislang einmaligen allozentrischen und ortsspezifischen Konzeption des in den Bergen in Papua Neu Guinea lebenden indigenen Volksstamms der Yupno (Núñez et al., 2012): Die Gegenwart wird mit der Position des Sprechenden assoziiert, Zukünftiges wird in Richtung auf den Berg durch Gesten ausgedrückt, Vergangenheit durch Gesten in Richtung der Flussmündung symbolisiert, wobei die Richtungen der Gesten nicht diametral einander entgegengesetzt sind wie es die begrifflichen Konzepte vermuten lassen (lineare Konzeption als Gegensatz wie Vorder-/Rückseite des Körpers).

Die Frage nach dem Zusammenhang von Raum, Ort und Zeit ist im Kontext dieser Arbeit die Suche nach Identifikationsprozessen und den konkreten Prozessen der Aneignung von Orten. Für die Stadtsoziologie liegt noch kein expliziter Ortsbegriff vor (vgl. Berking / Schwenk (2011, S. 17) sowie Kap. 1.5.6), daher werden im zweiten Teil des Theoriekapitels Humangeographie und Umweltpsychologie auf interdisziplinäre Anleihen für einen Ortsbegriff hin untersucht. In der Humangeographie bietet Doreen Massey einen prominenten Ansatz zur Beschreibung von Orten. Sie betrachtet Orte als Schnittmengen von Räumen, die sich im zeitlichen Verlauf ändern. Dabei nutzt sie Zeitskalen vom Stundenbereich bis hin zu geologischen Zeiträumen. Dass Orte eine Stabilität haben, ist für sie eine soziale Konstruktion, denn der Blickwinkel der Geologen zeigt gravierende Veränderungen in der Landschaft z.B. durch den Wechsel von Eis- und Warmzeiten. Auf der Maßstabebene des Alltags verändern sich Orte ebenfalls: Man könne nie zu demselben Ort zurückkehren, den man verlassen habe, weil sich in der Zwischenzeit (nicht als Ergebnis der Zeit) das Relationengefüge an und zu diesem Platz und damit der Ort selbst sich geändert habe (vgl. das Gedankenexperiment bei Massey (2005, S. 137) sowie ausführlich Kap. 1.5.5). Massey inspiriert mit diesem Ortsverständnis die stadtsoziologische Diskussion, betrachtet die Relationenbildung, die einen Ort ausmacht und ihn mit anderen Orten, Menschen und Zeiten verbindet, jedoch nicht im Hinblick auf die unterschiedlichen Möglichkeiten der handelnden Personen, ‚ihre‘ Raumkonstitutionen durchzusetzen.

In einer Zusammenfassung am Ende des ersten Kapitels wird ein integriertes Raumkonzept vorgeschlagen und die begriffliche Differenzierung zwischen Raum und Ort ausgebaut. Mit diesem Grundver-

4 In den postindustriellen Kulturen mit Schriftsprache werden deiktische Zeitbegriffe räumlich entlang der Achse Vorder-Rückseite des eigenen Körpers ausgedrückt und sequentielle Zeitvorstellungen, die keine Positionierung des Sprechenden erfordern, entlang der Seitenachsen von links nach rechts (im Spanischen, Englischen), von rechts nach links (im Hebräischen) oder von unten nach oben in Mandarin (vgl. Núñez et al. (2012, S. 26f.) für eine detaillierte Beschreibung und Ausnahmen im Hinblick auf präindustrielle und nicht-schriftbasierte Kulturen sowie weitere Literaturverweise).

5 Wie in Kapitel 3 (vgl. S.151ff.) empirisch gezeigt wird, stellt Zeit eine wichtige Ressource dar, die investiert werden muss, damit eine Identifikation mit dem Ort über die Konstitution von Räumen gelingen kann.

ständnis wird die empirische Frage nach den konkreten Identifikationsprozessen empirisch untersucht und dabei theoriegenerierend gearbeitet⁶.

Im **zweiten Kapitel** wird für die Fragestellung der Arbeit – Aneignung von Orten und raumbezogene Identifikationsleistungen – aufbauend auf dem theoretischen Grundverständnis, das im ersten Kapitel erarbeitet wurde⁷, ein entsprechendes Forschungsdesign entwickelt. In einem ersten Schritt werden dazu Forschungsmethoden der empirischen Stadtforschung vorgestellt und ihre Eignung für die Fragestellung dieser Arbeit diskutiert. Sprachliche und narrative Methoden liefern Hinweise auf Identifikationsprozesse, indem z.B. über Possessivpronomen die Aneignung von Orten beschrieben oder diese als soziale Kategorie eingeführt werden. Narrative Verfahren ermöglichen es, die Bedeutungszuschreibungen zu rekonstruieren und die biographische Relevanz der räumlichen Umwelt zu ermitteln. Die alltägliche Konstitution von Raum wird in reflexiven Settings in Worten fassbar. Ergänzend zur sprachlichen Darstellung können visuelle Methoden die (An)Ordnung von sozialen Gütern und Lebewesen an Orten methodisch kontrolliert abbilden und einer ex post-Analyse zuführen, die über die Darstellung aus Sicht der Befragten hinausgeht. Fotos lassen sich ebenfalls nutzen, um Reflexionsprozesse in narrativen Interviews zu initiieren, indem sie ergänzend zu einer mündlichen Erzählaufforderung verwendet werden. Aus diesem Grund werden Fotointerviews eingesetzt (vgl. Stoetzer, 2004), bei denen die Befragten selbst Fotos ‚ihrer‘ Stadt im Vorfeld erstellen und im Interview beschreiben. Diese Kombination von narrativen und visuellen Methoden ermöglicht die Rekonstruktion der subjektiven Bedeutungszuschreibungen und Relevanzstrukturen in der Analyse. Die Bedeutung von Orten, sowie implizites, fachkulturelles oder lokal-spezifisches Wissen werden im Kontext von raumkonstituierenden Prozessen in der Interpretation erkennbar.

Visuelle Methoden, die selbstgefertigte Kartierungen (sketch maps) der Bewohner von ihrer Stadt nutzen, wurden in der Studie von Kevin Lynch „Image of the City“ (1965) eingesetzt, mit der Lynch empirisch die Orientierung von Menschen in Städten rekonstruieren wollte. Seine These war, dass sich Menschen eine Stadt besser ‚aneignen‘ können, wenn sie sich gut zurecht finden und ihren strukturellen Aufbau kennen. Da die selbstgezeichneten Skizzen aber teils erhebliche Nachteile aufweisen (vgl. zusammenfassend Kap 2.1.3, S. 115) wurde für die vorliegende Arbeit ein anderes Mapping-Verfahren ausge-

6 Dies ist insofern kein Widerspruch, da das theoretisch erarbeitete Begriffswerk gerade eine offene und dynamische Konzeption ortsgebundener gesellschaftlicher Phänomene ermöglicht und für die Analyse des empirischen Materials keine theorieimmanenten ‚Scheuklappen‘ bereithält. Mit der Empirie soll eine Theoriebildung erfolgen, die Aneignungsprozesse von Raum und Ort über Identifikationsprozesse beschreiben kann und das in diesem Kapitel erarbeitete Grundverständnis entsprechend erweitert.

7 Die Grundannahme ist der relationaler Raum-begriff von Martina Löw mit Ergänzungen hinsichtlich des gesellschaftlichen Produktionsmodus (Kap. 1.4) und des Spacingbegriffs für virtuelle Räume (Kap. 1.2). Orte werden als raumzeitliche Ereignisse begriffen, die figurativ mit unterschiedlichen habituellen Dispositionen hervorgerufen werden und auf unterschiedlichen Zeitskalen betrachtet werden (Kap. 1.6).

wählt, das mit Fotos arbeitet. Auf Videoaufnahmen wurde aus theorieimmanenten Gründen verzichtet: Die Auswahl, welche Bildfolgen oder Szenen gezeigt werden, erfolgt im Gegensatz zu Fotos nicht in der Erhebungssituation selbst, sondern die Schwerpunkte der visuellen Darstellung werden ex post in einer anderen räumlichen Konfiguration festgelegt (zur Überlagerung von Räumen im Hinblick auf die vorliegende empirische Untersuchung vgl. Kap. 2.2.2, S. 141).

Das eingesetzte Mapping-Verfahren ermöglicht die Darstellung von Stadt aus individueller Perspektive auf der Basis von Fotos und mündet in der Konstruktion eines digitalen Stadtmodells. Das heißt, die verwendeten Fotos werden von den befragten Studierenden nicht nur selbst erstellt, sondern auch miteinander in Beziehung gesetzt. Entlang dieser „räumlichen Links“ (im Orig. „spatial links“: Tanaka / Arikawa / Shibasaki (2002, S. 313)) werden die Fotos interaktiv ineinander überblendet und ermöglichen, ein Stadtviertel, besondere Orte oder Pendelmigration *visuell und interaktiv* darzustellen. Der strukturelle Aufbau, den die Studierenden beim Vernetzen der Fotos entwickeln, bestimmt die Rezeptionsmöglichkeiten – möglich sind z.B. ein linearer Weg, ein Rundgang oder ein komplexes Labyrinth als Bewegungspfade ‚im‘ Stadtmodell.

Diese Stadtdarstellung anhand „räumlicher Links“ wurde in Japan entwickelt, damit Anwohner das, was ihnen an der eigenen räumlichen Umgebung wichtig ist, weltweit interaktiv und ohne Programmierkenntnisse zeigen können oder Ortsunkundige sich leichter zurecht finden.

Die Orientierung in Städten erfolgt in Europa in der Regel durch eine Individualisierung von Positionen in Form von Straßennamen⁸. Außerhalb Europas ist die Namensgebung nicht immer üblich – in Japan z.B. wird die Adresse aus Verwaltungseinheiten, Stadtteilen, Häuserblöcken, Gebäudenummern und -namen zusammengesetzt, die Hausnummern ergeben sich aus der Reihenfolge ihrer Errichtung und folgen nicht notwendig einem Straßenverlauf. Aus diesem Grund ist die Nutzung der Software für allem für Fotos aus der Perspektive eines Fußgängers entwickelt worden.

Aufgrund der komplexen Anforderungen an die Teilnehmer – Fotos erstellen, zu einem digitalen Stadtmodell vernetzen, Teilnahme an einem Interview – wurde die Erhebungssituation in einen Seminarkontext eingebettet⁹ und durch einen vorgelagerten Pretest abgesichert. An der Erhebung haben 16 Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen teilgenommen.

8 Die Innenstadt Mannheims bildet eine Ausnahme und nutzt wie etliche amerikanische Städte ein Zahlensystem auf der Basis von Planquadraten.

9 Die Teilnahme an der empirischen Studie war selbstverständlich freiwillig und konnte ohne Angabe von Gründen abgebrochen werden. Nachteile wären den Studierenden in dem Fall nicht entstanden. Die Teilnahme an der Studie wurde nicht als Studienleistung gewertet.

Um die Raumkonstitutionen als Identifikationsprozesse am digitalen Stadtmodell zu studieren, wurde ein graphenanalytisches Verfahren entwickelt, das die Strukturbeziehungen zwischen den Fotos ermittelt und in eine isomorphe Darstellung überführt, bei der hochvernetzte Fotos nah beieinander erscheinen (energieminimierte Darstellung).

Die empirische Basis dieser Arbeit bilden Fotokorpora, transkribierte qualitative Interviews, interaktive Darstellungen der eigenen Studienstadt als digitale Stadtmodelle sowie die graphenanalytischen Strukturdarstellungen. Als Auswertungsstrategie wird die Grounded Theory eingesetzt und hinsichtlich ihrer Sampling-Strategie angepasst (im Detail Kap. 2.3, S. 147). Die Interpretation von Text- und Bildmaterial sowie den Strukturdarstellungen erfolgte in Interpretationsgruppen mit unterschiedlichen fachlichen Zusammensetzungen, damit eine intersubjektivität der Analyseprozesse gewährleistet ist.

In der Auswertung ließen sich *vier raumbezogene Identifikationsstrategien* isolieren, die im Sample in unterschiedlichen Ausprägungen und Kombinationen von den Studierenden eingesetzt wurden, und als *biographische, rekonstruktive, gegenkulturelle und iterative Raumkonstitution* bezeichnet werden.

Im **dritten Kapitel** diskutiere ich diese Ergebnisse in Form von vier Falldarstellungen derjenigen Studierenden, die diese Identifikationsstrategien besonders deutlich einsetzten. Die einzelnen Darstellungen umfassen jeweils einen Überblick über die biographische Situation und den Zugang zum Studium in Darmstadt, die Wahrnehmung und Vorstellung von Darmstadt in Form eines Images basierend auf Fotos und Interviewsequenzen, welche vorgestellt und interpretiert werden. In einem nächsten Schritt analysiere ich die digitalen Stadtmodelle in ihrem strukturellen Aufbau und verknüpfe sie mit der Interpretation der Fotos und Interviews. Abschließend stelle ich für jede Falldarstellung die jeweiligen Raumkonstitutionen als Identifikationsstrategien dar und fasse diese am Ende des dritten Kapitels vergleichend zusammen. Das gesamte Kapitel ist sehr nah am empirischen Material und der Darstellung des Interpretationsprozesses orientiert, es werden aber auch in Ansätzen Rückschlüsse zu den im ersten Kapitel diskutierten theoretischen Grundannahmen gezogen.

Im **vierten Kapitel** untersuche ich übergreifend die Ergebnisse, die als Falldarstellungen konkret am empirischen Material entwickelt wurden, auf eine Verallgemeinerbarkeit und Übertragbarkeit jenseits des unmittelbaren Fallbezugs. Dazu binde ich die Ergebnisse an die Diskussion raum- und ortsbezogener Theorien der Soziologie, Humangeographie und Umweltpsychologie zurück.

Ich werde in diesem Kapitel zeigen, dass die raumbezogenen Identifikationsleistungen die ‚Aneignung‘ von Orten beschreiben, die über repetitive Spacing oder Syntheseleistungen auf mehreren Ebenen erfolgen kann. Die anhand der empirischen Basis dieser Untersuchung herausgearbeiteten biographischen, historiographischen, gegenkulturellen und iterativen Raumkonstitutionen als Identifikationsstrategien systematisiere ich anhand dieser Unterscheidung. Weiterhin diskutiere ich als Herausforderungen für die-

se Aneignungsprozesse fachkulturelles und lokalspezifisches Wissen, Zeit als Ressource für diese Prozesse und in Form von Zeiträumen sowie Freiräume. Mit diesem Begriff bezeichne ich die temporäre Aufhebung der Dualität von Raum, indem Strukturen vorübergehend nicht reproduziert werden.

Im abschließenden **fünften Kapitel** fasse ich die Fragestellung der Arbeit, die vorgeschlagenen theoretischen Erweiterungen des relationalen Raumbegriffs und methodischen Eigenentwicklungen sowie die empirischen Ergebnisse und ihre Systematisierung zusammen. In diesem Kapitel wird die Aneignung von Orten über Raumkonstitutionen als Identifikationsstrategien beschrieben, in die einzelne Akteure figurativ eingebunden sind. Das Kapitel schließt mit einem Ausblick über den ‚Tellerrand‘ der europäischen Perspektive und zeigt das Potential raumbezogener Identifikationsprozesse bei rapiden und gravierenden materiellen und sozialen Veränderungen von Urbanisierungsprozessen.

1. Raum und Ort

Theoretische oder begriffliche Konzepte von Raum haben in den sozialwissenschaftlichen Diskursen in den letzten 20 Jahren eine Renaissance erlebt und zu einer Ausdifferenzierung geführt, die zu der These verleiten kann, mit der allgemeinen Beschleunigung und *time-space-compression* (Harvey, 1989, 1993) hätten sich auch wissenschaftliche Revolutionen im Kuhnschen Sinne (1962:1997) verdichtet.

Ein historischer Rückblick zeigt, dass Vorstellungen von Raum – als geistige Abstraktionsleistung, die das Nebeneinander regelt (Elias, 1994) – immer einen zeitgeschichtlichen Bezug haben. Politische, soziale, künstlerische, wissenschaftliche und philosophische Entwicklungen, d.h. die jeweiligen gesellschaftlichen Situationen beeinflussen die Rahmenbedingungen des Handelns und Denkens als Selbstbeschreibung der Gesellschaft. Die gesellschaftsspezifisch akzeptierten raumbezogenen Vorstellungen werden über Bildungs- und Sozialisationsprozesse tradiert (vgl. z.B. Löw, 1997), bis Veränderungen (in) der Gesellschaft, d.h. veränderte Rahmenbedingungen des Handelns, mit tradierten Raumvorstellungen in Konflikt treten – und diese ggf. revidieren. Raumvorstellungen sind damit zeitgebunden an die jeweilige Gesellschaftsform.

Sprachgeschichtlich lässt sich z.B. bis zur Renaissance ein anthropozentrischer Raumbegriff anhand der verwendeten Raum-Maße wie Elle, Fuß oder Morgen nachweisen, bei denen der Körper des Menschen als Bezugsmaßstab für das ihn direkt Umgebende gilt (Bollnow (1963:2000, S. 31ff); ferner Sturm (2000), Läßle (1991)).

Auch der Begriff ‚Raum‘ selbst verweist auf die Handlungstätigkeit, ein Urbarmachen der unkultivierten Natur. Raum in diesem Sinne wurde durch menschliche Arbeitsleistung als mit der Sesshaftigkeit einhergehende kulturelle Errungenschaft hergestellt.

In Europa wurden neben der alltagspraktischen Erfahrung und anthropozentrischen Bestimmung von Raum in der Antike abstrakt-ideale Konzepte entwickelt, z.B. anhand mathematisch-geometrischer Erkenntnisse (euklidische Geometrie als Grundlage der Landvermessung; vgl. Sturm (2000)).

Wechsel im Weltbild – wie die kopernikanische Wende, bei der der Mensch im Zentrum der räumlichen Ordnung durch ein naturwissenschaftlich-physikalisches Verständnis abgelöst wird – führen, grob verkürzend dargestellt, zu einem abstrakten Denkmodell, das Raum als Ordnungsdimension vom Handeln der Menschen und von Erkenntnis loslöst. Dieser Prozess der Ablösung eines konkreten, an Orte gebundenen Raumerfahrens durch eine abstrakte Darstellung von Raum erfolgte innerhalb der Wissenschaften seit der Renaissance und fand im Hinblick auf die Alltagspraxis und gesellschaftlich-politische Ordnung mit der Gründung der Nationalstaaten seinen Abschluss (Sturm, 2000).

„Die Präferenz einer neuzeitlichen Erkenntnis durch Messen einer ausgelagerten Um-Welt – statt der vorher geübten Erkenntnis durch Erfahrung und Denken – führte zu einer Zergliederung der Wirklichkeit. Für die Zeit wurden Kalender und (Stopp-) Uhr zum Maß aller Dinge. Für den Raum wird Descartes' Analytische Geometrie zum neuen Bezugssystem[...]“ (Sturm, 2000, S. 9).

Alltägliche Raumvorstellungen sind häufig noch durch die Raumauffassung der klassischen, d.h. mechanischen Physik Newtons „kolonisiert“. Für sie existiert als Denkmodell ein dreidimensionaler Raum, anhand dessen orthogonaler Achsen die Lage von Gegenständen oder Personen angebar ist – basierend auf der euklidischen Geometrie.

Für diese Raumvorstellung hat sich der Begriff des ‚Containers‘ eingebürgert, der die in ihm gelagerten Objekte einschließt, Nähe und Distanz auf ein ‚reines‘ Zahlenverhältnis beschränkt und eine eindeutige Grenzziehung sowie dichotome Ordnung über diese Denkfigur ebenfalls leicht ermöglicht. Sie war, indem sie eine Entkopplung von System und Elementen ermöglichte, für die sich entwickelnde Ökonomie zur Analyse der Tauschbeziehungen innerhalb der Nationalökonomien hilfreich.

Mit der Entdeckung der widerspruchsfreien, nicht-euklidischen Geometrie 1830 und ihrer Vereinheitlichung durch den Mathematiker Bernhard Riemann werden nach fast 2000-jähriger Dominanz des euklidischen Paradigmas verschiedene Strukturen von Raum zunächst in der mathematischen Theorie möglich.

Anfang des letzten Jahrhunderts wird Raum als einheitliches Ordnungssystem auf der Ebene der Kunst, Musik, Literatur und Wissenschaft zunehmend in Frage gestellt. Besonders die Veränderungen im physikalischen Weltbild durch die spezielle und allgemeine Relativitätstheorie Albert Einsteins heben die Trennung von Raum, Zeit und Materie auf und wirken weit über die eigene Disziplin hinaus. Für die *sozialwissenschaftliche* Auseinandersetzung mit Raumphänomenen ist an diesem physikalischen Modell die Abhängigkeit beobachtbarer Ereignisse in Bezug auf die relative Position des Beobachters wesentlich: Raum und Zeit können nicht mehr absolut definiert werden, sondern sind abhängig vom Beobachter. Da der Dualismus von Raum und Materie bzw. Körperwelt aufgehoben wird, ergibt sich Raum aus den Lageverhältnissen der Körper relativ zum Bezugssystem des Beobachters. Da diese Lageverhältnisse in steter Bewegung sind, kann Raum nicht länger statisch gedacht werden.

Dieser physikalisch-naturwissenschaftliche Raumbegriff hat die Konzeption von Raum in den Sozialwissenschaften maßgeblich beeinflusst, denn viele soziale Prozesse lassen sich mit einem theoretischen System, das Bewegung (also Dynamik, Prozesse, Veränderungen) als *Normalfall* integriert, leichter erklären. Zeitnah zu diesen Entwicklungen im Bereich der Kunst, Literatur und Naturwissenschaft hat der in die USA emigrierte russische Soziologe Pitirim Alexandrowitsch Sorokin (1927/1998) in der Einleitung seiner umfassenden Abhandlung über Stratifikation und sozialer Mobilität den Begriff des sozia-

len Raumes entwickelt, gegen den er den geometrisch-abstrakten Raum abgrenzt¹⁰. Der soziale Raum ist vielfach differenziert und erklärt soziale Mobilität und Hierarchien in Gruppen trotz ähnlicher Platzierung am selben Ort. Konkret erläutert Sorokin diese Idee am Beispiel eines Königs und seines Dieners deren geometrische Distanz gering, ihre soziale im Absolutismus jedoch größer nicht sein kann¹¹. Damit werden am selben Ort unterschiedliche soziale Räume und Handlungsoptionen in Abhängigkeit von Gruppenzugehörigkeit und Status innerhalb der jeweiligen Gemeinschaften ermöglicht (Löw et al., 2007, S. 46).

In der Soziologie entwickelte sich um die Jahrhundertwende in Berlin und Chicago die Stadtsoziologie als eigenständige Forschungsrichtung, um die tief greifenden gesellschaftlichen Veränderungen als Folgen der Industriellen Revolution zu analysieren. Georg Simmel als einer ihrer Begründer untersuchte raumbezogen die Veränderungen im „Gemütsleben“, d.h. emotionale und affektive Transformationen durch die hohe Dichte des Sozialen bei gleichzeitiger Anonymität in Städten sowie die ökonomischen Konsequenzen der Waren- und Dienstleistungs- und Geldströme (vgl. Simmel, 1903). Soziologisch relevant ist für Simmel nicht Raum als solcher, sondern er wird es dadurch, dass er in das Handeln und die Vorstellungen von Menschen integriert wird. „Raumgebilde“ sind die Folgen raumbasierten Handelns, z.B. bestimmte Gebäude wie Kirchen oder allgemeiner Städte.

Georg Simmel beeinflusste mit diesen Überlegungen Robert Ezra Park, der gemeinsam mit William Isaac Thomas in Chicago soziale Ungleichheit mit einem neuen methodischen und theoretischen Bezugsrahmen untersuchte. Dieser zeichnete sich dadurch aus, dass soziale Prozesse als Ursachen ethischer und klassenspezifischer Differenzen gesehen wurden und diese über qualitative Forschungsansätze und die biographische Verarbeitung gesellschaftlicher Transformationsprozesse untersucht wurden. In Form von Gemeindestudien wurden die milieuspezifischen Formen analysiert, *wie* soziale Wirklichkeit vor Ort hergestellt wird, anstatt den Weg über strukturanalytische Auswertungen amtlicher Statistiken zu wählen. Park und Thomas sind die Leitfiguren der nach dem Ort ihrer Forschungsarbeit bezeichneten Chicagoer Schule.

10 Diese Differenzierung greift Pierre Bourdieu auf (vgl. 1991a, 1997b) und integriert sie in seine zwischen Strukturalismus und Poststrukturalismus zu verortende Gesellschaftstheorie. Er versucht, den nicht direkt beobachtbaren sozialen Raum als klassenspezifisch differenziert zu beschreiben und dessen Wirkungen auf den beobachtbaren, physikalischen Raum zu erklären (Entstehen exklusiver Orte, Ghettoisierung). Während er den sozialen Raum *relational* denkt, greift er auf eine duale Beschreibung von physischem, angeordnetem und sozialem Raum zurück, mit der er letztlich eine Vereinbarkeit beider Konzepte auf theoretischer Ebene ausschließt (zur Kritik vgl. z.B. Löw / Steets / Stoetzer, 2007, S. 45f.). Henri Lefebvre verwendet den Begriff des sozialen Raums ebenfalls, geht aber über eine binäre Kontrastierung hinaus (vgl. Kap. 1.3).

11 Hermann Korte (2009) zeigt die Veränderung von Positionen im sozialen Raum mit Fotografien von Angela Merkel zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten: Es sind Aufnahmen, die zum Bundestagswahlkampf 1990 und 17 Jahre später beim G8-Gipfel in Heiligendamm entstanden sind: „Die geografische Distanz zwischen den beiden Orten der Fotos beträgt etwa 100 Kilometer, die soziale Distanz, die zwischen ihnen liegt, ist vergleichsweise unendlich.“ (Korte, 2009, S. 16)

Indem Simmel Raum nicht ontologisch sondern über seine sozialen Konsequenzen bestimmt, wendet er sich auch strikt gegen eine Instrumentalisierung in politisch-machttheoretischen Diskursen, die Raum als homogen konstruieren, um einen isomorphen Zusammenhang zwischen Raum, Gesellschaft und Identität zu behaupten.

Diese Argumentationsfigur – Raum als territorial fixierte Einheit und Träger von Identität – wurde durch die nationalsozialistische Ideologie politisch vereinnahmt (Löw, 2001, S. 52) und zur Rechtfertigung der menschenverachtenden Expansionspolitik mit quasi wissenschaftlichem Hintergrund herangezogen. Die Vermeidung jeden Verdachts einer geopolitischen Bezugnahme, d.h. die Erklärung sozialer Prozesse ausschließlich über ihre Verortung, führte nicht nur in der Stadtsoziologie für Jahrzehnte zur Ausgrenzung von Raum als Forschungsgegenstand. Statt mit räumlichen Fragestellungen beschäftigte man sich mit Zeit als dynamischem Gegenentwurf und Ordnungsdimension des Nacheinander.

In den Gesellschaftswissenschaften wurden in den letzten Jahrzehnten Raumbegriffe neu definiert. Raum wird inzwischen als gesellschaftlich relevant akzeptiert und nicht mehr als materieller Hinter- oder erdgebundener Untergrund sozialer Prozesse konzipiert und so per definitionem aus soziologischen Theorien ausgeschlossen. Für die Soziologie ist die Bezugnahme auf räumliche Konstrukte in Aushandlungsprozessen, in der alltäglichen Verwendung sowie in der wissenschaftlichen Reflexion von Interesse.

Im Folgenden werden, um die Fragestellung der Arbeit zur Aneignung von Orten durch raumbezogene Identifikationsprozesse beantworten zu können, zunächst *raumbezogene* Theorieentwürfe diskutiert. Im zweiten Teil dieses Kapitels wird ein *Ortsbegriff* auf der Basis der Auseinandersetzung mit Diskursen der Soziologie, Humangeographie und Umweltpsychologie entwickelt. Das Kapitel schließt mit einer Zusammenfassung und der Darstellung eines eigenen integrierten Orts- und Raumbegriffs, der aus den folgenden Darstellungen abgeleitet wird.

Für die Raumtheorie wird zunächst der *relationale Raumbegriff* von Martina Löw vorgestellt, der die *Konstitution von Räumen im Handeln, Denken, Fühlen und Erinnern* von Menschen beschreibt und *den jeweiligen Standort* und die *habituellen Dispositionen in Relation zu anderen Menschen und ihren Raumkonstitutionen berücksichtigt* sowie Rahmenbedingungen dieser Handlungen, die generativ hervorgebracht werden. Indem Martina Löw ihren Raumbegriff zunächst vom Individuum ausgehend konstituiert und die Betrachtung der Verflechtung mit den Raumkonstitutionen anderer Menschen durch den Relationenbegriff immanent dabei miteinbringt, ermöglicht sie, eine *Überlagerung unterschiedlicher Räume an einem Ort auf theoretischer Ebene zu reflektieren*.

1.1 Raum als relationale (An)Ordnung

Raum, so die Definition von Martina Löw (2001, S. 271), ist eine relationale (An)Ordnung von sozialen Gütern und Lebewesen an Orten. Mit dem Begriff der (An)Ordnung wird sowohl die Ordnungsdimension des Nebeneinanders als auch die Aktivität der handelnden Personen in der Konstitution von Raum betont. Betrachtet werden müsse das, was angeordnet wird und die Herstellung dieser Ordnung selbst, ohne eine Betrachtungsweise zu priorisieren. Dabei können auch ganze Gruppen von sozialen Gütern und Lebewesen (Ensembles wie Stadtteile, einzelne Gebäude, Menschengruppen wie Zuschauer, Jugendcliquen oder ‚die Gemeinde‘) synthetisierend zusammengefasst werden und wie ein Element in die Raumkonstitution eingehen.

1.1.1 Raumkonstitution als Prozess

Um die materielle Umwelt, andere Lebewesen und die eigene Person in Beziehung zu diesen in eine sinnstiftende Ordnung zu bringen, anhand derer das eigene Verhalten ausgerichtet werden kann, ist zweierlei erforderlich: Die sinnliche Wahrnehmung und synthetisierende Verknüpfung als Interpretationsleistung der Sinnesreize sowie die eigene, körpergebundene Anwesenheit und Involviertheit als Akteur in diesem Prozess. Die Relationenbildung bezeichnet Martina Löw als *Syntheseleistung*, mit der materielle Güter und Lebewesen – auch Ensembles von ihnen – verknüpft werden, und die neben der sinnlichen Wahrnehmung auf Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse erweitert wird.

„Die Syntheseleistung ermöglicht es, Ensembles sozialer Güter und Menschen wie ein Element zusammenzufassen. Ein Aspekt jeder Konstitution von Raum ist die Synthese sozialer Güter, ggf. auch Menschen, zu Räumen. Räume sind nicht natürlich vorhanden, sondern müssen aktiv durch Syntheseleistungen (re)produziert werden. Über Vorstellungs-, Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozesse werden soziale Güter und Lebewesen zu Räumen zusammengefaßt.“ (Löw, 2001, S. 224f.)

Mit der Relationenbildung, der Syntheseleistung, gehen in der Regel Platzierungsprozesse einher, bei denen der eigene Körper in Relation zu anderen Körpern, Lebewesen und sozialen Gütern positioniert wird oder deren Position und Eigenschaften modifiziert werden. *Spacing* bezeichnet das Errichten, Bauen, Vermessen und das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Lebewesen oder sozialen Gütern als solche kenntlich zu machen, sowie das Platzieren von Informationen. Für beide Prozesse, Spacing und Syntheseleistung, greift Martina Löw auf das Habituskonzept von Pierre Bourdieu zurück (vgl. Löw, 2001, S. 176ff.), welches dem Körper eine zentrale Rolle bei der Reproduktion von gesellschaftlichen Strukturen zuschreibt. Über leibgebundene, verinnerlichte Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata werden die Handlungen der Subjekte vorstrukturiert und gesellschaftliche Ordnung weitgehend über diesen Zirkel reproduziert (vgl. Kraus / Gebauer, 2002).

Dem Körper kommt bei den Platzierungsprozessen eine wichtige Funktion zu: Spacing ist an körperliche Aktivität gebunden. Syntheseleistung und Spacing als raumkonstituierende Prozesse werden durch den Habitus beeinflusst. Platzierungsprozesse sind in mehrfacher Hinsicht an die Bedingungen der Handlungssituation gebunden. Platziert werden kann zum einen nur, was materiell vor Ort verfügbar ist, zum anderen sind den Modifikationsmöglichkeiten Grenzen gesetzt, beispielsweise körperliche, juristische, ethische oder ökonomische.

1.1.1.1 Atmosphären

Räume wirken über ihre Materialität, d.h. soziale Güter erzeugen in der Art ihrer Anordnung eine Außenwirkung, die die wahrnehmende Interpretation nach ästhetischen Kriterien beeinflusst. Wahrnehmungen, (Geschmacks-)Urteile, Wertvorstellungen und normative Orientierungen werden, transportiert über den eigenen Körper, an den Orten der Raumkonstitution relevant. Die synthetisierende Wahrnehmung des (An)Geordneten bezieht alle Sinne, nicht nur den visuellen, mit ein. Diese Sinneswahrnehmungen werden habituell unterschiedlich interpretiert. Die Außenwirkungen der sozialen Güter in ihrer (An)Ordnung mit Lebewesen erzeugen in der Wechselwirkung zwischen Platzierungspraxis und synthetisierender Wahrnehmung eine eigene Potentialität des Raumes, die wiederum im Verlauf des weiteren Handelns in die Synthese mit einfließt: die Atmosphären (vgl. Böhme (1997); im Hinblick auf eine architektursoziologische Interpretation auch Steets (2010)). Da sie auf der vorgefundenen (An)Ordnung und der eigenen habituellen Handlungs- und Bewertungspraxis basieren, sind Atmosphären ebenfalls sozial produziert. Sie lassen sich auch gezielt inszenieren, z.B. durch zugefügte Duftstoffe, Farbgestaltung und Akustik und ermöglichen habituelle, d.h. über das Körperempfinden gesteuerte Ein- oder Ausschlüsse sowie die Wiedererkennung institutionalisierter Räume.

„Auf Atmosphären wird Wohlbefinden und Ablehnung, Zugehörigkeit und Fremdheit subjektiv bezogen. Tatsächlich ist die Atmosphäre eine Folge der inszenierten Platzierung sowie der habitualisierenden Synthese und verschleiert in ihrer Wirkung die realen Zugriffsmöglichkeiten auf Reichtum, Wissen, Hierarchie und Assoziation als raumkonstituierende Aspekte.“ (Löw, 2001, S. 229)

Atmosphärischen Inszenierungen sind Grenzen gesetzt. Sie unterliegen als Teil der raumkonstituierenden Handlungsprozesse ebenfalls den Beschränkungen der Situation am Ort (s.o.). Hinzu kommt die Ungewissheit der Wirkung der platzierten Güter durch die wahrnehmende Synthese Dritter – sie muss natürlich nicht den intendierten Syntheseleistungsangeboten folgen.

1.1.1.2 Handlung und Struktur als Dualität von Raum

Handlungen werden durch Regeln gesellschaftlich normiert – gleichzeitig wird durch regelkonformes Verhalten die Gültigkeit ebendieser Regeln bestätigt und diese gleichzeitig (wieder) hervorgebracht und tradiert. Gesellschaftliche Strukturen, so der handlungstheoretische Ansatz von Anthony Giddens (1988), auf den Martina Löw in diesem Punkt aufbaut (Löw, 2001, S. 166ff.), sind durch diese Rekursivität stabil und ermöglichen gleichzeitig eine gewisse Flexibilität, da sie nicht rigide determinierend wirken. Sie werden über Routinen reproduziert. Strukturen bestehen für Giddens zum einen aus Regeln, d.h. der Konstitution von Sinn oder der Sanktionierung von Handlungen.

„Routinen sind konstitutiv sowohl für die kontinuierliche Reproduktion der Persönlichkeitsstrukturen der Akteure in ihrem Alltagshandeln, wie auch für die sozialen Institutionen; Institutionen sind solche nämlich nur kraft ihrer fortwährenden Reproduktion“ (Giddens, 1988, S. 111f.)

Zum anderen beinhalten Strukturen neben den beschriebenen Regeln auch Ressourcen. Sie sind „Medien, durch die Macht als ein Routineelement der Realisierung von Verhalten in der gesellschaftlichen Reproduktion ausgeübt wird“ (Giddens, 1988, S. 67). Giddens differenziert zwischen verschiedenen Strukturen, wie rechtlichen, ökonomischen, politischen, und einer Gesamtheit, die er im Singular als gesellschaftliche Struktur bezeichnet. Gesellschaftliche Strukturen ermöglichen Handeln, indem sie dafür einen Rahmen vorgeben, und werden gleichzeitig im Handeln reproduziert, was als Dualität von Handeln und Struktur bezeichnet wird.

Für die raumsoziologische Diskussion nutzt Martina Löw diese Verschränkung von Giddens zur Erklärung der Stabilität und gleichzeitig möglichen Flexibilität gesellschaftlicher Räume. Sie überträgt die Dualität von Handlung und Struktur auf die (Re)Produktion von Räumen, ändert aber in einem entscheidenden Punkt die Definition, indem sie Strukturen „nicht wie Giddens als unabhängig von Zeit und Raum, sondern als losgelöst von Ort und Zeitpunkt“ (Löw, 2001, S. 168) versteht. In Routinen werden gesellschaftliche Regeln der Raumkonstitution wiederholt, es entstehen institutionalisierte Räume, die in der (An)Ordnung ihrer Elemente – Lebewesen und soziale Güter – stark standardisiert sind: Bibliotheken, Klassenzimmer, schichtspezifische Möbelanordnung in Wohnungen; Prediger und Gemeinde, Kirche und Kirchhof z.B. werden aufgrund der gewohnten (An)Ordnung von Elementen und zeitlichen Abfolgen von Handlungen unabhängig von Ort und Zeitpunkt, so Löw, als jeweilige räumliche Struktur erkannt und im Handeln reproduziert, und zwar unabhängig vom konkreten jeweiligen Ort¹². Institutionalisierte

12 Die Dekodierung dieser (An)Ordnungen auf ihre kulturellen und sozialen Funktionen und Bedeutungen hin kann jedoch ohne lokalspezifisches Wissen auch leicht scheitern, wie Beate Löffler an der baulichen Gestalt von christlichen sakralen Gebäuden in Japan zeigt: Zwischen Gebäuden, die von christlichen Gemeinden genutzt werden und ihren kommerziellen Replikaten, den Wedding-Capels, die ausschließlich einer nicht-sakralen Imitation westlicher Hochzeitsrituale als kommerzialisierter Gegenentwurf zu traditionellen japanischen

Räume sind (An)Ordnungen, die über das eigene Handeln hinaus wirksam bleiben und dauerhaft Handeln prägen, indem die ihnen zugrunde liegenden Syntheseleistungen und Spacings repetitiv, d.h. routiniert, erfolgen. In Routinen werden institutionalisierte Räume (re)produziert und gleichzeitig das eigne Handeln habitualisiert – Räume existieren nicht ‚einfach so‘. Diese Überlegung fasst Martina Löw unter dem Begriff der *Dualität von Raum* zusammen (vgl. 2001, S. 166ff.).

Die Stabilität institutionalisierter Räume und ihre scheinbare Selbstverständlichkeit ergibt sich in erster Linie durch die Kontinuität der repetitiven wahrnehmenden Handlung, dem Zirkel aus Syntheseleistung und Spacing in Routinen.

1.1.1.3 Abweichung und Veränderung

Nicht immer ist es möglich oder gar gewünscht, auf Routinen zurückzugreifen. Die Konstitution von Räumen ist nicht an feste Handlungsmuster gebunden, sondern kann auch abweichend oder Routinen ersetzend erfolgen. Routinen ermöglichen als ein Set von gewohnheitsbedingten Handlungen, Alltag zu gestalten. Giddens schlägt im Hinblick auf Routinen eine Unterscheidung zwischen praktischem und diskursivem Bewusstsein vor. Letzteres umfasst die Sachverhalte, die in Sprache kommuniziert werden können, ersteres alles Wissen auch im körperlichen und emotionalen Sinne, das im „praktischen Handeln“ angewandt und aktualisiert wird, ohne darüber bewusst zu reflektieren.

„Beide Bewusstseinsformen werden im täglichen Handeln ergänzt durch das Unbewusste, durch verdrängte Motive des Handelns. Die Konstitution von Raum geschieht in der Regel aus einem praktischen Bewusstsein heraus, das zeigt sich besonders darin, dass Menschen sich selten darüber verständigen, wie sie Räume schaffen.“ (Löw et al., 2007, S. 64)

Diese Verständigung ist zwar nicht alltäglich, jedoch möglich: In reflexiven Kontexten kann praktisches Wissen in diskursives überführt und kommuniziert werden; die Konstitution von Räumen kann in Worte gefasst werden¹³. Abweichungen von institutionalisierten räumlichen Handlungen sind über bewusste Reflexion eigener und fremder Handlungspraxis möglich. Sind mehrere Menschen in die Raumkonstitution einbezogen, erfolgt diese zusätzlich zu den materiellen und symbolischen Verfügungsmöglichkeiten vor Ort auch sozial als Aushandlungsprozess, der abhängig von der jeweiligen Machtkonstellation eben-

schen Hochzeiten dienen, ist äußerlich (Materialität, Architektur) zunächst kein Unterschied festzustellen (Löffler, 2011). Insofern sind bei der Ortsunabhängigkeit Einschränkungen auf kultur- und gesellschaftsspezifische spezifische Strukturen anzunehmen (vgl. auch die Erweiterung des Raumbegriffs durch Löw (2008) und in Kapitel 1.6, S. 78 sowie in der zusammenfassenden Darstellung in Kap. 4.3.3, S. 261).

13 Vgl. dazu das Forschungsdesign dieser Arbeit (Kap. 2.2, S. 117), das u.a. auf Fotostimuli setzt, um in reflexiven Kontexten die Konstitution von Raum versprachlichen und erheben zu können. In Kap.3.1.2.2, S. 157 wird dann ein prägnantes Beispiel aus dem empirischen Material diskutiert, bei dem die Stadtwahrnehmung und Wahl der Wege, die im praktischen Bewusstsein erfolgt, durch die im Rahmen dieser Arbeit entwickelte Methodik reflektiert und dieser Prozess des Bewusstwerdens im Interview thematisiert wird.

falls zu Abweichungen gewohnheitsmäßiger Handlungen führen kann. Weitere Möglichkeiten der Abweichung sind inkompatible Habitus, die Fremdheitserfahrungen vermitteln, oder körperliche Grenzen (vgl. Löw, 2001, S. 184f.). Die räumlichen Strukturen, durch Routinen reproduziert, werden durch *einzelne* Abweichungen oder Neuschöpfungen nicht angegriffen. Die entstehenden Räume sind temporärer Natur und haben einen flüchtigen Charakter. Erst wenn die veränderten Praxen *kollektiv aufgegriffen* und teilweise oder in Gänze *reproduziert* werden, verändern sich institutionalisierte Räume. Dann beginnt der Zirkel erneut, „weil regelmäßige Abweichungen selbst zur Routine werden. Das heißt, es können institutionalisierte Räume geschaffen werden, die nicht (oder noch nicht) im Einklang mit gesellschaftlichen Strukturen stehen“ (Löw, 2001, S. 185).

Sind die abweichenden raumbezogenen Handlungen temporären oder regelmäßigen Charakters gegen eine institutionalisierte (An)Ordnung gerichtet, werden sie als „gegenkulturelle Räume“ (Löw, 2001, S. 185) bezeichnet. Die aus widerständigem Handeln entstehenden Räume sind gegenkulturelle Räume, jedoch keine Heterotopien (Foucault, 1991), da ihnen keine Illusions- oder Kompensationsaufgabe zufällt (vgl. Löw, 2001, S. 186).

1.1.2 Lokalisierung von Räumen

Raum entsteht im Handeln, indem soziale Güter und Lebewesen miteinander durch Erinnerungs- und Wahrnehmungsprozesse sowie durch abstrakte Vorstellungen und konkrete Platzierungen verknüpft werden. Mit dieser Begriffsbestimmung von Raum wird eine synonyme Verwendung oder Reduktion von Raum auf Ort vermieden und systematisch zwischen Raum und Ort unterschieden:

„Orte werden durch die Besetzung mit sozialen Gütern oder Menschen kenntlich gemacht, verschwinden aber nicht, sondern stehen dann für andere Platzierungen zur Verfügung. Der Ort ist somit Ziel und Resultat der Platzierung und nicht – wie Menschen und soziale Güter – im Spacing selbst platziertes Element.“ (Löw, 2001, S. 198)

Orte seien konkret benennbar und bezeichneten meist eine geographische Position (Löw, 2001, S. 199). Räume entstehen, indem an einem konkreten Ort die verfügbaren Elemente wie materiell und symbolisch Gegebenes sowie Lebewesen im Handeln miteinander verknüpft werden. Über die Konstitution von Räumen entstehen gleichzeitig einzigartige Orte, die über die symbolische Wirkung des Platzierten wirksam bleiben. Nicht jeder Raum ist jedoch notwendig an Platzierungsprozesse, und damit an konkrete Orte gebunden. Die Synthese der raumkonstituierenden Elemente kann ohne Platzierungshandeln in der Erinnerung und in der abstrahierenden Vorstellung erfolgen – z.B. in Gesprächen, beim Lesen, bei der Konstruktion von Gebäuden oder dem Entwurf von Landschaften mit Hilfe von CAD-Software. Hier spielen vor allem die Verknüpfungen der sozialen Güter eine Rolle, deren Synthese im Entwurf vorweggenommen wird. Werden diese Entwürfe umgesetzt, erfolgen die Spacings als konkrete Platzie-

rungen der materiellen und symbolischen Güter zeitversetzt. Nur das Synthetisieren in der Wahrnehmung ist über den Körper an Orte gebunden, die zusammen mit den sozialen Gütern wahrgenommen werden – in der Alltagswahrnehmung wird zwischen Ort und den platzierten Elementen nicht unterschieden (vgl. Löw, 2001, S. 199). Raumkonstituierende soziale Güter und Lebewesen können daher mit ihren Lokalisierungen als ein Element erinnert werden.

Die symbolischen Markierungen und die (An)Ordnung der materiellen Güter, die auf vergangene Platzierungen hinweisen, sind gleichzeitig Zeichen einer früheren Anwesenheit Dritter.

Der Soziologe Michael Mayerfeld Bell führt diesen Gedanken weiter und überrascht die Leser der renommierten Fachzeitschrift „theory and society“, indem er dazu den Begriff des ‚Geistes‘ einführt. Menschen schrieben laut Bell Orten eine Aura von Einzigartigkeit, von Originalität zu. In dieser Argumentation bleibt Ort als Erinnerung einer einzigartigen, lokalisierten Raumkonstitution erhalten – und erinnert an diejenigen, die diese (An)Ordnung vornahmen. In der Erfahrung eines Ortes nehme man die frühere Anwesenheit von Personen wahr und eben dies mache den Ort zu einem heiligen oder einem profanen Ort:

“A crucial aspect of how we experience the person is our sense that the person has an animating spirit, a ghost, within. We also experience objects and places as having ghosts. We do so because we experience objects and places socially; we experience them as we do people. Through ghosts, we re-encounter the aura of social life in the aura of place” (Bell, 1997, S. 821).

‚Geister‘ in diesem Sinne sind soziale Konstruktionen. Über sie werden Erinnerungen an nicht mehr anwesende Menschen und Verweise auf ihre vergangenen sozialen Handlungen, auf zuvor konkret lokalisierte und einzigartige Räume transportiert. Selbst wenn sie nur ein Produkt sozialer Phantasie sein mögen, bevölkern diese Geister doch die Orte, hauchen ihnen Leben ein und beeinflussen durch die Wirksamkeit der Konstruktion das Handeln.

Die Einmaligkeit und Besonderheit eines Ortes wird dadurch unterstrichen, dass einige der sozialen Güter, die zur Kennzeichnung der Spezifik dieses Ortes platziert werden, nicht nur selbst einem Modifikationsprozess unterliegen, sondern ganz konkret für bestimmte räumliche Praktiken und als symbolische Markierungen hergestellt wurden. Die Techniksoziologie bietet hier vielfältige Anschlussmöglichkeiten. In Bezug auf Gebäude und ihre Gesellschaft stabilisierende Funktion hat Thomas Gieryn die Frage verfolgt, inwiefern bereits Entscheidungen der Architekten während der Entwurfsphase von Forschungseinrichtungen spätere Nutzungen vorstrukturieren und welche nicht-intendierten Nutzungen sich ergeben (vgl. Gieryn, 2002b).

Die theoretische Trennung von Raum und Ort ermöglicht dreierlei: Sie stellt eine Bezeichnung für gesellschaftlich oder biographisch einmalige und relevante Platzierungen zur Verfügung, die sich auf gegenwärtige und auf historisch gewordene Platzierungen beziehen kann. Orte, die auf spezifischen Raum-

konstitutionen basieren, können tradiert werden, auch wenn das, was dort platziert wurde, nicht mehr vorhanden ist. Orte sind somit für eine Erinnerungskultur wesentlich. Auf methodologischer Ebene bietet die systematische Trennung von Raum und Ort die Einsicht, dass nicht nur das Platzierte an einem Ort vorhanden sein muss, sondern auch der oder die Handelnde. Damit wird der Einbezug des eigenen Körpers in die Raumkonstitution vor Ort deutlich – und die Veränderung des dort zuvor Platzierten durch die eigene Anwesenheit (vgl. Löw, 2001, S. 202).

1.1.3 Methodologische Konsequenzen

Methodologisch ergibt sich damit das Problem, Raumkonstitutionen empirisch zu analysieren, da die Anwesenheit eines Beobachters die Räume vor Ort verändert. Die Standortgebundenheit räumlicher Phänomene ist immer gegeben und auf theoretischer Ebene mitkonzipiert. Reflektiert man nun, z.B. in Gesprächen oder Vorträgen durch fotografische Abbildungen, wie (An)Ordnungen in ihrer Räumlichkeit wirken oder wie diese Wirkungen intentional hergestellt werden sollen, dann entstehen dadurch selbst wieder Räume. Systemisch findet der Diskurs über die Inszenierung und Wirkung von Räumen auf der zweiten Ebene der Beobachtung statt: Es lässt sich lediglich analysieren, wie man sich darüber *verständigt*, wie wir Räume schaffen. Wenn man dies im Kontext der Lefébvreschen Raumtheorie denkt (ausführlich Kap. 1.3, S. 43ff.), werden Beobachtungen des „spatial practice“, des alltäglichen, gelebten Raumes, nur über den Umweg der „representations of space“, also der kognitiven und disziplinären Zugänge möglich. Einen Ausweg aus diesem Forschungsdilemma bieten lebensweltlich orientierte, rekonstruktive Methoden, die subjektive Verortungen, Selbst- und Weltsicht und Relevanzstrukturen eingebunden in die räumliche Konfiguration des konkreten Untersuchungsortes erheben, wie visuelle und narrativ-biographische Zugänge (vgl. Kap. 2.1.1, S. 111f. und Kap. 2.1.2, S. 113f.).

Mit Räumen gehen oft Konflikte und die Notwendigkeit, Kompromisse zu finden, einher: Geltungsansprüche, Identitätskonflikte, Exklusion sind nur einige davon (vgl. z.B. Berking et al., 2006). *Sie basieren auf der Notwendigkeit, mit Räumen auch Orte entstehen zu lassen.* Da nur das, was lokal vorhanden ist, platziert werden kann und in diesem Handlungsakt gesellschaftliche Strukturen und habituelle Verfügungsmöglichkeiten eine große Rolle spielen, ergibt sich der Konflikt daraus, dass *dort, wo bereits ein Körper ist, kein weiterer platziert werden kann.* Die körperliche Existenz in der physischen Welt beschränkt die Möglichkeiten der Platzierung im Hinblick auf die Position des eigenen Körpers in Relation zu anderen sowie weitere raumkonstituierende Spacings. An einem Ort können zwar sich überlagernde Räume entstehen – aber die eigenen Platzierungen und Wahrnehmungsleistungen sind durch strukturelle, habituelle und letztlich physikalische Rahmenbedingungen beeinflusst und limitiert. Politische Konsequenzen solcher räumlichen Auseinandersetzungen lassen sich u.a. als Vertreibung ‚unliebsamer‘ Personen – Jugendliche, Obdachlose,

Personen mit Migrationshintergrund – aus öffentlichen Räumen beobachten, weil eine bestimmte Gruppe machtvoll die Deutungshoheit über den Ort und die dort produzierten Räume durchsetzen kann. Eine mögliche, und in der westlichen Denktradition oft praktizierte Lösung ist auch die Expansion („go west“), die Besetzung neuer Räume und Orte – auch und gerade als geostrategische Maßnahme (vgl. z.B. Maresch, 2002).

Völlig andere Möglichkeiten bieten virtuelle Räume. Sie ermöglichen es, mehrere Dinge gleichzeitig *an einem Ort* zu platzieren und jede gewünschte visuelle Darstellung computergeneriert zu erzeugen. Die Darstellungen können für jeden Betrachtenden individuell erzeugt werden, was schon bei der automatischen Sprachwahl von Webseiten anfängt (vgl. zur Georeferenzierbarkeit virtueller Räume Löw et al., 2007, S. 90). Der Ortsbegriff wird im Hinblick auf virtuelle Räume unscharf, da er sich zum einen auf die körpergebundene Lokation des den Raum Synthetisierenden beziehen kann, zum anderen auf den Ort der Platzierung der Informationen. Dieser lässt sich in komplexen Netzwerken wie dem Internet nicht immer zweifelsfrei bestimmen. In manchen Fällen sind die Informationen – zum Schutz vor Zensur und relational operierenden Kontrolllogiken – so über unterschiedliche Computersysteme verschlüsselt und verteilt, dass eine Zuordnung von handelnder Person, platzierten Informationen und Ort der Platzierung/Speicherung gar nicht möglich ist. Inwiefern der aus geographischem Raumbezügen stammende Ortsbegriff für virtuelle Räume gewinnbringend genutzt werden kann, muss aufgrund der deutlich komplexeren Beziehungen noch geklärt werden.

Im Rahmen dieser Arbeit spielen virtuelle Räume für die empirische Klärung der Frage nach raumbezogenen Identifikationsstrategien und der Aneignung von Räumen und Orten eine wichtige Rolle. Anhand digitaler Stadtmodelle von Darmstadt, die von den befragten Studierenden erstellt wurden, wird diese forschungsleitende Frage untersucht. Dazu werden Fotos der Stadt miteinander vernetzt und in einem Computermodell die Übergänge zwischen zwei Fotos so dargestellt, dass der Eindruck entsteht, der Betrachter würde sich zwischen diesen Aufnahmeorten bewegen (vgl. im Detail Kap. 2.1.5.4, S. 127). Die empirische Basis für die Beantwortung der Frage nach Identifikationsstrategien und der Aneignung von Räumen und Orten sind datentechnisch manifestierte Spacings und Syntheseleistungen in der Verknüpfung der Fotos sowie Transkripte narrativer Interviews, in denen die Konstitution von Räumen in reflexiven Settings per Fotostimuli erhoben werden.

Im Folgenden wird daher zunächst eine Systematisierung der Bezeichnungen für virtuelle Räume vorgestellt. Der relationale Raumbegriff wird in der Anwendung auf virtuelle Räume diskutiert und die Grenzen des Spacingbegriffs bezeichnet. Anschließend schlage ich eine Ergänzung und begriffliche Differenzierung vor, mit der Platzierungen bezeichnet werden können wie die Relationenbildung der Stadtmodelle im empirischen Material, die datentechnisch manifestiert sind.

1.1.4 Virtuelle Räume, digitale Stadt(modelle)

Die bisherige Diskussion raumtheoretischer Ansätze hat sich auf Phänomene der Wahrnehmung, (symbolischen) Besetzung und Aneignung über strukturalistische, poststrukturalistische und handlungstheoretische Zugänge bezogen, bei denen Materielles, d.h. soziale Güter und Lebewesen mit Vorstellungen, Erinnerungen und Wünschen verknüpft werden.

Die Entwicklung von Kommunikations-, Informationsverarbeitungs- und Visualisierungstechniken hat zur ausschließlichen Wahrnehmung, Erinnerung und Vorstellung eine *Handlungsebene für nicht-materielle Dinge* ergänzt und dadurch die Konstitution neuer Räume ermöglicht. Sie werden oft mit dem Adjektiv *virtuell* versehen, um eine Differenzierung zu tradierten Raumerfahrungen nicht-technischer Art aufrechtzuerhalten oder synonym als *Cyberspace* bezeichnet. Ihre Auswirkungen auf und vermuteten Erklärungspotentiale für gesellschaftliche Transformationen werden häufig mit räumlichen oder maritimen Metaphern (global village, Datenautobahn, „surfen“, „eintauchen in den Cyberspace“) ¹⁴, umschrieben, um eine Transformation von der technischen Ebene der Systeme auf ihre gesellschaftliche Relevanz hin vorzunehmen. Diese Einschätzung der durch neue Telekommunikationsformen und Visualisierungsmöglichkeiten geschaffenen technischen und sozialen Artefakte (vgl. Graham / Marvin, 1996) wird durch unterschiedliche begriffliche und konzeptionelle Vorstellungen erschwert. Im Folgenden wird daher eine Systematisierung und Begriffsdefinitionen für „virtuelle Räume“ vorgeschlagen und ihre Relevanz für Forschungs- und Anwendungsfelder der Stadtsoziologie sowie die raumtheoretischen Konsequenzen, die sich mit der Nutzung digitaler Stadtmodelle als virtuelle Räume im Rahmen dieser Arbeit ergeben, diskutiert.

1.1.4.1 Virtualität, Cyberspace, Virtual Reality

Die begriffliche Unterscheidung von Räumen mit den Adjektiven *virtuell* und *real* stellt auf erkenntnistheoretischer Ebene eine *Konvention* dar: Menschen haben sich darauf geeinigt, was sie für ‚real‘ oder ‚virtuell‘ halten. Dieser status quo wird oft ahistorisch quasi naturalisiert – bei virtuellen Welten denkt heutzutage kaum jemand noch an Phantasiewelten in Büchern, die als Argument für die ‚Gefährlichkeit‘ der Lektüre herhalten mussten oder an Darstellungen von Babylon als virtueller Stadt in Kirchengemälden (vgl. Löw et al. (2007, S. 81f.), Shields (2003)).

Die Gegensatzkonstruktion real/virtuell kann sich *erstens* auf real existierende Personen, Informationen, Bilder oder soziale Güter beziehen, die am Ort der Raumproduktion nur mittelbar anwesend sind. In die-

14 Zur Verwendung von Metaphern bei der Beschreibung virtueller Räume vgl. z.B. Becker (2004); Ellrich (2002); Schroer (2006, S. 254ff.).

sem Fall würden Entfernungen z.B. durch Telekommunikationstechnologien überwunden werden und so eine künstliche, repräsentierte Anwesenheit über Bilder oder miteinander vernetzte Informationen geschaffen. Da die räumliche Entfernung technisch auf eine Informationsübermittlung reduziert wird, lassen sich nur nicht-materielle Repräsentationen realer Güter oder Personen austauschen. Diese Auffassung von Virtualität, die sich auf den Austausch digitalisierbarer Sachverhalte stützte, führte dazu, dass im Zuge des fortschreitenden Ausbaus der Informations- und Kommunikationstechnologien Dematerialisierungserscheinungen prognostiziert wurden (vgl. für eine kritische Diskussion Graham / Marvin, 1996, S. 243ff.). Diese Zukunftsversionen sind weitgehend von der Idee der *Substitution* realweltlicher Handlungsfelder durch eine zunehmende Virtualisierung gekennzeichnet: Computernetzwerke sollten die menschlichen Akteure miteinander verbinden und insbesondere die räumliche Mobilität, also z.B. Pendeln zwischen Arbeitsplatz und Wohnung überflüssig machen. In der vernetzten Informationsgesellschaft werde die Frage von Ort und Raum nur noch eine untergeordnete Rolle spielen, da über elektronische Netzwerke eine Ubiquität erreicht werden könne – wenn auch nur mit Hilfe von *Repräsentationen* materieller Personen oder Gegenstände. Zwar sind Computer oder internationale Datennetzwerke wie das Internet heutzutage weder aus der modernen industriellen Produktion noch aus Kommunikationskulturen, die sich im Bereich der Hochschulen¹⁵ und gesamtgesellschaftlich als soziale Netzwerke¹⁶ im Web 2.0 entwickelt haben, wegzudenken, die Transformation von der Industrie- bzw. Dienstleistungsgesellschaft hin zur Informationsgesellschaft ist jedoch nicht, wie prognostiziert wurde, von der Grundidee der Substitution, sondern von der *Konvergenz* realweltlicher und ‚virtueller‘ Räume gekennzeichnet.

Zweitens können die Repräsentationen von Personen, sozialen Gütern oder Ereignissen ihren Ursprung in einer *Simulation* haben, also künstlich erzeugt sein. Im Hinblick auf Städte lassen sich beide Formen finden. Über die Vernetzung von Firmensitzen in strategisch bedeutsamen Städten werden virtuelle Räume konstituiert, die der Abwicklung von Finanzdienstleistungen und der Organisation von Warenhandel dienen – in diesem Beispiel eindimensional auf ökonomische (virtuelle) Strukturen verkürzt. Diese ‚virtuellen‘ Kommunikationsräume der Ökonomie haben ganz konkrete Auswirkungen auf die reale, physische Welt¹⁷.

15 Austausch von Informationen zwischen Forschenden, Lehrenden und Lernenden; Initiativen zur weitergehenden Vernetzung von Forschung und Lehre mit Hilfe von Computertechnik, vgl. Diskussion um e-learning: der deutsche Bildungsserver bietet einen guten Überblick über Studien zu e-learning-Aktivitäten von Hochschulen und Unternehmen: <http://www.bildungsserver.de/zeigen.html?seite=1560>

16 Vgl. z.B. Kneidinger (2010) zu sozialen Netzwerken und Internetcommunities.

17 Die Forschung zu Global-Cities geht davon aus, dass unternehmensnahe Dienstleistungen und Kommunikationsinfrastrukturen zur Konzentration von Firmensitzen mit strategischer Bedeutung führt (Kessl / Reutlinger, 2010; Löw et al., 2007, S. 112ff.; Sassen, 1996) und weitere Investitionen in Infrastruktur und Bauvorhaben an diesem Ort nach sich ziehen.

Beide Formen der Virtualität – nicht am Ort anwesende, aber telemedial eingebundene soziale Güter und Lebewesen sowie künstlich erzeugte – werden mit den Begriffen *Cyberspace*, *Virtuelle Räume* und *Virtual Reality* verbunden und teilweise synonym verwendet.

Für die begriffliche Definition von *Raumkonstitutionen* bedeutet dies, nicht am Ort Anwesendes technisch mit einbeziehen zu müssen. Dieser Schritt ist notwendig, da für die empirisch zu beantwortende Frage nach raumbezogenen Identifikationsstrategien und aus ihnen ableitbaren Aussagen zur Aneignung von Räumen und Orten digitale Stadtmodelle eingesetzt werden. Die damit verbundene theoretische und methodologische Diskussion kann so systematisch auf einer Begriffsebene geführt werden (vgl. im Forschungsdesign dazu Kap. 2.1.5.4, S. 127ff.).

Die dem Begriff *Virtual Reality* ursprünglich zugrundeliegende Idee ist die eines *neuartigen Interfaces zwischen Computer und Mensch* (Bell / Loader / Pleace / Schuler, 2004, S. 148f.), das Raumerfahrungen ermöglicht, bei denen die visuellen und auditiven Wahrnehmungen interaktiv in Echtzeit computergeneriert werden: Die wahrgenommenen sozialen Güter lassen sich verändern und neu positionieren und die Ergebnisse der Interaktionen des Betrachtenden mit den künstlichen Objekten werden unmittelbar auf verschiedenen Sinneskanälen zurückvermittelt. Mit dem Konzept der *Virtual Reality* geht die Vorstellung der *Immersion in die künstlich erzeugten und dargestellten Räume* einher – abhängig vom Grad der technischen Entwicklung können zusätzliche Sinneskanäle geboten, die visuelle Darstellung wirklichkeitsgetreuer erzeugt werden und die verwendete Technik selbst in den Hintergrund treten¹⁸.

Der Begriff *Cyberspace* bezeichnet ebenfalls einen *virtuellen, d.h. künstlich erzeugten Raum*, dessen Intention im Unterschied zur *Virtual Reality* nicht in der stereoskopischen Simulation von Raumerfahrungen liegt, sondern in der *computervermittelten Kommunikation von Individuen*. Für die Interaktionen im Cyberspace wird keine gemeinsame und gleichzeitige Anwesenheit an einem realweltlichen Ort mehr benötigt. Die elektronisch vermittelte Kommunikation reduziert die unmittelbar zwischenmenschliche um wesentliche Merkmale, die sich nicht mit übertragen lassen. In textbasierten Formen des Austauschs wie E-Mail, Chat, oder SMS beispielsweise fehlen die subtilen Codes der Mimik, Gestik und der sprachlichen Intonation¹⁹, die Hinweise auf Ironie oder Witze geben können und der rein textlichen Darstellung der Botschaft eine konträre ‚Les‘-art entgegenstellen können.

18 In den Anfängen der VR-Technologie in den 1990er Jahren waren noch ‚Datenhelme‘ notwendig, in denen zwei Miniaturbildschirme für die stereoskopische Darstellung sowie weitere Sensorik für die Erfassung der Kopfposition und -bewegung integriert waren und „Datenhandschuhe“, die die taktile Interaktion mit den künstlich erzeugten Objekten ermöglichen sollten. Inzwischen sind diese Systeme auf die Größe einer Sonnenbrille reduziert – z.B. in den Designstudien zu Google Glass oder Produkten von Epson und Silicon Micro Display – und die Bewegungen des Körpers können direkt aus der Position der Gliedmaßen abgeleitet werden.

19 Verbale und nonverbale Schlüsselreize werden in der textbasierten Form quasi ausgefiltert (cues filtered out, vgl. Bell et al., 2004, S. 28) und durch Icons oder Text ersetzt, die ihre Funktion mitübernehmen (Smileys, Emoticons).

Der Begriff Cyberspace selbst wurde von William Gibson Anfang der 1980er Jahre in dem fiktionalen Roman „Neuromancer“ geprägt, und beschreibt eine futuristische, halluzinogene und computergenerierte Scheinwelt, in der die Individuen über Computernetzwerke verbunden sind und die von einer vollständigen Immersion gekennzeichnet ist. John Perry Barlow hat diesen Entwurf auf die deterritorialisierete Kommunikation in Computernetzwerken heruntergebrochen, deren Komplexität durch die jeweils verwendete Technik bedingt wird (vgl. Bell, 2007, S. 41f.; Bell et al., 2004, S. 2ff., 15f.). In dieser Form der Kommunikation liegt eine neue soziale Erfahrung, die nicht mehr durch territoriale Prinzipien, Gender, Alter oder sozialen Status definiert ist. Für Barlow ist dieser im Entstehen begriffene Raum ein Entwurf einer libertären Utopie, denn Cyberspace

“...[is; S.St.] the promise of a new social space, global and antisovereign, within which anybody, anywhere can express to the rest of humanity whatever he or she believes without fear. There is in these new media a foreshadowing of the intellectual and economic liberty that might undo all the authoritarian powers on earth” (Barlow 1996, zit. nach Bell et al. (2004, S. 42)).²⁰

Die Vernetzung von Datenbanksystemen und Computern, das Internet und vergleichbare Netzwerkstrukturen werden nach John Perry Barlow als *Barlovian Cyberspace* bezeichnet. Weiterhin lassen sich Darstellungen von Computerspielen aus der Perspektive der Spielfigur auf zweidimensionalen Projektionsflächen (Monitor), Klicks auf Links, das Erstellen von Webseiten und Blogs dazuzählen. Auch im kurzlebigeren Medium Chat oder in Beiträgen in Foren können selbst aktiv Verknüpfungen gesetzt werden (Hyperlinks als Verweise auf weitere Seiten, Beiträge oder allgemein: Informationen), die von anderen nachvollzogen (Nutzung durch Anwahl-Klick auf den Link) werden können:

„Der Umgang mit Cyberspace-Technologien, das vermitteln auch Namensgebungen, z.B. ‚Internet‘, erwecken den Eindruck vom räumlichen Netz. Räume entstehen dort durch die eigene Bewegung. Ein eben selbst hervorgerufener Raum ist nur durch die körperliche Aktivität des Klickens mit der ‚Maus‘ mit jedem beliebig anderen Raum verbunden, der wiederum nur dadurch zum Raum wird, dass er auf dem Bildschirm erscheint. Bei aller Differenz zwischen Barlovian Cyberspace und Virtual Reality prägen beide die Vorstellung vom Raum, der aus Verknüpfung entsteht.“ (Löw, 2001, S. 113)

Die aktive Verknüpfung im Handeln und Wahrnehmen ist von realweltlichen Raumkonstitutionen auf virtuelle Räume übertragbar. Der Besuch einer Webseite oder die Teilnahme an einem Chat stellt bereits ein dem Realraum vergleichbares Spacing dar: Folgt man beim ‚Surfen‘ einem Link auf eine weitere Seite, begibt man sich über körperliche Aktivitäten (Anklicken eines Links, Eingabe einer Webadresse) mit Hilfe der Technik quasi zu einem neuen, ‚virtuellen Ort‘, dessen geographische Position in Form von Datenspeichern und Netzwerkinfrastruktur angebar ist. Das Aufsuchen dieses virtuellen Ortes ist dabei

20 Diese positive Utopie und Grenzenlosigkeit des neuen Raumes verteidigt Barlow in seinem berühmten Manifest, das den Machtverlust etablierter territorialer Institutionen und einer industriell-mechanischen Denklogik vorhersagt – und damit eine neue Grenzziehung etabliert (vgl. Schroer, 2006, S. 260ff.). Ganz so ideal-freieheitlich ist die Entwicklung des neuen Raumes jedoch nicht erfolgt, wie sich problemlos an zahlreichen Kontrollzugriffen territorialer wie relationaler Logik durch staatliche Behörden, (trans-)nationale Medienkonzerne und Lobbyverbände zeigen lässt (vgl. zusammenfassend Löw et al., 2007, S. 89ff.).

durchaus vergleichbar mit dem Besuch eines öffentlichen Ortes. Allerdings fehlt häufig – Ausnahmen sind Chats oder hochgradig interaktive Seiten – die Möglichkeit, die gleichzeitige Präsenz Anderer an diesem Ort feststellen zu können, was dem Besuch eines menschenleeren, öffentlichen Platzes entsprechen würde. Da die Möglichkeit jedoch besteht, das Abrufen einer Webseite, d.h. die Präsenz am virtuellen Ort nachzuvollziehen, ist die Verwendung des Begriffs Spacing plausibel (vgl. auch Kap. 1.2, S. 40ff. für eine detaillierte Diskussion).

Das Internet wird im weiteren Verlauf der Arbeit der Ebene des Barlovian Cyberspace zugerechnet und synonym verwendet, *Visualisierungen*, die über die im Internet übliche Darstellung auf einem Computermonitor hinausgehen als *Virtual bzw. Augmented Reality*. Auch Städte werden als Informations- und Kommunikationsplattformen virtuell repräsentiert²¹ oder simuliert (vgl. Kap. 1.1.4.2, S. 30ff.). Nachdem zunächst versucht wurde, reale Räume möglichst detailgetreu zu simulieren und ihre Funktionen substituieren zu können, liegt der entscheidende Paradigmenwechsel in der Idee der *Konvergenz realer und virtueller Räume*.

Unter der Idee der technisch vermittelten *Virtualität von Räumen* werden Technologien, Potentiale und Konsequenzen diskutiert, die die *Verknüpfungsleistungen* in der Konstitution von Räumen *vom konkreten Ort lösen*. Der *Einbezug von Lebewesen und Gegenständen an anderen Orten erfolgt nicht nur imaginativ, sondern real*: Mittels Videokonferenz, Internet, Telefon oder Computersimulation werden Menschen und soziale Güter, aber auch atmosphärische Komponenten wie Geräusche/Töne, Bilder oder Texte, die am Ort der Syntheseleistung nicht physisch anwesend sind, in die Raumkonstitution mit einbezogen. Als Folge können sich realweltlicher und virtueller Raum in diesem Prozess überlagern und ergänzen.

Auf theoretischer Ebene ermöglicht der relationale Raumbegriff von Martina Löw, real anwesende soziale Güter und Lebewesen und auch virtuelle, d.h. imaginierte oder technisch vermittelte Elemente, in die Konstitution von Räumen miteinzubeziehen. Auf empirischer Ebene führt diese Verschränkung realer und virtueller sozialer Güter und Lebewesen zur Ausbildung neuartiger Räume, denn die *technischen Möglichkeiten* gehen über die *Imagination* von sozialen Gütern und Lebewesen *hinaus*. Die Qualität der Raumerfahrung wird eine andere, indem diese Objekte visuell wahrgenommen werden und mit ihnen interagiert werden kann.

Der relationale Raumbegriff kann diese Phänomene beschreiben, indem sie über Syntheseleistungen in die Konstitution von Räumen miteinbezogen werden. Meine These ist, dass der Spacingbegriff jedoch auf realweltliche Platzierungen und deren Modifikationen bezogen ist und nicht hinreichend für die Beschreibung der Interaktionen in technisch vermittelten, virtuellen Räumen ausgearbeitet ist (vgl. dazu Kap. 1.2, S. 40ff.).

21 Z.B. das virtuelle Rathaus: Formulare zum Download, Infos zur Stadt und Events etc.; vgl. Floeting (2004)

Die in dieser Arbeit verwendeten digitalen Stadtmodelle, mit denen raumbezogene Identifikationsstrategien untersucht werden, sind in dieser Differenzierung der Ebene des Barlovian Cyberspace zugeordnet und werden analog im virtuellen Raum verortet. Die zugrundeliegenden Daten, Abbildungen der Stadt und ihre Vernetzungsstruktur, können lokal auf einem Computer gespeichert sein oder in Webseiten integriert weltweit abgerufen werden.

1.1.4.2 Digitale Städte

Im Internet werden elektronische Vernetzung und Kommunikation für und von Städten genutzt. Das Spektrum umfasst die Simulation städtischen Zusammenlebens als spielerischer Reiz²² oder Forschungsfrage, Überlegungen zu politischer Partizipation, Ästhetik, technischer Realisierbarkeit oder der Analyse von virtuellen Vergemeinschaftungsformen²³ auf der Basis elektronischer Fernkommunikation.

Entsprechende Technologien sind bereits in alltagskulturelle Kontexte integriert, ihre Nutzung erfolgt (oft auch unreflektiert) als Teil alltäglicher Handlungen²⁴. Fragen der Auswirkungen von Nutzung und Integration der technischen Artefakte, die eine Verknüpfung von Lebewesen und Dingen an unterschiedlichen Orten virtuell zusammenfassen und dies einem ortsbezogenen, relationalen Raumverständnis gegenüberstellen, sind *stadt- und raumsoziologisch hoch relevant*.

Kommunikations- und Informationstechnologien sind Standortvorteile im Wettbewerb der Städte, indem sie die Ansiedlung von Technologie- und Dienstleistungszentren erleichtern²⁵, haben aber auch indirekte Wirkungen auf Städte, indem lokales wie telemedial vermitteltes Handeln traditionelle lokale Eingebundenheiten verändert. Informationen und Angebote der kommunalen Verwaltung sind als „virtuelle Rathäuser“ global abrufbar – das schließt die Selbstdarstellung der Stadt mit ein.

22 Vgl. die Spiele der Serie „SimCity“ oder „The Urbs“ von Electronic Arts (<http://www.ea.com/uk/the-urbz-sims-in-the-city>; Zugriff am 1.5.2013).

23 Gemeinschaft als Grundbegriff der Soziologie setzt z.B. Nähe, Gefühlstiefe, Solidarität und Hilfsbereitschaft nach Ferdinand Tönnies voraus oder begründet sich im gemeinsamer Aktivität, die im Fall von technikvermittelter Kommunikation in Gruppen nicht notwendigerweise vorliegen muss. Die Bezeichnung einer community als „Gemeinschaft“ im soziologischen Sinn ist daher im Einzelfall empirisch zu klären. Tönnies Gemeinschaftsbegriff ist umstritten – Helmut Plessner hat bereits 1924 vor der Überbewertung dieses Begriffes und der damit für eine demokratische Gesellschaft verbundenen Gefahr gewarnt und wurde durch die Verwendung des Begriffes durch die Nationalsozialisten bestätigt (vgl. Schäfers, 1998, S. 100).

24 Gemeint sind hier Vergemeinschaftungsformen, die über das Internet realisiert werden wie Digitale Städte (zu Fallstudien vgl. z.B. Digital Cities 2003). Die Alltagsnutzung bezieht sich ferner auf die Internetnutzung, den Zugang zu sozialen Netzwerken als vorinstallierte Apps auf Smartphones und Tablets und Computerspiele.

25 Vgl. z.B. Sassen (1996); zu Global/Worldcity als Stadtmodell Löw et al. (2007, S. 112ff.). Einen exzellenten Überblick und ein Netzwerk zu empirischer Forschung über Global-Cities bietet die „World Cities – Study Group & Network (GaWC)“ an der Loughborough University in Großbritannien (www.lboro.ac.uk/gawc/). Alle Beiträge, auch Vorabveröffentlichungen, sind als Volltexte erhältlich.

Die Verdopplung von realen Städten im virtuellen Raum war zunächst auf die statische Darstellung von Informationen im Sinne von Imagebroschüren, und Dienstleistungsangeboten und Organisationsstrukturen beschränkt, hat sich aber in den letzten zehn Jahren zu interaktiven Stadtinformationssystemen erweitert, die z.T. Terminals im öffentlichen Raum unterhalten: Recherchemöglichkeiten nach kulturellen Events, Bildungseinrichtungen, Zugang zu Verwaltungsdaten (vgl. Lucke / Geiger, 2010) sind generell ebenso möglich wie die ortsbezogene Suche nach Sehenswürdigkeiten, Restaurants oder Haltestellen in der Umgebung („location based services“).

Im Jahr 2012 wurden zum ersten Mal zehn deutsche Städte als „eTowns“ ausgezeichnet, die in besonderem Maße die Geschäfts-, Vertriebs- und Marketingaktivitäten „ins Internet“ verlagert haben. Grundlage waren Strukturdaten des Instituts für Wirtschaft in Köln und die Nutzung der Online-Marketingplattform „AdWords“ von Google²⁶:

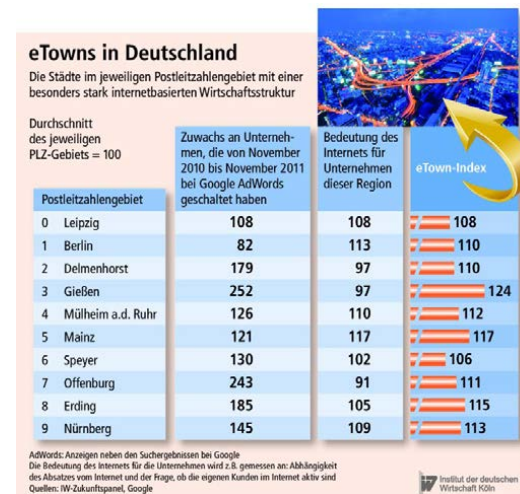


Abbildung 1.1: „eTowns“ – Städte mit besonders stark internetbasiert Wirtschaftsstruktur.
Quelle: Institut der deutschen Wirtschaft Köln (2012)

26 Business Model Monitor Digital (BM2D), basierend auf Umfragewerten aus dem IW-Zukunftspanel und die Zunahme im online-Marketing in Städten auf Basis der Nutzzahlen von Google AdWords (vgl. Google Inc, 2012).

Marc Ries (2006) fasst die Internetpräsentationen von Städten systematisierend zusammen und unterscheidet drei Funktionsbereiche. Als *ersten* nennt Ries den *Repräsentationszweck*, die Selbstdarstellung der Stadt im Hinblick auf Verwaltungskomplexität und als Funktionsdifferenzierung des Urbanen, d.h. des Sichtbarwerdens der Gesamtheit städtischer Verwaltung, ihrer Organisation sowie der die Stadt konstituierenden Kräfte (Wirtschaft, Arbeitsmarkt, Kultur, Geschichte der Stadt, Orientierung und Fortbewegung sowie Wohnen und Leben). *Zweitens* werden *Orientierungen* angeboten (Zuständigkeiten, Institutionenvielfalt, Verwaltungsprozedere) und *Wissen* vermittelt (z.B. Leistungen der einzelnen Verwaltungsbereiche) sowie *drittens Handlungsanleitungen* angeboten (z.B. Schlichtungsangebote oder allgemeine Verfahrensabläufe städtischer Verwaltungstätigkeit). Durch den Grad der Interaktivität werden die Möglichkeiten von Navigation und Wahrnehmung der virtuellen Repräsentation der Stadt vorstrukturiert.

Künftige Potentiale ergeben sich vor allem aus einer Verbesserung der Informations- und Kommunikationspolitik der Städte, denn eine ‚Virtualisierung‘ von Verwaltungsvorgängen allein macht diese weder transparenter noch leichter zugänglich – Ansätze dazu sind beispielsweise die weltweit sich etablierenden Open Government Data-Initiativen (exemplarisch: Lucke / Geiger, 2010). Die Perspektive der Einwohner und Besucher reduziert sich häufig auf Kommentare bei Reiseveranstaltern, zu lokaler Berichterstattung in der Presse oder interessensspezifische Foren und Blogs – statt über die Internetdomain der Stadt selbst realisiert zu werden. Die Voraussetzungen, virtuelle Städte bzw. Dienstleistungen realer Städte im virtuellen Raum nutzen zu können, sind eine entsprechende technische Infrastruktur mit Breitband-Internetzugang und die Kompetenz, diese nutzen zu können. Die soziodemographische Segregation des Internetzugangs ist in den letzten Jahren hinsichtlich des Bildungsniveaus und des Alters rückgängig, während weiterhin geschlechtsbezogene und regionale Unterschiede deutlich sind (vgl. Initiative D21, 2011). Für eine umfassendere Einbeziehung von Akteuren aus allen gesellschaftlichen Bereichen muss jedoch „das technische Leitbild der ‚telematischen Stadt‘ um ein gesellschaftliches Leitbild ergänzt werden [...] Das Leben in den Städten und Gemeinden wird durch die verstärkte Nutzung des Internets nicht ‚ortlos‘, sondern ‚neu verortet‘“ (Floetjg, 2004, S. 89).

Digitale Städte nutzen das Internet als technische Kommunikationsplattform, gehen aber über das WorldWideWeb als vernetzte Sammlung von Dokumenten hinaus. Interaktive Elemente sollen die Handlungen der Nutzer für andere (virtuell) Anwesende sichtbar machen und die Kommunikation und das Abrufen von Informationen graphisch näher an die Raumwahrnehmung von Städten rücken. Um die Anwesenheit am virtuellen Ort für andere visuell umzusetzen, werden interaktive Darstellungen verwendet, die die simulierten Städte oder Räume und ihre Nutzer am Bildschirm des Surfers anzeigen. Die Interaktion erfolgt über einen Avatar als virtuelles Alter Ego, der selbst gewählt wird und mit Geschlecht und Aussehen der Person in realiter nicht übereinstimmen muss. Über die Repräsentationen wird das virtuelle Alter Ego in Relation zu anderen Avataren und Gegenständen platziert, diese ggf. modifiziert und so ‚im

Virtuellen‘ Räume konstituiert, die im Realen visuell wahrgenommen werden. Die WG-Community www.zimmerfrei.de ermöglicht die Einrichtung eines eigenen Zimmers mit Hilfe eines standardisierten Sortiments. Eine Nutzung von Bibliotheksdiensten im Rahmen einer visuell simulierten digitalen Bibliothek ist denkbar, bei der die Nutzer auch ihr eigenes virtuelles Erscheinungsbild in dieser Darstellung nach berühmten Schriftstellern oder Forschern wählen. Sie könnten dann auch private Rückzugsbereiche im öffentlichen, virtuellen Raum der Bibliothek nutzen, um über die zusammengetragenen Informationen zu diskutieren – egal, wo sie sich in realiter aufhalten. Die Atmosphäre des virtuellen Raums kann nach belieben verändert werden durch die Trennung in Inhalt (Information) und Form (virtuelle Darstellung). Während die digitale Bibliothek für einen Benutzer eine postmoderne Architektur aus Glas und Stahl aufweist, kann dieselbe Bibliothek für andere Nutzer wie die berühmte Stiftsbibliothek des Benediktinerklosters Admont in Österreich oder des Klosters Strahov in Prag aussehen²⁷.

Generell lassen sich vier Motive digitaler Städte ausmachen – *ökonomische* zur Unterstützung der lokalen Wirtschaft durch die Möglichkeit der eigenen Präsentation (Kundenkontakte, Vernetzung mit Dienstleistern); Motive, die *demokratische Implikationen* haben (Erleichterung des Zugangs zum Internet, Verbesserung der Kommunikation zwischen Repräsentanten der realen Stadt und ihren Einwohnern), oder *diskursive* (Schaffung öffentlicher, virtueller Kommunikationsorte) sowie Versuche, neue Formen der Stadtverwaltung und Versorgung mit bürgernahen Dienstleistungen zu erproben (vgl. Aurigi, 2000).

Während die bisher beschriebene Perspektive die Virtualisierung *einzelner Städte* betrifft, nutzen Städte auch *übergreifende Kommunikationsplattformen oder -dienste* wie Twitter und Facebook. Facebook, 2004 in einem Studentenwohnheim gegründet, zählt inzwischen mit über 900 Millionen Mitgliedern zu den erfolgreichsten sozialen Netzwerken der zweiten Generation und wird von knapp einem Drittel der deutschen Firmen genutzt (vgl. Kleinz, 2012). Twitter ist ein kostenloser Kurznachrichtendienst, der 2006 gegründet wurde, inzwischen 140 Millionen Nutzer hat und täglich bis zu 340 Millionen Nachrichten austauscht²⁸. Dieser Kommunikationsdienst steht jedem offen, um selbst Kurznachrichten zu versenden und personen- oder institutionenbezogene Nachrichtenkanäle zu abonnieren. Obwohl die Nachrichtenlänge auf 140 Zeichen beschränkt ist, können sehr leicht große Personenkreise über aktuelle Veränderungen auf dem Laufenden gehalten werden – z.B. im Kontext von Demonstrationen und zur Koordination von Protestbewegungen während der als „Arabischer Frühling“ bezeichneten Protestwelle, in der diese interaktiven sozialen Medien eine wichtige Rolle spielten. Insbesondere die einfachen Kommunikations- und interaktiven Selbstdarstellungsmöglichkeiten haben dazu geführt, dass Facebook das Ende vieler virtueller Onlinewelten bedeutete, wie Mark Wallace für das Onlinemagazin Wired schreibt:

27 Vgl. Christoffel / Schmitt (2002) für eine Visualisierungstechnik, die von First-Person-Games adaptiert wurde.

28 <http://blog.twitter.com/2012/03/twitter-turns-six.html> (Zugriff am 31.5.2012)



Abbildung 1.2 Facebook-Seite der Stadt Darmstadt. Screenshot vom 31.5.2012.
Quelle: <http://www.facebook.com/wissenschaftsstadtdarmstadt>

“For denizens of virtual worlds, the race between “Web-based social network” and “3-D social environment” was lost long ago by Facebook. Without the virtual physicality of 3-D space to explore and character models to customize, there’s no comparison. The world is not as flat as a webpage, they maintain. Flat or not, though, the more important point is that Facebook has delivered the tools of social connectivity in a way that virtual worlds have tried but never managed to do.” (Wallace, 2012, S. o. S.)

Facebook und Twitter nutzen als technische Infrastruktur das Internetprotokoll und sind ‚traditionell‘ über Webseiten sowie über eigenständige Programme erreichbar, die in Smartphones und Tablets integriert sind („Apps“). Ihr Fokus liegt auf der einfachen, direkten wie asynchronen Kommunikation im sozialen Netzwerken und der Darstellung der eigenen Person, nicht jedoch in der aufwändigen Simulation einer eigenen Welt, wie z.B. Second Life²⁹.

Die Stadt Darmstadt als Untersuchungsort dieser Studie nutzt Twitter („@Stadt_Darmstadt“), um aktuelle Ankündigungen automatisch zu verteilen, die ebenfalls über den Newsticker der Homepage laufen. Dazu gehören z.B. Fachmessen, Kunstausstellungen, Kooperationen im MINT-Bereich oder Zukunftswettbewerbe. Bei Facebook hat die Stadt Darmstadt ebenfalls eine Seite, deren timeline das Gründungsjahr 1330 zeigt und Beiträge seit 2011 listet (vgl. Abbildung 1.2 nächste Seite)

Neben der offiziellen Stadtdarstellung³⁰ existieren weitere Darstellungen, z.B. die Facebook-Gruppe „Du weißt das du aus Darmstadt bist, wenn du früher ...“ [sic], auf der Insider-Infos zur Stadt ausgetauscht werden wie die folgenden Aussagen, die aus dem Zeitraum Dezember 2011 bis April 2012 stammen:

²⁹ Vgl. auch Löw et al. (2007, S. 84); zu virtuellen communities und der Kommunikation in Online Social Networks wie Facebook vgl. auch Kneidinger (2010).

³⁰ Facebook erklärt, dass eine Stadt niemandem gehören würde und deswegen im sozialen Netzwerk der Stadtname nicht durch die Stadtverwaltung oder eine von der Stadt beauftragte bzw. ihr gehörendes Marketingunternehmen verwendet werden dürfe. So wurde beispielsweise die Facebook-Seite von München, die unter dem Stadtnamen selbst eingetragen war, von Facebook abgeschaltet und konnte erst mit verändertem Namen wieder online gestellt werden (Holland, 2012).

„...noch die alten Gaslaternen kanntest. Diese Aufnahme stammt aus dem Jahr 1955.“

„... wenn du heute (28.3.) deine Uroma auf 'nem Heag-Schaffnerinnen-Foto von 1915 entdeckst!“

„...Wenn du als "nicht mehr in Da wohnender" Heiner nach Da. reinfährst---immer ein gutes Gefühl hast!“

„...Ins Ausland ausgewandert bist aber im Herz ein Heiner bleibst.“

„... dich auf dem Heimweg von der Schule heimlich an den Wagen vom Pferdefuhrwerk der Wiener Kronenbrauerei drangehängt hast, um nicht laufen zu müssen“

„...immer kleine löcher im hochschulstadionmaschendrahtzaun gefunden hast... / .. und dir dann Wettrennen mit dem Hausmeister geliefert hast, die dadurch beendet wurden, wer am schnellsten in der Menge der Badegaeste verschwindet... :)“ [sic]³¹

Über die Kommunikation in dieser offenen Facebook-Gruppe werden Erinnerungen aktualisiert, indem auf vergangene Erfahrungen rekurriert wird und alte Abbildungen von Darmstadt ausgetauscht werden. Die Spanne reicht von Stadtdarstellungen aus der Zeit vor den beiden Weltkriegen in Form von digitalisierten Fotos und Postkarten bis zu tagesaktuellen Aufnahmen:

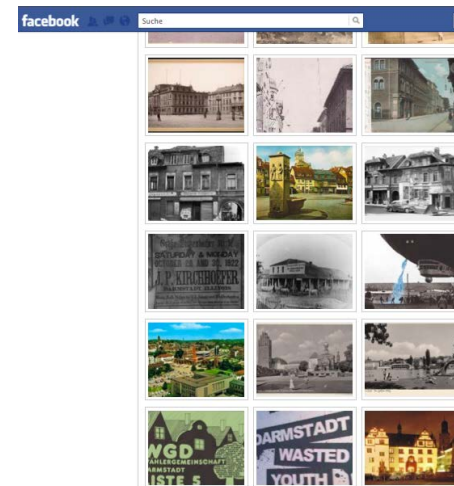


Abbildung 1.3: Fotos der Facebook-Gruppe „Du weißt das du aus Darmstadt bist, wenn du früher ...“ [sic]. Screenshot vom 31.5.2012. Quelle: <http://www.facebook.com/groups/202407149816965/>

³¹ Facebook-Gruppe „Du weißt das du aus Darmstadt bist wenn du früher“ [sic] vom 12-2011-4-2012; <http://www.facebook.com/groups/202407149816965/>; Offline-Kopie vom 15.4.2012

Diese narrativen und visuellen Bedeutungszuschreibungen der aus Darmstadt stammenden Akteure werden kommunikativ verstetigt. Susanne Hauser (2004) schlägt vor, lokal bezogene kollektive Identitätszuschreibungen als Diskusformation zu fassen, in der über Gespräche von den Bürgerinnen und Bürgern ein Zusammenhang (die Identitätszuschreibung) immer wieder neu konstituiert wird. Wichtig dabei ist, dass eine kollektive Form der Zuschreibung entsteht, indem dieser Zusammenhang immer wieder neu *subjektiv und individuell hergestellt wird mit Hinblick auf Identitätszuschreibungen anderer*. Im virtuellen Raum wird in dieser Facebook-Gruppe somit die Zugehörigkeit zur Stadt Darmstadt unterstrichen und stets auf neue konstituiert.

Digitale Stadtmodelle³² werden weniger zum Studium sozialer Phänomene eingesetzt sondern vielmehr für eine Abbildung realer Städte. Die materielle Struktur der Stadt – Gebäude, Straßen, Freiflächen – wird über Luftbilder, Panoramafotos und 3D-Scans weitgehend automatisiert erfasst und zur Simulation in Planungsfragen (Luftströmungen und Mikroklima, Verkehrssimulation), der Ausbildung von Sicherheitskräften sowie zur Orientierung als Ergänzung zu Kartendarstellungen (Navigationsgeräte, Online-dienste) eingesetzt. Die Genauigkeit, mit der diese Daten erhoben werden, richtet sich nach dem Anwendungsszenario. Darstellungen von Innenräumen in der Architektur, bei denen ein Gebäude während der Entwurfsphase bereits virtuell besichtigt werden kann, nutzen die höchste Auflösung (LOD – level of detail), während für stadtplanerische oder ökologische Zwecke, etwa zur Abschätzung der innerstädtischen Luftzirkulation (vgl. Brenner / Kolbe, 2005), eine weniger detaillierte Darstellung ausreicht.

Der Modellbegriff ist jedoch nicht nur auf die ingenieurtechnische Simulation der Thermodynamik, Verkehrsflüsse oder Planungsfragen von Städten beschränkt, sondern bezieht sich auch auf Untersuchungen, bei denen die räumlichen (An)Ordnungen komplexitätsreduziert in Untersuchungen z.B. zum Wissen über Städte eingesetzt werden. Der Ansatz von Hillier / Hanson (1984:2003) zur Erklärung und Vorhersage von Bewegungspfaden in konkreten räumlichen Arrangements nutzt z.B. ebenfalls modellhafte räumliche Abs-traktionen.

Die Stadtmodelle, die im Rahmen dieser Arbeit zur Rekonstruktion der raumbezogenen Identifikationsprozesse beschrieben werden, simulieren den visuellen Eindruck des urbanen Raums. Eine ähnliche Perspektive bieten interaktive Darstellungen wie Googles Dienst „Streetview“, denen auch ein Modell der Stadt zugrunde liegt. Für Streetview werden die meisten Straßen in Großstädten und z.T. auch in ländlichen Gegenden abgefahren und die Umgebung hinsichtlich ihrer geometrischen Struktur per Laserscanner und visuell mit Panoramafotos *automatisiert* erfasst (vgl. Kap. 2.1.5.3, S.127.).

32 Zu Stadtmodellen als Systematisierungen sozial-räumlicher Planungsentwürfe und urbaner materieller Realität vgl. Löw et al. (2007, S. 93ff.)

Die Stadtmodelle, die für die vorliegende Arbeit genutzt werden, verwenden Fotos, die von den Befragten selbst erstellt wurden und auf Auswahl- und Entscheidungsprozessen beruhen, mit denen sich die ihnen zugrundeliegenden Relevanzstrukturen rekonstruieren lassen (vgl. dazu ausführlich Kap. 2.1.5.4, S. 127). Diese Stadtmodelle zeigen die Stadt aus der Fußgängerperspektive und können weiteres Bildmaterial wie Karten und Luftbilder integrieren. Die Bilder werden miteinander vernetzt und können anhand der sie verbindenden Links ineinander überblendet und die Navigationspfade im virtuellen Raum des Modells nachvollzogen werden. Die Darstellung und Navigation erfolgt in einem Webbrowser, die Dateien lassen sich in beliebige Webseiten einbinden. Städte können damit modellhaft dargestellt und interaktiv rezipiert werden, wobei eine Komplexitätsreduktion stattfindet (vgl. dazu ausführlich Fn. 115, S. 116). *Zusammenfassend lässt sich festhalten*, dass virtuelle Räume Identifikationsstrategien ermöglichen, wie am Beispiel der Facebook-Gruppe zu Darmstadt gezeigt wurde. Dabei wurden textliche und visuelle Bezüge zur Stadt online ausgetauscht, d.h. Text- und Bilddarstellungen in Relation zu anderen platziert und rezipiert, um über die Konstitution historisierender Bezüge eine gemeinsame Erinnerungskultur zu etablieren. Identifikationsstrategien, die sich auf reale Räume wie Städte beziehen, können über virtuelle Räume wie digitale Städte, Online-Communities oder digitale Stadtmodelle etabliert wie auch rekonstruiert werden. Um die Verschränkungen zwischen realweltlichen Räumen, die durch das Platzieren von sozialen Gütern und Lebewesen und die sinngebende Verknüpfung dieser (An)Ordnungen an Orten entstehen und virtuellen Räumen, bei denen Repräsentationen dieser Güter und Lebewesen über technische Hilfsmittel platziert und verknüpft werden, *theoretisch präzise* beschreiben zu können, muss der *Spacingbegriff im Hinblick auf virtuelle Räume erweitert werden, ohne den Begriff selbst unscharf werden zu lassen*. Im folgenden Kapitel wird daher zunächst die Überlagerungen von realen und virtuellen Räumen diskutiert und die Grenzen eines an realweltlichen Platzierungen orientierten Raumbegriffs gezeigt.

1.1.5 Virtuelle Räume – reale Überlagerungen

Virtuelle und reale Räume sind, wie zuvor dargelegt wurde, keine binären Gegensatzkonstruktionen, die einander ausschließen. Virtuelle, technisch erzeugte oder vermittelte Räume werden vielmehr in die realweltliche Konstitution von Räumen eingebunden: *Virtual Reality-Darstellungen (VR) nutzen künstlich-erzeugte visuelle Darstellungen, die zu Räumen synthetisiert werden*; in deren Weiterentwicklung als *Augmented Reality* wird die *visuelle Wahrnehmung des realen Ortes mit künstlichen Darstellungen explizit angereichert*. Auch im visuell einfacheren Fall des Barlovian Cyberspace, bei dem virtuelle Räume durch Kommunikations- und Informationstechnologien bereitgestellt werden, kommt es zur Überlagerung des virtuellen und realen Raums. *In allen drei Fällen befindet sich die Person, die die Räume synthetisiert, an einem bestimmten Ort, der mehr oder weniger stark in die Konstitution eines anderen Raumes eingebunden ist.* Die alltagspraktische Dimension dieser Entwick-

lung wird zum Beispiel deutlich, wenn man sich vor Augen hält, dass *Stadtplanung und Architektur zunehmend diese Visualisierungstechniken nutzen*. Räume werden an einem Ort, z.B. in der Bürogemeinschaft entworfen und können in ihrer visuellen (An)Ordnung betrachtet, teilweise gar interaktiv durchschritten³³ werden, ohne dass diese Räume über Spacingprozesse *materiell* konstituiert wurden. Im Entwurfsprozess überlagern sich diese beiden Räume und der Architekt oder Stadtplaner muss von der ihn umgebenden (An)Ordnung der sozialen Güter und Lebewesen, die ebenfalls zu einem Raum synthetisiert werden, abstrahieren. Martina Löw spricht davon, dass diese Situation *eine der Ausnahmen* darstellt, bei denen die beiden miteinander verschränkten raumkonstituierenden Prozesse *Spacing und Syntheseleistung nicht gleichzeitig auf den entworfenen Raum angewandt werden können*:

„Man plant einen Raum, z.B. ein Einfamilienhaus, und platziert sich dazu in einem anderen Raum, einem Architekturbüro. Dabei geht auch dieser Platzierung eine Syntheseleistung voraus. So ist man an der Konstitution zweier Räume beteiligt, ohne dass die Wahrnehmung des einen mit der Konstitution des anderen übereinstimmt. Diese Möglichkeit, die Konstitution unterschiedlicher Räume gleichzeitig zu denken, ist Voraussetzung, um Cyberspace-Technologien erfassen zu können.“ (Löw, 2001, S. 160)

Es sind gerade diese Technologien, die eine Präzisierung von Spacing- und Ortsbegriff erfordern, denn Platzierungen beziehen sich auf realweltliche Orte und konkrete soziale Güter und Lebewesen, die eigene Person mit eingeschlossen, während die über Technik erzeugten Räume nur über die Syntheseleistung erfasst werden. Aus diesem Grund kann es, so Martina Löw, zu einem diffusen Verhältnis zwischen simuliertem und realem Raum kommen:

„Im wissenschaftlichen Arbeiten, Entwerfen, Planen, in der Kunst etc. können Räume konstituiert werden, die nicht bzw. noch nicht mit dem praktischen Spacing abgestimmt sind. Diese Konstitution von Raum ist in erster Linie von Vorstellungen und Erinnerungen geprägt. Wie im Umgang mit virtuellen Räumen entstehen auch hier zwei Räume gleichzeitig, allerdings mit dem Unterschied, daß bei virtuellen Räumen die Konstitution mit Wahrnehmungen beider Räume verknüpft ist und gerade deshalb das Verhältnis zwischen Simulation und Realität verwischt.“ (Löw, 2001, S. 225)

Die Grundidee von VR-Systemen, die Umwelt, in der die Person sich befindet, auszublenden und visuell durch eine computergenerierte Darstellung zu substituieren, setzt genau an der Schnittstelle der sich überlagernden Räume an: Die Simulation soll die Realität ersetzen und vergessen lassen, dass der Körper des Betrachtenden sich außerhalb der Computersimulation befindet, damit gerade nicht beide Räume bewusst konzipiert werden.

Überlagerungen zwischen realweltlichen und virtuellen Räumen, wie sie auf der Ebene des Barlovian Cyberspace – also in Computernetzwerken und in der Bildschirmdarstellung – existieren, sind für die Analyse raumbezogener Identifikationsstrategien als forschungsleitende Fragestellung dieser Arbeit wesentlich, da

³³ Um die Gehbewegungen des Betrachtenden in VR-Installationen auf eine kleine Fläche zu beschränken und sie gleichzeitig erfassen zu können, gibt es verschiedene Ansätze, z.B. Roboterfliesen, die automatisch sich unter dem Fuß des Spaziergängers platzieren, wenn dieser den nächsten Schritt macht (Iwata / Yano / Fukushima / Noma, 2005).

die Konstitution von individuellen Raumkonstitutionen, die das Besondere der eigenen Stadt darstellen sollen, anhand von digitalen Stadtmodellen erfolgt. Auf der gleichen systematischen Ebene analysiert Laurie Taylor (2003) Raumüberlagerungen in Computerspielen. Die visuelle Darstellung des Spielgeschehens werde in der Diskussion um Auswirkungen von Computerspielen, die aus der Perspektive der handelnden Person erfolgen, oft verkürzt auf eine Tradition der linearen Perspektive zurückgeführt und berücksichtige die komplexe Eingebundenheit des Spielers nicht hinreichend, so ihre Kritik, es komme sehr wohl zur Überlagerung von Räumen:

“Because users interact with the video games as media objects, they are afforded a place or function within the space of the new media object while continuing to occupy their own physical spaces. [...] Critically, the player exists as the subject in one field and then projects into the field of the game space. Thus, the subject exists in simultaneous multiple spaces, further complicating the relationship of the subject to her created representations.” (Taylor, 2003)

Taylor erklärt die räumliche Integration des Spielers vor dem Computer über die Identifikation mit der Spielfigur im Spiel selbst und stellt anhand eines Bruchs der Raumebenen dar, dass räumliche Irritationen entstehen, wenn diese Identifikation nicht gewährleistet ist: In dem Computerspiel zur Fernsehserie X-Files wird die Hauptfigur, FBI-Agent Craig Wilmore vom Spieler gesteuert, die Perspektive ist die der handelnden Person. Zu einem logischen Bruch der entworfenen Räume kommt es, wenn Wilmore im Badezimmer seines Apartments in den Spiegel blickt – und der Spieler das Gesicht der Spielfigur und nicht sein eigenes sieht. Hier erfolgt ein Bruch zwischen dem Raum des Spiels und dessen physikalischen und logischen Gesetzen und dem realen Raum, in dem der Spieler vor dem Computer sitzt:

“In effect, Wilmore's looking is the looking back of the gaming subject on itself, yet Wilmore is clearly not the subject because the player is never shown to embrace Wilmore as part of the structural relationship of the game space or as part of the player herself.” (Taylor, 2003)

Identifikation mit der Spielfigur ist der zentrale Punkt in der Argumentation Laurie Taylors, nur über sie kann der Spieler vor dem Bildschirm in den Raum des Spiels eingebunden werden. Es fehlt die Möglichkeit, über das Medium Bildschirm in den anderen Raum vorzudringen, die eigene Person bleibt ohne Kontextualisierung (Einbindung in den virtuellen Raum des Spiels) im realen Raum verortet. Um dies zu kaschieren, wird auf simplifizierende Raummodelle gesetzt:

“In most first-person games, the player operates on the game world, but never within, which allows the world to be constructed from an imagined viewpoint – one that is completely ordered, understandable and without complexity. First-person video games seek to remove not just the subject, but all the ambiguous mis-identifications that accompany the subject which include questions of embodiment, the gaze and the paradox of the subject's own perception of self.” (Taylor, 2003)

Trotz aller Bemühungen um eine ‚perfekte‘ Simulation wird der Spieler jedoch früher oder später aus der Vertiefung virtueller Räume zurückgeholt – die Verdrängung der physikalischen Existenz kann dann schmerzhaft bewusst werden, wie Ted Friedmann ironisch schreibt:

“The return of the repressed comes in the form of carpal tunnel syndrome, eyestrain, and other reminders that cyberspace remains rooted in physical existence.” (Friedman, 2005, Kap.6)³⁴

Die Möglichkeit des relationalen Raumbegriffs, die Überlagerung von Räumen abzubilden, war ein Grund, warum er als Basis und theoretische Sensibilisierung für ein Forschungsdesign gewählt wurde, das theoriegenerierend arbeitet (vgl. zur Grounded Theory Kap. 2.4.1, S. 149.) und die Frage nach raumbezogenen Identifikationsprozessen und der Aneignung von Orten und Räumen als zentrale Fragestellung hat.

Der relationale Raumbegriff hat mit der Möglichkeit der Überlagerung von Räumen und den sich damit ergebenden methodologischen Konsequenzen das empirische Design dieser Arbeit entscheidend geprägt: Als visuelle Methode werden Fotos eingesetzt, bei denen die Festlegung von Perspektive und Auswahl des Abzubildenden ‚vor Ort‘ im Stadtraum erfolgen. Für Videoaufnahmen hingegen würde die Wahl der Szenen erst ex post im Schnittstudio erfolgen, so dass davon ausgegangen werden kann, dass sich Wahrnehmung des Schnittraums mit den Stadtdarstellungen im Film überlagern kann – vergleichbar der Überlagerung von Räumen beim Entwurf eines Gebäudes (vgl. im Detail Kap. 2.2.2, S. 141). Überlagerungen von Räumen lassen sich in den Fotointerviews nachweisen: Narrative und visuelle Zugzwänge, die während der Beschreibung der Fotos durch die Studierenden auftreten, führen dazu, dass am Ort des Interviews zwei Räume – Büroraum im Institut für Soziologie und erlebter urbaner Raum – konstituiert werden (vgl. im Detail Kap. 2.2.3, S. 144 und die Einzeldarstellungen in Kap. 3, S. 177ff.).

1.2 Vorschlag I: Erweiterung des Raumbegriffs – Spacings im Virtuellen

Die Diskussion der Überlagerungsmöglichkeiten zwischen realen und virtuellen Räumen in diesem Kapitel hat gezeigt, dass das Begriffsinventar des relationalen Raumbegriffs im Hinblick auf virtuelle, d.h. technisch erzeugte oder vermittelte Räume noch ausbaufähig ist. Weil der Platzierungsaspekt für reale soziale Güter und Lebewesen entwickelt wurde, müssen Raumkonstitutionen, bei denen Raumüberlagerungen verknüpfend synthetisiert werden wie in dem Exempel des Entwurfs von Gebäuden durch Architekten, ohne dass diesen unmittelbar Spacings (Bauphase) folgen, als *Sonderfall* in die Raumtheorie eingeführt werden. Aus diesem Grund wird in diesem Kapitel eine Begriffserweiterung vorgeschlagen.

Der Spacingbegriff des relationalen Raumbegriffs bezieht sich auf das Platzieren von *realräumlichen* Elementen. Eine direkte Übertragung des Spacings auf die Phänomene virtueller Räume würde den Begriff

³⁴ Friedman bezieht sich hier vor allem auf körperliche Symptome, die durch die intensive Benutzung von Tastatur und Maus („Mausarm“) entstehen können. Andere Formen dieser „Erinnerung“ an die leibgebundene Existenz kann der Muskelkater nach einem Spieleabend mit der Konsole Wii oder dem Körperscanner Kinect sein, bei der die Spieler über ihre Körperbewegungen in das Spielgeschehen integriert sind.

unscharf werden lassen, obwohl die Dimension des Anordnens durchaus auch im virtuellen Raum gegeben ist und sich auch Strukturierungen und Handlungsbeschränkungen finden lassen.

Stellt man dem Spacingbegriff das Adjektiv „virtuell“ als Unterscheidungskriterium voran, macht man zwar den Unterschied deutlich, jedoch ebenfalls auf Kosten einer klaren Begriffsdefinition, denn die Spacings sind ja nicht virtuell, sondern erfolgen vom realen Raum aus im Virtuellen. Virtuelle Räume ermöglichen durch komplexe Visualisierungsmöglichkeiten nicht nur Vorstellungsprozesse und Erinnerungen als Syntheseleistung zu Räumen zu konstituieren, sondern gezielt modifizierbare Wahrnehmungskomponenten („künstlich erzeugte“) hinzuzufügen. Dadurch wird der Konstitutionsprozess von Raum auf der Wahrnehmungsebene, der noch *nicht* mit realräumlichen Spacings abgestimmt ist, um eine konkrete Platzierungspraxis, der keine realweltlichen Güter, Menschen oder Ensembles entsprechen müssen, erweitert. Das hypothetische Resultat der Veränderung der räumlichen Anordnung wird über die künstliche Visualisierung rückgekoppelt – anders als beim bloßen Entwerfen am Zeichenbrett können die entworfenen räumlichen Anordnungen so ja „virtuell“ begangen und dabei noch verändert werden (Architektur). Der relationale Raumbegriff erklärt die Konstitution von realen wie virtuellen Räumen und auch die gegenseitigen Überlagerungsmöglichkeiten. Erkenntnistheoretisch wäre es inkonsequent, wenn die Syntheseleistung in beiden Raumdimensionen funktioniert, der Platzierungsprozess aber auf praktische Spacings beschränkt bleibt.

Aus diesem Grund schlage ich vor, von *Platzierungen* bzw. *Spacings im virtuellen Raum* zu sprechen, um *Platzierungsphänomene in virtuellen Räumen zu beschreiben* und den *konkreten Spacing-Begriff für realweltliche Platzierungen oder Modifikationen von (An)Ordnungen* zu verwenden. Im Hinblick auf virtuelle Räume wären (realweltliche) Spacings dann Platzierungen und Handlungen des *eigenen* Körpers beim Interagieren mit medial vermittelten, virtuellen Räumen (z.B. durch Nutzung von Computern, Smartphones, Tablets oder VR-Anwendungen) oder sie erfolgen auf der Ebene der Netzwerkinfrastruktur (physikalisches Internet: Datenleitungen, Schaltstellen etc.). Spacings im virtuellen Raum spielen für das Forschungsdesign eine wesentliche Rolle, indem Identifikationsstrategien anhand von Modellen der Stadt Darmstadt untersucht werden. Die Platzierungen im Virtuellen verbinden Fotos der Stadt miteinander, erzeugen ein virtuelles Modell der Stadt und ermöglichen es, die Raumkonstitution als Identifikationsstrategie zu rekonstruieren (vgl. die Diskussion im Kontext des Forschungsdesigns Kap. 2.1.5.4, S. 127, in der Falldarstellung Kap. 3, S. 177ff. sowie abstrahierend in Kap. 4, S. 279ff.).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Martina Löw Raum als relationale (An)Ordnung konzipiert, die durch die generativen und aufeinander bezogenen Prozesse von Spacing und Syntheseleistung im Handeln (re)produziert wird. Beide Prozesse erfolgen über den Körper und werden durch körperliches Empfinden beeinflusst – zum einen über ein leibgebundenes Klassifikationssystem von Geschmacksstilen

(Habitus), zum anderen durch die Außenwirkung der sozialen Güter und Lebewesen (Atmosphären), die am Ort der Raumkonstitution anwesend sind.

Indem der Raumbegriff handlungstheoretisch hergeleitet wird, ergibt sich zunächst eine *Perspektive auf individuelle Konstitutionen* von Räumen an Orten, *die für die Frage nach raumbezogenen Identifikationsstrategien wesentlich ist*. Da die individuellen Konstitutionen von Räumen über das Spacing als Platzieren, Errichten oder Modifizieren von sozialen Gütern und die Lokalisierung des eigenen Körpers in der synthetisierenden Verknüpfung immer *in Relation* zu anderen Menschen und ihren Raumkonstitutionen erfolgen, wird *die individuelle, mikrosoziologische Perspektive erweitert*. Da für die Platzierung von sozialen Gütern und Lebewesen ein konkreter Platz zur Verfügung stehen muss, sind mit Raumkonstitutionen immer auch Aus Handlungsprozesse mit anderen Menschen und Gruppen gegeben, die entlang habitueller Dispositionen und Verfügungsmöglichkeiten hinsichtlich des sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapitals entschieden werden und zu ungleichen Verteilungen führen. Durch die Platzierungen anhand von sozialen Gütern werden Orte hervorgebracht, mit denen die Relationenbildung als einzigartig gekennzeichnet und tradiert werden kann, ohne dass die sozialen Güter in ihrer (An)Ordnung noch existieren müssen. Dies findet sich vor allem bei Orten, die – als historisch bedeutsam – vergangene Gesellschaftsformen und ihre Handlungen repräsentieren.

Jedoch ist der relationale Raumbegriff gesellschaftlich weitgehend unpolitisch, denn er beschreibt die Konstitution *abstrahierend* von ihrer jeweiligen programmatischen Ausrichtung. So wird zwar die gesellschaftliche Struktur als Gesamtheit aus verschiedenen Strukturen wie rechtlichen, ökonomischen, zeitlichen oder räumlichen und den diese durchziehenden Strukturprinzipien Klasse und Geschlecht hergeleitet, die „körperlich gelebt“ (Löw, 2001, S. 176) werden. Auch die Handlungsebene wird in der Dualität von Raum zwar als durch Strukturgeflechte beeinflusst konzipiert (Löw, 2001, S. 172), so dass z.B. die ökonomische Struktur die Konstitution von Räumen mit beeinflusst. Wie postmoderne (vgl. Jameson, 1984) aber auch neomarxistische Theoretiker (vgl. Harvey, 1989; Lefévre, 1974:1991) zeigen, wirkt die Logik, mit der ein Gesellschaftssystem wie das des Kapitalismus operiert, jedoch weitreichender und beeinflusst Denken, Handeln, Fühlen, Soziales, Kunst und Wissenschaft³⁵, wie Noel Castree zusammenfassend darstellt und wirkt damit auf andere Strukturierungen ein:

35 Einflüsse bestehen z.B. in der zeitlichen Wahrnehmung im Hinblick auf langfristige Perspektiven oder auf der raumbezogenen Ebene durch von Kreativindustrien erzeugten Stadtimagen für Märkte gegenüber lokalspezifischen Identitäten. So werden häufig Simulakren geschaffen und Orten versucht, eine bestimmte Bedeutung reproduzierbar zuzuschreiben (vgl. Steets, 2008a, S. 398f.). Im Kontext des relationalen Raumbegriff kann man diese als standardisierte Syntheseleistungsangebote bezeichnen; sie stellen Ensembles von Verknüpfungen dar, die in die eigene Raumkonstitution als ganzes integriert werden.

“ [...]we need to talk about capitalism’s distinctive *spatio-temporality*: that is, a single, complex and dynamic process wherein diverse material landscapes of commodity production, distribution, exchange, consumption, servicing and disposal are fabricated in reciprocal relation to the temporally determined dictates of surplus value realization.” (Castree, 2009, S. 28)

Kapitalismus ist demnach kein System, das *in* Zeit und Raum operiert, sondern durch die *räumliche* (vgl. Harvey, 1989; Jameson, 1984; Lefévre, 1974:1991) wie auch *zeitliche* (vgl. Castree, 2009; Massey, 2005) *Organisationsform der Gesellschaft soziale, mentale und affektive Prozesse beeinflusst*. Für die Frage nach dem Einfluss dieser Gesellschaftsform auf die Konstitution von Raum als relationale (An)Ordnung von sozialen Gütern und Menschen bieten sich marxistische Raumtheoretiker wie z.B. David Harvey oder Henri Lefévre an. In der Tradition von Karl Marx argumentieren sie, dass eine ausschließlich quantifizierende Klassifizierung, wie sie kapitalistischen Systemen eigen ist, zu einer Verdinglichung („Fetischismus“) führe, die im fertigen Produkt den Prozess der Herstellung unsichtbar mache (vgl. Marx, 1867:1962). Die Produkte werden als Waren gehandelt und haben einen Gebrauchs- und standardisierten Tauschwert. Dieser Mechanismus sei auf Räume als Produkte menschlichen Handelns übertragbar, so die Argumentation, denn damit würden Orte als materielle und symbolische Manifestation von Räumen von einem individuellen Gebrauchswert in einen Tauschwert transferiert, der zu einer Fragmentierung und Homogenisierung führe und die Bedingungen, unter denen hochspezifische Orte mit lokalspezifischen Kultur- und Wissensbeständen entstanden sind, ignoriert.

Damit wird die forschungsleitende Frage, inwiefern sich raumbezogene Identifikationsstrategien empirisch ermitteln lassen und welche Rolle sie für die Aneignung von Orten und Räumen haben, *um eine Perspektive ergänzt, die den relationalen Raumbegriff für die Analyse von Orten und Räumen sensibilisiert: Sie werden in einem Gesellschaftssystem konstituiert, dessen kapitalistische Logik und Ideologie sich auch auf die Bereiche des Mentalen, Sozialen und Affektiven auswirkt, und in dem Räume und Orte in Form von Dienstleistungen als Waren hergestellt und zum Konsum angeboten werden*.

Im Folgenden wird daher die Raumtheorie von Henri Lefévre vorgestellt und anschließend diskutiert, inwiefern seine Vorschläge, Raum als Produkt zu beschreiben, den relationalen Raumbegriff im Hinblick auf das jeweilige Gesellschaftssystem ergänzen können.

1.3 Produktion von Räumen – (neo)marxistische Raumtheorie

Die räumliche Organisation von Gesellschaften als Folge ihrer normativen Leitvorstellung und ihres Wirtschaftssystems beschäftigte den französischen Soziologen und Philosophen Henri Lefévre. Er leitete in den frühen 1970’er Jahren das *Institut de Sociologie Urbaine* in Paris – dort wurden zu der Zeit vor allem Landflucht in die Vorstädte, Umweltaspekte, sozialpolitische Themen wie Partizipation oder exten-

siver Massenkonsum und allgemein Probleme und Folgen von Stadtentwicklung und Stadtplanung untersucht (vgl. Shields, 1999, S. 142). Lefébvre kritisierte die Trennung von Raum und Zeit (vgl. Kap 1.3.1) sowie von Materialität und Bedeutung in sozialwissenschaftlichen Studien. Die Wohnungsnot nach dem Ende des 2. Weltkrieges habe dazu geführt, dass monofunktionale Wohnviertel außerhalb des Kernbereichs der Städte entstanden, deren einziger Anspruch es war, möglichst viel standardisierten Wohnraum in möglichst kurzer Zeit zur Verfügung zu stellen. Als suburbaner Gegenentwurf zu den Wohnblocks existiert das Reihenhaus – beide konstituieren eigene symbolische Bedeutungssysteme:

„Im und durch das Denken der Bewohner definiert sich jede Wohnform im Verhältnis zur anderen, gegen die andere. Während sich die Bewohner der Wohnblocks in der Logik des Habitat, in der scheinbar rationellen Organisation des Raumes einrichten, finden sich die Bewohner der Einfamilienhäuser im imaginaire des Wohnens, im Traum, der Natur, der Gesundheit, entfernt von der ungesunden und schlechten Stadt“ (Schmid, 2005, S. 174).

Ein prominentes Beispiel für die Umsetzung seiner Kritik ist eine Studie über Wohnquartiere in der Vorstadt, die Lefébvre leitete und die mit den damaligen theoretischen und empirischen Vorstellungen brach (Shields, 1999, S. 156). In mehreren Städten und im Großraum Paris wurden Siedlungen aus Einfamilienhäusern (pavillon) mit Gärten in Vororten sowie auf dem Land mit dem Wohnen in Hochhäusern verglichen. Die individualisierte Wohnform wurde von Stadtplanern ideologisch abgewertet und galt als anti-modern, separatistisch und kleinbürgerlich. Ihr gegenüber wurden kollektive Wohnformen als Vision einer modernen französischen Gesellschaft entworfen, die technischen Fortschritt und soziale Mobilität versprach (Stanek, 2011, S. 82). Trotz dieser ideologischen und politischen Kritik war das vorstädtische Einfamilienhaus ein unangefochtener Wunschtraum für 82% der Franzosen Mitte der 1960er Jahre (Stanek, 2011, S. 83). Dieser Widerspruch zwischen einer Stadtplanung mit dem Ziel, moderne Wohnformen zu schaffen und dem Wunsch sehr vieler Menschen nach individuellen Wohnformen war der Auslöser der von Lefébvre geleiteten Studie.

Indem er in städtischen Vororten Wohnformen erstmals als *Symbolssystem* untersuchte und die jeweiligen Aneignungsmöglichkeiten durch die Bewohner im Alltag dabei berücksichtigte, vermied Lefébvre eine Reduktion der sozialen Wirklichkeit auf ihr ökonomisches Skelett (Shields, 1999, S. 156). Damit wurde der Weg geebnet, die Entwicklung einer Kultur anhand ihrer materiellen Artefakte zu studieren und Wohnen an sich ins Zentrum der Analyse zu rücken. An diesem Beispiel lässt sich bereits die Idee gesellschaftlich produzierter Räume erahnen: Unter historisch jeweils spezifischen Rahmenbedingungen werden Wohn-Räume auf materieller Ebene industriell als Massenware produziert, die einer bestimmten (kapitalistischen) Verwertungslogik folgen und daher Normierungen nach sich ziehen, die mit einem Symbolsystem verwoben sind. Die Festlegungen während des Entwurfsprozesses durch Stadtplaner und Architekten geben standardisierte Handlungsspektren vor und orientieren sich an *angenommenen* Bedürfnissen und Funktionen, die Wohnungen zu erfüllen haben, nicht jedoch an alltäglichen Praktiken der

Bewohner und den Möglichkeiten, sich den eigenen Raum anzueignen (Stanek, 2011, S. 83 mit weiteren Literaturbelegen).

Lefébvre hat die Berücksichtigung globaler Entwicklungen und Verflechtungen – Ölboykott der OPEC gegenüber westlichen Staaten 1973, Telekommunikation und Tourismus als international vernetzte Wachstumsmärkte – zu einem theoriegeschichtlich frühen Zeitpunkt der Analyse gefordert³⁶. Das Thema Raum hat Lefébvre sowohl auf unterschiedlichen Maßstabsebenen (scales³⁷) als auch erkenntnistheoretischen Ebenen betrachtet. Lefébvres Monographie „The Production of Space / *La production de l'espace*“ gilt als Schlüsseltext im Hinblick auf postmoderne Theorien und deren kritische Reflektion (Schmid, 2005, S. 13) indem für beide Positionen wichtige Effekte und die ihnen zugrunde liegende Logik eines kapitalistischen Wirtschaftssystems formuliert wurden:

“His work on the state and on space [...] anticipates much of that on globalisation and research on the relationship between the local and global [...]. In particular, he spent the better part of a year in the United States and influenced Californian Marxist geographers and literary theorists, who would popularise the idea of ‘postmodernism’, such as Fredric Jameson [...] and Edward Soja [...], and other geographers who bitterly criticised it, such as David Harvey [...]. The common influence on these two poles was a consensus on the importance of the spatial character of a capitalism that increasingly relied on long-distance linkages and attenuated social relations (‘distanciation’), bringing places closer together in one sense at the same time as compressing the time allotted for almost every task—a shift that Harvey tries to sum up in the phrase ‘space-time compression’” (Shields, 1999, S. 143; mit Literaturverweisen).

Die inhaltliche Nähe der Lefébvreschen Raumproduktion zu postmodernen Literaturtheoretikern wie Fredric Jameson oder Geographen und Stadtplanern wie Edward Soja hat neben theorieimmanenten auch biographische Hintergründe, denn Henri Lefébvre war 1983 auf Einladung von Jameson als Gastdozent in Kalifornien und hat dort zahlreiche Exkursionen – auch mit Jameson und Soja gemeinsam – nach Los Angeles unternommen (Merrifield, 2006, S. 72f.), das ihn aufgrund der Gegensätze und der geographischen Expansion gleichzeitig faszinierte und erschreckte. Lefébvre hat in seinen Reisen und den gemeinsamen Exkursionen mit Jameson und Soja immer einen *unmittelbaren, erfahrungsbasierten Zugang* zu Städten gesucht (Merrifield, 2006, S. 73f.), und dies bei der Ausarbeitung seiner Raumtheorie berücksichtigt. Die Analyse *raumbezogener Identifikationsprozesse* und die Frage nach der *Aneignung von Räumen und Orten in dieser Arbeit* berücksichtigen ebenfalls die konkreten, direkten Erfahrungen Studierender³⁸.

36 So z.B. im Hinblick auf das Thema Religion die *Untersuchung der globalen Beziehungen der Entwicklung und Verbreitung* anstatt der Erhebung der *Verteilung in einer Region*; vgl. Shields (1999, S. 144).

37 Der Vorschlag, räumliche Phänomene nicht mehr in den einander entgegengesetzten Begriffen lokal oder global zu diskutieren, sondern in räumliche Maßeinheiten (*scales*) und ihren jeweiligen Bezugnahmen und Verflechtungen zu einander zu analysieren, wird von Neil Smith eingebracht (vgl. dazu vor allem Smith (1992, 1993, 2001) sowie Brenner (1999) und Marston (2000)).

38 Damit die konkreten Erfahrungen und subjektiven Bedeutungszuschreibungen der in dieser Arbeit befragten Studierenden zu Orten der eigenen Stadt empirisch erhoben und ausgewertet werden können, wird eine Methode der visuellen Stadtforschung entwickelt (vgl. Kap. 2.1.5.4, S. 109).

Während Lefébvres frühe Werke sich fast ausschließlich mit städtischen Räumen beschäftigt haben, überträgt „The Production of Space“ die Frage nach einer Theorie gesellschaftlicher Räume auf alle Maßstabsebenen und stellt für die 1970er Jahre einen Paradigmenwechsel dar:

“Lefebvre goes beyond previous philosophical debates on the nature of space, and beyond human geography, planning and architecture, which considered people and things merely ‘in’ space, to present a coherent theory of the development of different systems of spatiality in different historical periods. These ‘spatialisations’ are not just physical arrangements of things but also spatial patterns of social action and routine as well as historical conceptions of space and the world (such as a fear of falling off the edge of a flat world). They add up to an socio-spatial imaginary and outlook, which manifests itself in our every intuition.” (Shields, 1999, S. 146)

In der westlichen philosophischen Denktradition kritisiert Lefébvre die Dualität von Subjekt und Objekt, von Geist und Materie, denn für ihn verharren diese Begriffe als abstrakte Dualismen in ihrem jeweiligen Bezug aufeinander (vgl. Schmid, 2005, S. 205).

1.3.1 Raum als Produkt

“(Social) space is a (social) product” (Lefébvre, 1974:1991, S. 26; Herv. im Orig.) ist die Annahme, die Lefébvre der Herleitung seines Raumbegriffs voranstellt. Mit dem Begriff des Produkts verweist Lefébvre auf ein dynamisches Raumverständnis und gleichzeitig auf seinen erkenntnistheoretischen Zugang über die Analyse des Herstellungsprozesses in marxistischer Tradition, die den Fokus von den (materiellen) Produkten auf die Herstellungsbedingungen verschiebt. Wenn Räume unter diesem Fokus betrachtet werden, muss man davon ausgehen, dass verschiedene Gesellschaften bzw. unterschiedliche Vergesellschaftungsformen ihre jeweils eigenen Räume hervorbringen (Lefébvre, 1974:1991, S. 31). So verbindet Lefébvre die Frage nach der Konstitution von Raum mit der nach den jeweiligen sozialen Verhältnissen zu einem bestimmten Zeitpunkt³⁹ und beschreibt im historischen Rückblick verschiedene gesellschaftliche Produktionsverhältnisse und die ihnen entsprechenden Raumbezeichnungen: *Absoluter Raum* (absolute space), *Abstrakter Raum* (abstract space) und *Differentieller Raum* (differential space). Diese Trias räumlicher Produkti-

³⁹ Mark Gottdiener weist darauf hin, dass diese Verbindung retro- und prospektiv zu interpretieren ist: Spezifische Gesellschaftsformen erzeugen rekursiv ihre eigenen Räume ohne dies zu reflektieren, daher sind gesellschaftliche Transformationen ohne eine räumliche Veränderung zum Scheitern verurteilt:

„Gesellschaftliche Veränderung kann nach Lefébvre nicht auf organisierte Weise stattfinden, ohne die Produktion eines veränderten Raumes. Wie er darstellt, scheiterte die russische Revolution genau dann, als das Vorhaben [sic] einen neuen revolutionären Raum zu schaffen, wie es in der Arbeit der russischen Konstruktivisten angelegt war, ebenfalls scheiterte. Das Leben zu verändern bedeutet genauso den Raum zu verändern. Vor dem Erscheinen dieses Buches [Production of Space; S.St] drückte Lefébvre diesen Gedanken als ‚Recht auf Stadt‘ aus [...]. Lefébvre glaubt, dass die Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse eine Veränderung sozialräumlicher Verhältnisse und die Produktion eines neuen, befreienden Raumes bedeutet.“ (Gottdiener, 2002, S. 25)

Dieser Gedanke ist im relationalen Raumbegriff ebenfalls enthalten als Dualität von Raum.

onsmodi basiert auf der Annahme eines hypothetischen ‚Naturraumes‘ (1. Natur), der durch menschliches Handeln transformiert wird (2. Natur). Allein die Existenz der Menschen in der Urgeschichte reicht bereits aus, dass durch Jagen, Höhlenmalerei, das Markieren von religiösen Orten der ‚Rohstoff‘ der Raumproduktion, die ‚unberührte Natur‘ umgewandelt wird. Sie verschwindet nicht, sondern wird durch das Handeln der Menschen direkt und indirekt transformiert – es entsteht eine 2. Natur, die Ergebnis von Raumproduktionen vergangener Generationen ist.

Der absolute Raum reiche von frühgeschichtlichen Stammesgesellschaften bis etwa in die Renaissance, werde aber erst Ende des 19. Jahrhunderts endgültig vom abstrakten Raum abgelöst. Der absolute Raum sei ein politisch-religiöser, so Lefébvre, der vor allem die Bedeutungsebene, d.h. das soziale Feld der Raumproduktion nutzt, um den wahrnehmbaren Raum mit Bedeutungszuschreibungen zu überlagern. Innerhalb des absoluten Raumes differenziert Lefébvre folgende Entwicklungsstufen (vgl. (vgl. Lefébvre, 2002))⁴⁰:

- *analoger Raum* (Stammesgemeinschaft, besiedelter Raum in Analogie zum menschlichen Körper)
- *kosmologischer Raum* (antike Produktionsweise, Stadt als Abbild der Welt; einzelne Orte als Zentrum der Welt wie Obelisk, das Pantheon etc.)
- *symbolischer Raum* (mittelalterliche Stadt; Raum als Symbol und mit Symbolen gefüllter Raum; Übergang von romanischen Kirchen zu gotischen Kathedralen; Emporstreben der Stadt über die Erde hinaus)
- *perspektivischer Raum* (entwickelt in der Renaissance, stellt eine Gesamtheit von Bezugspunkten in unterschiedlichen Disziplinen und Künsten dar, gerät ca. 1910 in die Krise)

Der absolute Raum wird eher erfahren als konzipiert – dies ändert sich mit der Renaissance, als ein Code der Raumdarstellung in den Naturwissenschaften und der Kunst entsteht (perspektivischer Raum). Die Gewissheit der mathematisch korrekten Darstellbarkeit von Raum („Primat der abstrakten Einheit“; euklidischer Raum als Repräsentationsform; vgl. Schmid (2005, S. 263)) und ihrer gesellschaftlichen Implikationen wird durch eine neue Logik herausgefordert, die den *kapitalistischen, abstrakten Raum* hervorbringt. Für Lefébvre existiert ein Referenzpunkt im Jahr 1910⁴¹, der diesen im Entstehen begriffenen Raumtyp-

⁴⁰ Die Gliederung, die Lefébvre in einem Vortrag, der 1977 in der Zeitschrift Arch+ erschien, vornimmt, weicht von der Trias in „Production of Space“ ab und ist deutlich ausführlicher. Sie ist hier mit der zeitgeschichtlichen Dreiteilung Lefébvres zusammengefasst.

⁴¹ Christian Schmid verdeutlicht die Bedeutung dieses Datums für Lefébvre, das aber nicht die Entstehung dieses Raumtyps markiert: „Das Jahr 1910 ist für Lefébvre ein fast mythisches Jahr, das er in seinen Texten immer wieder evoziert [...] Es markiert für ihn einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der modernen Gesellschaft und ihres Raumes (pe: 350/304). Was ist so entscheidend an diesem Jahr? David Harvey (1991: 425) verbindet es in seinem Nachwort zu *The production of space* mit dem Vorabend des Ersten Weltkriegs, der russischen Revolution und einem Mahstrom intellektuellen Wandels. Lefébvre selbst verweist nicht auf diese Ereignisse. Er verweist auf ein Gemälde. Im epochalen Bild *Les Femelles d'Alger* von Picasso sieht er das vergegenständlichte Ende des Re-

pus auf den Punkt bringt: Traditionelle Techniken der Raumdarstellung wie eine (Zentral)Perspektive in der Kunst werden aufgegeben und an ihre Stelle tritt eine *gleichzeitige Fragmentierung und Homogenisierung* des Bildes, indem z.B. im (analytischen) Kubismus die Bildgegenstände gleichzeitig (Simultanität) aus verschiedenen Blickwinkeln dargestellt werden (polyvalente Perspektive). Auch im Expressionismus wurde eine veränderte Geisteshaltung – Protest gegen bürgerliche Ordnungsvorstellungen – über Motivreduktion, die Auflösung der traditionellen Perspektive sowie den freien Umgang mit Farbe und Formen visualisiert. Dieses genuine Charakteristikum des kapitalistischen Raums, die gleichzeitige Homogenisierung und Fragmentierung, nimmt mit der Reichweite der Handelsbeziehungen zu und gewinnt an Bedeutung, denn Warenhandel und Finanzmärkte operieren in großem Stil über weltweite Netzwerke und benötigen die Austauschbarkeit, Vergleichbarkeit und letztlich die Homogenität von Gütern und Dienstleistungen. Die Netzwerke, die diesen Raum aufspannen, führen dazu, dass die gehandelten und getauschten Güter – und damit dieser Raum – homogenisiert werden. Gleichzeitig sind die Ressourcen der Akteure letztlich immer lokalisiert. Das *Globale des abstrakten Raumes* basiert also auf einer *lokalen Basis*, auf konkreten Handlungen von Menschen. In diesem Prozess wird Raum zur Ware, dessen Tauschwert abstrakt und dem Gebrauchswert untergeordnet wird. So gelingt die Parzellierung des Lokalen, die sich für Lefébvre z.B. durch Segregation zeigt. Die Räume des Konkreten, Alltäglichen und Pluralen werden durch eine auf Abstraktes und Globales ausgerichtete Homogenisierung ungeachtet ihrer lokalen Spezifik in eine Verbindung gezwungen. Damit skizziert Lefébvre eine Kontroverse, die sich gut zwei Jahrzehnte später voll entfaltet und mit der Gegensatzkonstruktion global-lokal (vgl. Berking, 1998, 2006, 2008a) operiert. Die vermeintlich alternativlose Dominanz des Globalen über das Lokale dechiffriert Lefébvre als Folgen des Machtanspruchs der kapitalistischen Logik des abstrakten Raumes. Inzwischen setzen sich nach drei Jahrzehnten Globalisierungsdiskurs in den Raumwissenschaften – und damit auf der Ebene der Repräsentation des Raumes – kritische Stimmen durch, die das Motiv der Auflösung des Ortes durch den Raum als Grundannahme deutlich in Zweifel ziehen (vgl. Berking, 1998, 2008a) und die mit dem Stichwort Globalisierung verbundenen Paradoxien herausarbeiten (vgl. Berking, 2006). Die dritte Entwicklungsphase der Raumproduktion ist teilweise eine Utopie, sie entsteht aus den ungelösten Widersprüchen und Paradoxien des abstrakten Raumes. Der differenzielle Raum betont das, was im abstrakten Raum getrennt werden sollte und dies ist für Lefébvre der urbane Raum (vgl. Schmid, 2005, S. 271).

Die Abfolge der unterschiedlichen Raumproduktionsmodi kritisiert Rob Shields scharf als „stereotypical, linear, Eurocentric modelling of historical progress“ (Shields, 1999, S. 170)⁴² – und spricht damit einen zent-

ferentiellen, der Perspektive, der Horizontlinie – und findet einen neuen Raum, einen Raum, der gleichzeitig homogen und zerbrochen ist (pe: 347/301)“ (Schmid, 2005, S. 260; pe: Production of Space)

42 Shields fügt noch hinzu, dass diese Historisierung große Teile des „Production of Space“ umfasse, aber gleichzeitig das am wenigsten überzeugende Argument von Lefébvre sei. Seine Chronologie suggeriere z.B., dass Zeit die letztlich ordnende Dimension sei und die

ralen Aspekt der postkolonialen Kritik, räumliche Unterschiede durch zeitliche Begriffe zu verschleiern, an (vgl. Löw et al., 2007, S. 76; Massey, 2005, S. 62ff.). Die postkoloniale Kritik zielt auf die binäre Konstruktion von „the west and the rest“ (Hall, 1992), die die eigene erkenntnistheoretische Position verabsolutiere (vgl. Varela / Dhawall / Randeria, 2010, S. 180ff.; 189f.) und die räumlich-sozialen und kulturellen Unterschiede anderer Länder eindimensional auf eine zeitlich rückständige Entwicklungsphase verkürze (zur postkolonialen Kritik an neomarxistischen Ansätzen vgl. auch Steets (2008a, S. 403)).

1.3.2 Trialektik der Produktion des Raumes

Lefébvres Interesse an Städten als hochverdichteten Orten gesellschaftlicher und sozialer Pluralität, als Aushandlungsstätten von Konflikten und Quelle erkenntnistheoretischen Reichtums, der in der Welt des Trivialen verborgen liegt (vgl. Löw et al., 2007, S. 52), erfährt durch die Frage nach den *Konsequenzen eines gesamtgesellschaftlichen Wandels* einen *Perspektivwechsel*:

“Lefebvre's [sic] post-1972 work as reconceptualised in Production de l'espace and restated later in De l'Etat (Vol 4, 1978) moves the analysis of 'space' from the old synchronic order of discourses 'on' space [...] to the diachronic discovery of the process by which meta-level discourses 'of' space are socially produced.” (Shields, 1988, S. 77)

Der erkenntnistheoretische Anspruch, den Lefébvre daraus ableitet, liegt darin, eine Theorie zu entwickeln, die nicht wieder ausschließlich auf der Diskursebene operiert und die seine Kritik an westlich-philosophischen Denktraditionen – Trennung von Körper und Geist, von Subjekt und Objekt – umsetzt. Lefébvres Ziel ist, das *Primat der Diskurse über Raum*, die entweder in der Beschreibung der Praxis verharren und keine analytische, geschweige denn eine theoretische Erkenntnis präsentieren können oder rein abstrakte Darstellungen sind (vgl. Stanek, 2011, S. 135ff.), zugunsten einer *transdisziplinären Theorie* aufzulösen. Lefébvre hat den Anspruch, nicht länger mentalen und physischen Raum gegeneinander auszuspielen – „eine Dualität, bei der letztlich beide Pole in der blossen Abstraktion verharren“ (Schmid, 2005, S. 205) – vielmehr sucht er nach einem dritten Konzept, mit dem er den Effekt des wechselseitigen Ausschlusses der Begriffe aufbrechen kann. In seinem raumtheoretischen Hauptwerk, „La production de l'espace/The Production of Space“ (1974:1991)⁴³ entwickelt Lefébvre als Ergebnis eines langen Suchprozesses (vgl. Schmid, 2005, S. 205) eine Trias von Feldern, ihren entsprechenden Raumebenen und

Aufmerksamkeit von den räumlichen Aushandlungspraktiken des Alltags auf die ökonomischen und politischen Großereignisse verschoben würde. Der methodische Fehler, der Lefébvre hier unterlaufe, sei, ausgehend von der Gegenwart eine universelle Vergangenheit anzunehmen, um von dieser fiktiven historischen Situation aus „seine“ Geschichte der verschiedenen Entwicklungsstufen der Produktion von Räumen erzählen zu können – Shields nennt dies auch „armchair anthropology“ (1999, S. 171).

43 Übersetzt – und damit den angloamerikanischen soziologischen Diskursen zugänglich gemacht – wurde es von Donald Nicholson-Smith, der von 1965 bis 1967 Jahren Mitglied der britischen Sektion der Situationisten war (vgl. <http://library.nothingness.org/authors.php?id=147>; <http://notbored.org/members.html> (beide: 15.12.2011)).

den dazugehörigen Produktionsmodi. Indem Lefébvre die tradierte Dualität von Praxis vs. Wissen in eine Trialektik auflöst, versucht er die getrennten Ebenen des Physischen, des Mentalen und des Sozialen zusammenzubringen (vgl. Schmid, 2005, S. 205f.), um eine vereinheitlichende Theorie zu formulieren:

„The project I am outlining, however, does not aim to produce a (or the) discourse on space, but rather to expose the actual production of space by bringing the various kinds of space and the modalities of their genesis together within a single theory“ (Lefébvre, 1974:1991, S. 16).

Die Begriffe, die Lefébvre für die drei Felder wählt, sind *spatial practice*, *representations of space* und *representational spaces/spaces of representation*⁴⁴ (Lefébvre, 1974:1991, S. 33). Lefébvre beschreibt diese sowohl als Begriffe als auch als Verben, d.h. er bezeichnet sie in ihrem Handlungsvollzug.

Lefébvre konzipiert somit neben den drei Feldern eine weitere Triade an Handlungen und Begriffen, die grundlegende Momente der Raumproduktion sind. Der Begriff *Moment* hat eine temporale Dimension, d.h. über ihn wird die zeitliche Ebene in die Konstitution von Raum mit einbezogen, und eine erkenntnistheoretische im Rahmen des dialektischen Prozesses. Grundlegend für Lefébvres Raumverständnis ist die Gleichzeitigkeit dieser Trialektik: Raum wird über seine Materialität simultan wahrgenommen, mit Bedeutung versehen und kognitiv verarbeitet.

44 Rob Shields macht auf die Übersetzung des Originaltextes „*escapes de représentation*“ durch Nicholson-Smith aufmerksam, die nicht wortwörtlich erfolgt, sondern Lefébvres Bezug zur Semiotik unterstreicht:

„This translation of the text (and every translation is also an interpretation) brings out the importance of Lefebvre's thinking at this time about the semiotics of metaphor and metonymy and the entire mechanics of representation through a sign system. The text is strewn with the debris of near- forgotten theories of linguistics and semiotics.“ (Shields, 1999, S. 165).

Erschwerend komme hinzu, so Shields, dass Lefébvre den Text diktiert und auf eine anschließende Bearbeitung weitgehend verzichtet habe, was zahlreiche Inkonsistenzen erklären könne (Shields, 1999, S. 165) – insbesondere der erste Teil des Buches (plan of the present work) sei sehr salopp formuliert („probably the most loosely written part of the book“ (Shields, 1999, S. 162)). Shields verwendet daher die wörtliche Übersetzung *spaces of representation*.

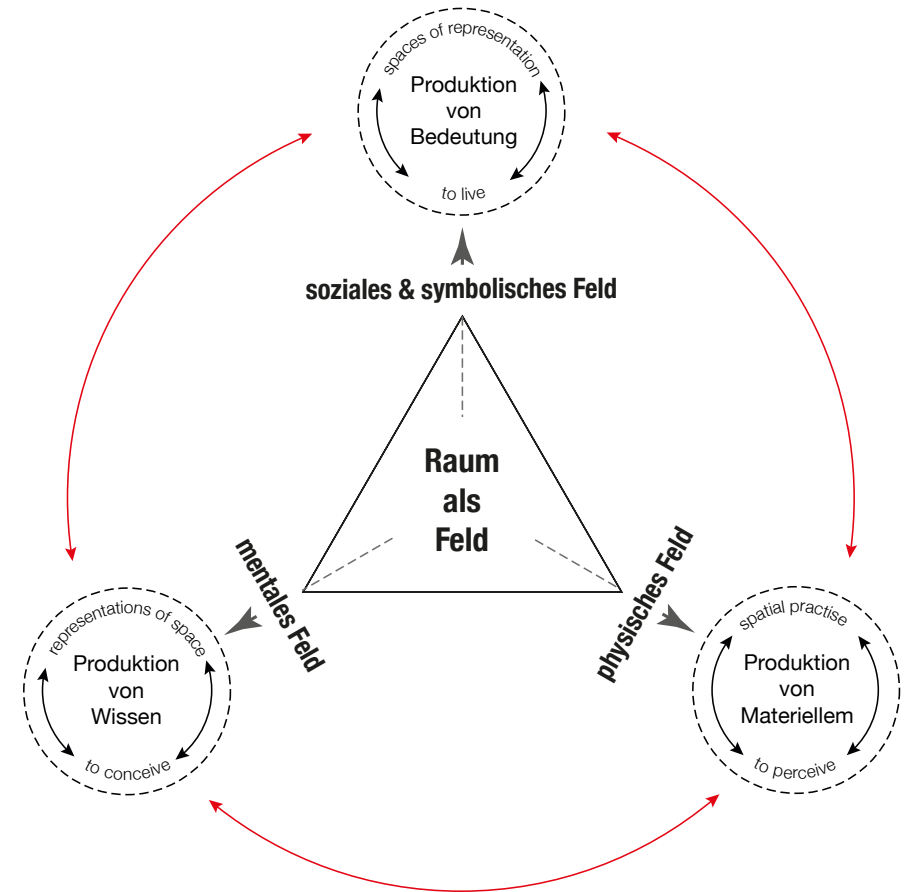


Abbildung 1.4: Triade von Feldern, Handlungs- und Raumbegriffen und feldspezifischen Produktionsmodi. © Sergej Stoetzer

Die Ebenen und Momente der Produktion von Raum bezeichnen keine eigenständigen Räume. Die Trialektik selbst ist für Lefébvre weder auflösbar in der isolierten Betrachtung der sie konstituierenden Momente noch als abstraktes raumtheoretisches Modell zu verstehen – dann wäre sie wie andere Theorien über den Raum auf der diskursiven, d.h. kognitiven Ebene zu verorten (vgl. auch Schmid, 2005, S. 206):

“The perceived-conceived-lived triad (in spatial terms: spatial practice, representations of space, representational spaces) loses all force if it is treated as an abstract ‘model’. If it cannot grasp the concrete (as distinct from the ‘immediate’), then its import is severely limited, amounting to no more than that of one ideological mediation among others” (Lefébvre, 1974:1991, S. 40)

Aus diesem Grund entwickelt Lefébvre die *Theorie des Raumes über seine konkrete Herstellung*, d.h. über Handlungen und wählt – in marxistischer Tradition – dafür den Begriff der Produktion. Das materielle Feld der räumliche Praxis (*spatial practice*) produziert und reproduziert den wahrnehmbaren Raum⁴⁵ (*perceived space*). Individuelle und kollektive Handlungen verändern die materielle Gestalt der Umwelt durch ‚Urbarmachung‘ der Natur, Acker- und Straßenbau, Architektur, aber auch durch das Platzieren des eigenen Körpers, denn über diesen erfolgt letztlich die räumliche Praxis. Über das Materielle kann diese Ebene der Raumproduktion auf unterschiedlichen Maßstabsebenen empirisch erfasst werden (Lefébvre, 1974:1991, S. 413f): Infrastruktur für Waren, Verkehr und Dienstleistungen, Vernetzung von Städten und Regionen im Warenhandel, Verkehrsinfrastruktur, gebaute Umwelt, Stadtplanung, Organisation des Alltags und Alltag in der Stadt sind mögliche Ansatzpunkte. Die räumliche Praxis einer Gesellschaft benötigt und ermöglicht Kontinuität, indem z.B. die Bezeichnungen und der Gebrauch von Artefakten⁴⁶ tradiert werden. Die Produktion von Räumen erfolgt immer generativ, d.h. durch Abfolgen von Handlungen. Dabei schreibt sich die räumliche Praxis einer Gemeinschaft in die materielle Struktur und Konfiguration an Orten ein – eine ähnliche Argumentationslinie verfolgt auch Bourdieu beim Versuch, sozialen und physischen Raum aufeinander zu beziehen.

Globale Menschen-, Waren- oder Informationsströme werden durch eine Infrastruktur ermöglicht, die nicht zufällig an bestimmten Orten entstanden ist, sondern auf bereits Vorhandenem aufbaut⁴⁷. Auf die

45 Da kein Feld für sich allein genommen einen Raum darstellt (Lefébvre, 1974:1991, S. 299), müsste man eigentlich die Bezeichnung „das Wahrnehmbare“ verwenden und die Bezeichnungen der anderen Felder ebenfalls anpassen. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit und in Analogie zu den Begriffen, die Lefébvre selbst wählt, wird dies jedoch in dieser Arbeit nicht umgesetzt.

46 Dies kann die so vielfältigen und zunächst banalen Dinge wie z.B. die Bezeichnung von Alltagsgegenständen, den Gebrauch von Werkzeugen, die Benutzung von Gehwegen in Städten, die Bedeutung von Verkehrszeichen oder das Lesen von Netzplänen der Nahverkehrsbetriebe beinhalten.

47 Zu diesem Ergebnis kommt auch Jahrzehnte später die empirische Forschung zu Global Cities: Sie entstehen vor allem dort, wo bereits eine entsprechende Kommunikationsinfrastruktur besteht und unternehmensbezogene Dienstleistungen angeboten werden. Eine entsprechende räumliche Konfiguration kann demnach nicht „einfach erzeugt“ werden, sondern muss zumindest zum Teil gewachsen sein (vgl. Shields, 1999, S. 162).

rhetorische Frage “*What agency shapes space worldwide?*” gibt Lefébvre dann auch die klare Antwort: „*Keine*“ (Lefébvre, 1974:1991, S. 412). Es sind die Handlungen unzähliger Akteure zu gegenwärtigen und vergangenen Zeitpunkten, die aufeinander aufbauen, einander widersprechen und ggf. zunächst unverbunden sein mögen. *Die Analyse von Räumen anhand ihrer Materialität allein hat daher auch nur ein begrenztes Erkenntnispotential, denn sie zeigt nur das Resultat eines Prozesses, nicht den Prozess selbst.* Der wahrnehmbare Raum (*perceived space*) verkürzt die raumbezogenen Handlungen (*spatial practice*) der Mitglieder einer Gemeinschaft, indem der generative Herstellungsprozess gegenüber dem Moment der Wahrnehmung zurücktritt, so wie Marx (1867:1962) dies für die Warenproduktion analysiert hat. Die über den platzierten Körper wahrgenommene materielle Konfiguration erscheint als selbstverständlich und ‚gegeben‘ – der „soziale Raum“ (als Oberbegriff der Raumproduktion) einer Gesellschaft in materieller Form wird im *perceived space* versteckt (vgl. Lefébvre, 1974:1991, S. 38).

Im kognitiv-geistigen Feld (*representations of space/conceived space*) wird ein räumliches (Herrschafts-)Wissen produziert. Die Repräsentationen des Raumes sind die Vorstellungen von Gesellschaft, baulicher Struktur, Raum und Ort in den unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, aber auch in Kunst, Kultur und Politik. Die Vorstellungen über Raum werden über Diskurse produziert, zu denen Lefébvre neben sprachlichen auch bildliche Darstellungen und Symbole zählt. *Representations of Space* bezeichnet damit Räume der fachkulturellen Abstraktion (z.B. mathematische, geographische, soziologische oder architektonische), die in Lefébvres Verständnis für sich genommen weder ein materielles Äquivalent aufweisen, noch einen ‚eigenständigen‘ Raum qua ‚Gedankenkraft‘ hervorbringen könnte, sondern *Konzepte*.

“The concept of space is not in space. [...] The content of the concept of space is not absolute space or space-in-itself; nor does the concept contain a space within itself.” (Lefébvre, 1974:1991, S. 299)

Eine Form von Isomorphismus zwischen Konzept und Realität – oder in Lefébvres Terminologie zwischen *conceived* und *perceived space* – muss demnach nicht existieren. Auch wenn gedankliche, sprachliche oder zeichnerische Abstraktionen mit dem Konzept *selbst* keine Räume hervorbringen, *wirken sie über das Handeln und Wahrnehmen*. Vorstellungen von räumlichen Arrangements in Städten beispielsweise, wie sie bildlich-schematisch von Stadtplänen oder stärker diskursiv von Reiseführern, Medien oder verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen produziert werden, haben einen Einfluss auf die Wahl der Orte, die von Besuchern aufgesucht werden, etwa eines Stadtviertels als Wohnsitz oder einer Hochschule als Studienort. Auch die Form der gebauten Umwelt, die eine bestimmte Architekturschule vorgibt⁴⁸, kann gravierenden Einfluss auf die räumliche Praxis haben. Gedanklich wird vorbestimmt, welche Handlungen an welchen Orten erfolgen können – z.B. indem standardisierte Grundrisse hundertfach in Hochhaussied-

48 Vgl. auch Lefébvres Kritik an der Orientierung der Architektur an angenommenen, standardisierten Bedürfnissen der Bewohnern von Großsiedlungen (s. S. 36 dieser Arbeit).

lungen reproduziert werden, Einfamilienhäuser als wünschenswerte Idylle medial inszeniert werden (vgl. z.B. Löw, 2003) oder welche Orte einem Konsum kultureller Güter vorbehalten sind.

Die abstrakte Form des Wissens über Räume ist demnach nicht neutral. Auch sie verschleiert Herrschaftsbeziehungen wie die in materieller Struktur manifestierten generativen sozialen Praktiken – allerdings auf einer zweiten Ebene, für die eine Kenntnis der sprachlichen und bildlichen Codes notwendig ist, um sie zu ‚lesen‘ – entschlüsselt und dekonstruiert ist sie damit noch nicht.

Das symbolische Feld (*spaces of representation/lived space*) charakterisiert Lefébvre als Repräsentation (Schmid, 2005, S. 219-221), die – als Gegenentwurf zum mentalen Konzept – den Bereich des Unbewussten beinhaltend aus dem „gelebten Leben“ (lived space) entstanden sind, das gerade *nicht* über die Erkenntnis, sondern über die *Erfahrung* wirkt.⁴⁹

Kennzeichnend für das Feld sind Träume, Kindheitserinnerungen, unreflektierte Vorstellungen und Wünsche, die aus dem bisherigen Leben quasi als eine Form der Sozialisation entstammen und unbewusst Handeln und Wahrnehmen und damit auch den *spatial practice* mit beeinflussen:

“This sphere offers complex re-coded and even decoded versions of lived spatialisations, veiled criticism of dominant social orders and of the categories of social thought often expressed in aesthetic terms as symbolic resistance. [...] Also included in this aspect are clandestine and underground spatial practices, which suggest and prompt alternative (revolutionary) restructurings of institutionalised discourses of space and new modes of spatial praxis, such as that of squatters, illegal aliens, and Third World slum dwellers, who fashion a spatial presence and practice outside the norms of the prevailing (enforced) social spatialisation.” (Shields, 1999, S. 164)

Das räumliche Feld der ‚spaces of representation‘ ermöglicht, bestehende Ordnungen zu unterlaufen und „andere Räume“⁵⁰ zu imaginieren: Formen des gesellschaftlichen Miteinanders als neue Lebens- und Arbeitsentwürfe, Widerstand gegen kulturelle und soziale Normen und gesellschaftliche Utopien sind den

⁴⁹ Raum wird einerseits durch Erlebtes über den Körper in Form von Erinnerungen und Veränderungen repräsentiert, gleichzeitig durch Vorstellungen in Form von Konzepten. Die zentrale Frage, die sich hier anschließt ist nach Schmid (2005), inwiefern hier gleiche Kategorien der Repräsentation vorliegen:

„Beruhen die nicht-verbalen Gesamtheiten von Zeichen und Symbolen, seien sie kodifiziert oder nicht, systematisiert oder nicht, auf denselben Kategorien wie die verbalen Gesamtheiten, oder sind sie darauf nicht reduzierbar? Zu den nicht-verbalen Signifikanten zählt Lefébvre auch Musik, Malerei und Skulptur, Architektur und Theater oder beispielsweise Landschaften, seien sie nun rural oder urban. Diese nicht-verbalen Gesamtheiten sind für Lefébvre alle durch eine ‚Räumlichkeit‘ charakterisiert, die sich nicht auf eine ‚geistige Qualität‘ (*mentalité*) zurückführen lässt (pe: 75/62).“ ([sic; Herv. im Orig.], Schmid, 2005, S. 220)

⁵⁰ „Andere Räume“, so der Titel des raumtheoretischen Aufsatzes von Michel Foucault (1991), zeichnen sich für ihn dadurch aus, dass die Platzierungen alle anderen Platzierungen widerspiegeln, umkehren oder neutralisieren. Die über Relationen konstituierten Räume müssen an Orten platziert werden, was für die ihn interessierenden ‚anderen Räume‘ nur zwei Typen von Ort ermöglichte: Einerseits die Utopie als Platzierung ohne wirklichen Ort, vor allem aber die *Heterotopien* (Foucault, 1991, S. 68), für die er sechs Charakteristika nennt (Heterotopien als Grundkonstante menschlicher Gesellschaft, Transformation der Bedeutung von Heterotopien im gesellschaftlichen Wandel, Vereinbarkeit widersprüchlicher und unvereinbarer Räume an einem Ort, Bindung an Zeitabschnitte, ein System von Öffnungen und Schließungen, Funktion als Illusions- oder Kompensationsraum für nicht-heterotopie Räume).

Räumen der Repräsentation zuzuordnen (AnArchitektur, 2002, S. 17). Lefébvre beschreibt diese Raumebene als eine Art ‚overlay‘, d.h. als teilweise dem *spatial practice* überlagert, wodurch die Wahrnehmung der materiellen, physischen Umwelt symbolisch aufgeladen wird.

Das symbolische Feld des Alltäglichen wird daher eher gefühlt als gedacht, es ist dynamisch, flüchtig und „lebendig“ – und subversiv (Lefébvre, 1974:1991, S. 33 u. 39). Als Unbewusstes, Erfahrenes und teilweise auch als kollektive Symbole verschließen sie sich einem direkten, normierenden Zugriff des mentalen Feldes (conceived space).

1.3.3 Grenzen des trialektischen Raumbegriffs

Lefébvre berücksichtigt in seinem handlungstheoretischen Zugang die materielle Umwelt, die Ebene professionellen, disziplinären Wissens sowie die Symboliken und ‚unbewussten‘, widerständigen Momente raumbezogenen Handelns. Indem er den Gesellschaftsentwurf zum jeweiligen Zeitpunkt – insbesondere die dem kapitalistischen Wirtschaftssystem inhärente Logik – kritisch mitdenkt, gelingt es ihm, Verschiebungen in den raumbezogenen Konflikten vorauszusagen und wesentliche Impulse für die Theorieentwicklung der letzten 20 Jahre im Hinblick auf die Verschränkung und komplexen Widersprüche von Lokalem und Globalem und der Notwendigkeit, sich Räume anzueignen zu können, zu liefern.

Die materialistische Auffassung eines physikalischen Raumes ‚an sich‘ sowie das ideologische Konzept eines mentalen, nur in der Vorstellung existenten Raumes, – beide für sich genommen Abstraktionen, so Lefébvre – wird durch einen Begriff ergänzt, der beide Denktraditionen verbindet und transformiert (Schmid, 2005, S. 208ff.). Sozialer Raum bezieht sich auf die soziale Praxis einer Gesellschaft und umfasst die Momente des Wahrnehmens, Konzipierens und (Er)Lebens. Ambivalent bleibt der Begriff des sozialen Raums bei Lefébvre, da er ihn nicht exakt bestimmt und überdies selbst mehrdeutig gebraucht: Neben der übergreifenden Bezeichnung für die soziale Praxis einer Gesellschaft bezeichnet Lefébvre auch den Raum der Repräsentation, das Moment des (Er)Lebens als sozialen Raum, wenn er ihn gegenüber den kritisierten Konzepten des physikalischen und mentalen Raumes einführt.

Indem Lefébvre teilweise unscharfe Begriffe, teilweise auch denselben Begriff für unterschiedliche Sachverhalte verwendet (sozialer Raum), schwächt er den theoretischen Nutzen seines Raumbegriffs unnötig. Rob Shields sieht es als geradezu paradox an, dass Lefébvre mit dem Anspruch angetreten ist, eine Art allumfassende, transdisziplinäre Theorie der Gesellschafts- und Raumanalyse (über ihre Raumproduktion) zu entwickeln, die in ihren Kernaussagen, der Triade, aber ungenau bzw. missverständlich bleibt (vgl. Shields, 1999, S. 144, 146). So wirft Lefébvres unpräziser Gebrauch von Begriffen auch die Frage auf, ob er eine doppelte Raumlogik im Sinne eines absoluten, physikalischen Raumes (Container) und eines gesellschaftlich produzierten, relationalen Raumes verwendet, oder ob er doch als prominenter Vertreter

des Poststrukturalismus auf einer theoretisch einheitlichen Ebene argumentiert. Im Versuch, den sozialen Raum zu definieren, beschreibt er z.B. den Aneignungsprozess, d.h. die raumbezogenen Praktiken, die dazu führen, dass die eigene Person als legitimes Mitglied eines räumlichen Ensembles wahrgenommen wird⁵¹, in einer Mehrdeutigkeit, die auch als Verwendung von zwei widersprüchlichen Raumlogiken interpretiert werden kann (zur Kritik hierzu vgl. auch Löw et al. (2007, S. 55); Steets (2008a)).

Die Rezeption der Lefébvreschen Raumproduktion, die in der stadtsoziologischen Forschung nur sehr zögerlich einsetzte⁵², ist trotz der dargestellten Kritikpunkte für die Analyse raumbezogener Identifikationsstrategien und der Aneignung von Stadt sinnvoll und notwendig: Lefébvres berücksichtigt die gesamtgesellschaftliche Produktionsweise, d.h. seine raumtheoretischen Entwürfe verbinden – auch in Zusammenarbeit mit Situationisten wie Guy Debord – das Physisch-materielle von Räumen mit den Ebenen fachkulturellen, professionellen Wissens und der Symbole, Wünsche und Projektionen als *gesellschaftskritische Analyse*. Dadurch wird die *Raumproduktion einer (kapitalistischen) Gesellschaft in ihrer expansiven Logik der gleichzeitigen Fragmentierung und Homogenisierung* gezeigt, die zunehmend event- und spektakelbasiert operiert und neben den Dimensionen des Wissens auch die der Symbole und Widerstände miteinschließt. Während Lefébvres als Ausweg eine revolutionäre Utopie entwarf⁵³, lässt sich in der Gegenwart zumindest zeigen, dass die kapitalistische Logik sogar die Widerstände und kreativen Techniken des Détournement, der Umwidmung und temporären Umnutzung von Orten, Symbolen und Objekten als performative Kritik inzwischen für ihre eigenen Zwecke einspannt. Silke Steets spricht in diesem Zusammenhang von der „Enteignung subkultureller und künstlerischer Protestformen“ (Steets, 2005, S. 117).

Lefébvres triadische Raumtheorie kann stadtsoziologischer Forschung einen Ansatzpunkt bieten, die *explizite Herstellung von Räumen in diesem Sinn zu analysieren*, wie sie z.B. mit dem Begriff des *Theming* von Orten oder dem Kompositum *Imagining* ausgedrückt wird (vgl. Kap. 1.7, S. 99). Auch im Hinblick auf die Versuche, Orte und die an und mit ihnen konstituierten Räume einer kapitalistischen Verwertungslogik zu un-

51 “In order to accede to this space, individuals (children, adolescents) who are, paradoxically, already within it, must pass tests” (Lefébvres, 1974:1991, S. 35).

52 Klaus Ronneberger führt dazu neben der erst seit 1991 vorliegenden englischen Übersetzung von *Production of Space* als Gründe die Frustration mit der begrifflichen und inhaltlichen Inkonsistenz und Komplexität der Kapitalismuskritik, ab den 1980er Jahren den Paradigmenwechsel zu kulturkritischen und postmodernen Theorien (ohne jedoch den Komplex Wissen-Macht zu berücksichtigen), ferner die Institutionalisierung der sozialen und ökologischen Bewegungen, die Lefébvres kritischen Ansatz überholt erscheinen lassen, an (Ronneberger, 2008, S. 138f.).

53 Klaus Ronneberger führt die Grenze der Lefébvreschen Gesellschafts- und Kapitalismuskritik im Hinblick auf einen sich anpassenden, flexiblen Kapitalismus vor Augen:

“To some extent, flexible capitalism has managed to undercut both forms of anti-capitalist critique: one through integration and cooptation, the other by means of a transformation of everyday life into a reality that can no longer be interpreted with the conventional means of social critique.” (Ronneberger, 2008, S. 140f.)

terwerfen – z.B. im Tourismusmanagement und Stadtmarketing⁵⁴ – ist die radikale Perspektive Lefébvres auf den Einfluss dieser Logik auf die Konzeption von Wissen und die Attribuierung von Räumen mit Bedeutungszuschreibungen sinnvoll und nötig. Lefébvres lässt jedoch einige Fragen unbeantwortet – gerade die Frage der Aneignbarkeit von Orten bzw. Räumen wird mit seinem Raumbegriff nicht hinreichend beschreibbar, weil er letztlich auch davon ausgeht, dass der *perceived space* von kognitiven Konzepten und Wunschvorstellungen *überlagert* wird, ohne jedoch zu erklären, wie sich diese Überlagerung begrifflich exakt beschreiben lässt.

Im Folgenden wird daher eine Erweiterung des relationalen Raumbegriffs vorgeschlagen, die dem Einfluss der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen wie politisch-sozialen Leitlinie des kapitalistischen Wirtschaftssystems Rechnung trägt.

1.4 Vorschlag II: Gesellschaftlicher Modus Operandi als Strukturprinzip relationaler Räume

Der relationale Raumbegriff Martina Löws bietet einen handlungstheoretischen Zugang zur Konstitution von Räumen, berücksichtigt die Ebenen von Wahrnehmungen, Vorstellungen, Projektionen, Wünschen und integriert gesellschaftliche Rahmenbedingungen als räumliche Strukturen, betont sie aber nicht in der Radikalität, mit der Lefébvres seinen gesellschafts- und vor allem kapitalismuskritischen Raumbegriff formuliert.

Der *relationale Raumbegriff ist vom Erklärungsanspruch her universeller*, bietet gegenüber dem *passiven Wahrnehmungsaspekt des perceived space einen aktiven Prozess* und liefert mit dem *jeder Raumkonstitution immanenten (fachkulturellen) Habitus* Anknüpfungspunkte, die Handlungsebene und die Wissensdimension über den Körper zu verbinden (vgl. Steets (2008a, S. 406) für eine Gegenüberstellung der Raumbegriffe von Lefébre und Löw). Weiterhin beschreibt der relationale Raumbegriff die Konstitution von Raum ausgehend von Individuen unter Berücksichtigung ihrer *figurativen Einbindung in Relation* zu anderen Menschen und sowie der Verschränkung von Raum und Macht. Damit ermöglicht der relationale Raumbegriff die Frage von Steven Feld und Keith Basso (1997, S. 11) “Who has the power to make places of spaces?” sowohl empirisch wie auch für die soziologische Theorie zu beantworten und wird in dieser Arbeit für die Analyse raumbasierter Identifikationsstrategie und die Aneignung von Orten und Räumen als zentraler theoretischer und stadtsoziologischer Zugriff verwendet. Dies erfolgt unter der *Maßgabe, dass die Konstitution von Räumen in einer Gesellschaft erfolgt, die durch eine kapitalistische Logik geprägt ist, deren Einfluss auf Wahrnehmungen,*

54 Vgl. dazu die Diskussion der empirischen Ergebnisse in der Falldarstellung (Kap. 3.3.2.3, S. 200).

Vorstellungen, fachkulturelle wie biographische Wissensformen, Protestformen und Projektionen, also das, was die zentralen Begriffe Spacing und Syntheseleistung kennzeichnet, nicht unterschätzt werden darf.

Wenn man den relationalen Raumbegriff von Martina Löw mit den gesellschaftskritischen Ausarbeitungen Henri Lefébvres verbindet, müssen *Spacing und Syntheseleistung als durch eine Leitsemantik oder Ideologie beeinflusst konzipiert werden, die über die habituelle und fachkulturelle Strukturierung hinausgeht.*

Für die relationale Theorie von Raum hat Martina Löw dazu den Begriff *Strukturprinzipien* eingeführt. Als Strukturprinzipien bezeichnet Löw Klasse und Geschlecht (Löw, 2001, S. 173ff.), da „sowohl die gesellschaftliche Struktur als auch alle isolierbaren Strukturen geschlechts- und klassenspezifisch durchzogen sind“ (Löw, 2001, S. 175). Kennzeichnend für Strukturprinzipien sei, dass sie nicht nur über *Gewohnheiten* im Handeln reproduziert werden, sondern sie durchziehen „auch den Körper [...] und in der Ausformung eines Habitus das praktische wie das diskursive Bewußtsein sowie jede Form des Handelns“, schreibt Martina Löw weiter, und damit „jeden Bereich des Lebens“ (Löw, 2001, S. 179).

Dies gilt, wie die Diskussion der Lefébveschen Raumtheorie gezeigt hat, ebenso für die gesellschaftliche Produktionsweise, die er retrospektiv für Stammesgesellschaften oder Feudalismus weniger geschickt herleitet als gegenwartsbezogen für den Kapitalismus. Den Einfluss dieser Wirtschafts- und Gesellschaftslogik auf räumliche wie zeitliche Organisationsformen der Gesellschaft, auf Kultur, Kunst, Wissenschaft und Affekt(kontrolle) bezeugen nach Max Weber auch David Harvey⁵⁵ und Frederik Jameson (1984), die Lefébres Kapitalismusverständnis deutlich erweitern.

In der *Konsequenz schlage ich daher vor, den relationalen Raumbegriff im Hinblick auf die Strukturprinzipien Geschlecht und Klasse, die Martina Löw nennt (2001, S. 173ff.), zu erweitern und um den gesellschaftlichen modus operandi, d.h. die gesellschaftliche Produktionsweise und kapitalistische Logik als Strukturprinzip zu ergänzen*, wenn raumbezogene Phänomene von Gesellschaften mit kapitalistischem Wirtschaftssystemen auf empirischer oder theoretischer Ebene thematisiert werden.

Damit lässt sich *Raum als relationale (An)Ordnung von sozialen Gütern und Lebewesen an Orten definieren*, die über die Prozesse *Spacing und Syntheseleistung generativ hervorgebracht werden*. Beide Prozesse erfolgen in *Abhängigkeit von der Handlungssituation*, d.h. sie werden vom *Habitus*, den *körperlichen Möglichkeiten*, den *Raumkonstitutionen Dritter* sowie den *sozialen Gütern und Lebewesen am Ort* beeinflusst. Die (An)Ordnungen sozialer Güter und Lebewesen erzeugen in der Wahrnehmung eine *Außenwirkung* die selbst nicht lokalisiert ist, aber in die Synthese und damit in die weitere Konstitution von Räumen einfließt. Im *Handeln werden Räume meist un-*

55 Harvey erweitert Lefébvres Verständnis von Kapitalismus durch Konzepte der *flexiblen Akkumulation*, die *Anpassung* des kapitalistischen Systems an *Kritik und Widerstand*, indem dessen Methoden assimiliert werden und die Folgen der Überakkumulation für die Beschleunigung von Kapitalkreisläufen und ihre temporären Lösungen, z.B. durch Investitionen in Produktionsstädten und Infrastruktur (*spatial fix, time-space-compression*; vgl. z.B. Harvey (1989, 1982:2006), kritisch dazu Jessop (2006)).

bewusst reproduziert, d.h. es wird auf Routinen zurückgegriffen, die Giddens und Löw im praktischen Bewusstsein verorten; *reflexive Kontexte ermöglichen es, die Konstitution von Räumen zu versprachlichen und zu kommunizieren*. Räume die *über individuelles Handeln hinaus wirksam bleiben*, indem Spacings und Syntheseleistungen genormt erfolgen, sind *institutionalisiert*, können aber durch verstetigte Abweichungen und gegenkulturelle Praktiken verändert werden.

Räume bringen Strukturen hervor und werden von ihnen beeinflusst, was Löw über die Handlungsebene des Konstitutionsprozesses als Dualität von Raum bezeichnet. Strukturen definiert sie dabei als „Regeln und Ressourcen, die rekursiv in Institutionen eingelagert sind und die unabhängig von Ort und Zeitpunkt Geltung haben“ (Löw, 2001, S. 226). Die Gesamtheit der Strukturen, zu denen sie auch die räumliche zählt, bezeichnet sie als Struktur einer Gesellschaft. Erstere werden von Strukturprinzipien durchzogen und beeinflusst, zu denen Geschlecht und Habitus, sowie als *Erweiterungsvorschlag* auch der *gesellschaftliche modus operandi der kapitalistischen Logik* zählt.

Indem Martina Löw Strukturen zunächst als *unabhängig von Ort und Zeitpunkt* definiert (Löw, 2001, S. 178)⁵⁶, wählt sie eine makrosoziologische Perspektive, bei der unterstellt wird, dass gesamtgesellschaftliche Regelsysteme existierten, die übergreifend verbindlich seien und im Handeln reproduziert werden. Da dieses vom Ort und Zeitpunkt unabhängig seien, müssten sich an allen Orten zu jedem Zeitpunkt die gleichen Strukturen finden lassen.

Silke Steets (2005, 2008b) zeigt jedoch eindrucksvoll, wie über bestimmte Platzierungspraktiken (An)Ordnungen geschaffen werden, die ‚Orte des Dazwischen‘ als experimentelle Nischen in der Kunst- und Kulturszene Leipzigs kennzeichnen und als Frei-Räume erlebt werden. Diese Frei-Räume werden als frei(er) von gesellschaftlichen Strukturen erlebt und ermöglichen alternative Handlungen und Raumkonstitutionen. Gleichzeitig sind die Orte der Leipziger Kunstszenen kein extraterritoriales Gebiet, das für sich eigene juristische Strukturen geltend machen könnte. Daraus folgt, dass allein im Hinblick auf juristische Strukturen, wie z.B. die Eigentumsrechte, die gesetzlich geregelt sind (Legislative) und institutionell von der Polizei durchgesetzt werden können (Exekutive), eine *Differenz* zwischen dem *makrosoziologischen Anspruch* auf Allgemeingültigkeit gesellschaftlicher Regel- und Sanktionssysteme und der *Umsetzung im konkreten Handeln von Personen an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt* existiert. Auch Heinrich Popitz (1968) hat bei seinen Untersuchungen zu regelkonformem Verhalten eine vergleichbare Diskrepanz beobachtet und die These von der „Präventivwirkung des Nicht-Wissens“ aufgestellt. Sie besagt, dass abweichendes Verhalten (z.B. geringfügige Gesetzesverstöße insbesondere der männlichen Jugendlichen) zwar sehr häufig auftritt, dies aber *nicht* thematisiert wird, und nur *die Unkenntnis der tatsächlichen Missach-*

56 Zur Erweiterung dieses Strukturbegriffs durch Martina Löw vgl. Fn.57, S. 50.

ung juristischer Strukturen dazu führt, dass diese im Bewusstsein, sie hätten eine Verbindlichkeit, weiter tradiert werden und zu anderen Zeitpunkten dies auch wieder sind.

Daher schlage ich vor, dass für die konkrete Anwendung des relationalen Raumbegriffs die makrosoziologische Perspektive, Strukturen seien unabhängig von Ort und Zeitpunkt, durch eine mikro- und mesosozilogische Analyseebene ausgetauscht wird.⁵⁷ Diese Differenzierung erlaubt es, die Nuancen, mit denen ortsspezifisch im Handeln Strukturen reproduziert werden, mit dem theoretischen Grundverständnis relationaler Räume in Einklang zu bringen und die analytische Aufmerksamkeit auf die lokalspezifischen Besonderheiten von Städten zu richten, „auf ihre im Unterschied zum modernen Territorialstaat distinkte, raumstrukturelle Form“ (Berking / Löw, 2008a, S. 9). Die Frage, ob Städte eine Eigenlogik haben oder ob sie Resultat übergeordneter Prozesse sind (Berking / Löw, 2008a, S. 11) wird erst möglich, wenn der Absolutheitsanspruch einer makrosoziologischen Perspektive, Strukturen seien unabhängig von Zeitpunkt und Ort, zugunsten einer vergleichenden Rekonstruktion dieser Bedingungen aufgegeben wird. Dann ist man auf der Ebene der Orte angelangt und muss klären, welche Funktion und Bedeutung Orte für Räume haben.

57 Martina Löw (2008) schlägt im Hinblick auf die Eigenlogik von Städten eine Erweiterung des Strukturbegriffs vor, die als eigenlogische Struktur einer Stadt auf der Ebene präreflexiver Sinnkonstruktionen übergreifend und auf der habituellen Ebene individualisiert wirksam wird:

„Mit dem Begriffspaar ‚städtische Doxa‘ als über Regeln und Ressourcen strukturell verankerte Sinnprovinz, deren Logik auf Verdichtung und Heterogenisierung basiert, und Habitus, als praktischer Sinn für diesen Ort, als - auch - ortsspezifisches Bewertungs-, Wahrnehmungs- und Handlungsschema kann konzeptionell der Rahmen gesteckt werden, in dem sich Prozesse eigenlogischer städtischer Vergesellschaftung erfassen lassen.“ (Löw, 2008, S. 42).

1.5 Orte

Der *Spatial Turn* hat neben der Neuausrichtung raumbezogener Theoriebildung auch die begriffliche Trennung von Raum und Ort beflügelt. Wenn Räume nicht mehr als absolut konzipiert werden, sondern von den Handlungen, Vorstellungen und Projektionen der Menschen individuell, temporär und auch kollektiv hervorgebracht und verstetigt werden, welche Rolle spielen dann Orte in diesem Prozess?

1.5.1 Lokalisierbarkeit, Materialität, Bedeutung?

Der Soziologe Thomas Gieryn rekonstruiert die Bedeutung von Orten über die Analyse soziologischer Fachliteratur⁵⁸. Die Relevanz von Orten ergebe sich allein schon dadurch, argumentiert Gieryn mit Verweis auf Edward Casey, dass alle in der Soziologie untersuchten Phänomene an konkreten Orten lokalisierbar sind und nicht etwa im Nirgendwo erfolgen (Gieryn, 2000, S. 466). Er macht drei grundlegende Eigenschaften von Orten⁵⁹ aus: *Erstens eine geographische Lokalisierbarkeit*, die eine Distinktion zwischen eigenen und fremden Lokalisierungen ermöglicht und in ihrer Ausdehnung zwar endlich ist, deren Grenze aber oft unscharf bleibt. Als Beispiele führt Gieryn räumliche bzw. distanzielle Maßstäbe⁶⁰ auf, wie den Lieblingsplatz in einem Zimmer bis hin zur Nationalstaaten oder quasi-natürlichen Landschaftsbereichen wie Inseln, Berge oder Waldlichtungen. Diese Orts-Phänomene werden durch den Zugriff unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen fragmentarisch und isoliert untersucht, so die Kritik von Gieryn (2000, S. 464) – und dadurch werde die Bedeutung von Orten für die soziologische Theorieentwicklung verschleiert, denn trotz Internet, Düsenflugzeugen und standardisierten Fast-Food-Ketten blieben Orte ein konstitutionelles Element des sozialen Lebens und der gesellschaftlichen Entwicklung, so Gieryn (2000, S. 463).

Zusätzlich zu einer eindeutigen Lokalisierung weisen Orte *zweitens eine Materialität* auf, die direkt – in gebauter Form, durch Gestaltung von Landschaften, Stadtvierteln, den Bau von Verkehrsinfrastruktur – oder indirekt über die Folgen menschlichen Handelns modifiziert wird:

“Places are worked by people: we make places and probably invest as much effort in making the supposedly pristine places of Nature as we do in cities or buildings” (Gieryn, 2000, S. 465).

58 Dies gestalte sich recht aufwändig, so Gieryn, da in Frage kommende Beiträge auf eine inhaltliche Bezugslinie hin untersucht werden müssten. Der explizite Bezug auf Orte würde durch die Autoren oft *vermieden*, damit der eigene Beitrag nicht disziplinär fehl eingeschätzt und im eigenen Themengebiet marginalisiert werde (Gieryn, 2000, S. 464).

59 Gieryn definiert zusätzlich zu dieser Trias Orte auch negativ: Sie sind nicht Raum, und auch kein Hintergrund oder Kontext. Im Versuch der begrifflichen Trennung zwischen Raum und Ort argumentiert Gieryn allerdings mit einem mathematisch-geometrischen Raumbegriff (Gieryn, 2000, S. 465).

60 Vgl. dazu auch Fn. 37, S. 37 sowie Smith (1992, 1993, 2001) und Brenner (1999).

Orte über ihre Materialität zu definieren sei auf theoretischer Ebene anschlussfähig an Diskurse zur sozialen Bedeutung technischer Artefakte und Materialität allgemein, so Gieryn weiter:

“Social processes (difference, power, inequality, collective action) happen through the material forms that we design, build, use, and protest” (Gieryn, 2000, S. 465).

Als *dritte Eigenschaft von Orten* nennt Gieryn die Möglichkeit der *Zuschreibung von Bedeutungen und Werten*, die sich für ihn vor allem durch die Kennzeichnung mit Namen ergeben – erst die Benennung einer Lokalität macht die Zuschreibung von Eigenschaften möglich, so Gieryn⁶¹.

Die soziologische Forschung mit explizitem sowie implizitem Bezug zu Orten teilt Gieryn in die drei folgenden Themengebiete ein:

- (1) *Place-making* als ‘power behind places’,
- (2) die Rolle von disziplinärem Wissen und Experten bei der *funktionalen und symbolischen Gestaltung* von Orten,
- (3) sowie die *Wahrnehmungen und Bedeutungszuschreibungen* der ‘locals’ zu ‘ihren’ Orten (sense of place).

Im ersten Themengebiet wird die Entwicklung von Städten als Machtzentren mit stadtökologischen Forschungsansätzen verfolgt und z.B. die Herausbildung von global cities durch begünstigende Standortfaktoren wie unternehmensnahe Dienstleistungen und einer entsprechend ausgebauten Infrastruktur begründet. Die strukturalistischen Erklärungsansätze suggerieren einen Determinismus, der lokale Akteure und das Spezifische des Ortes einer global agierenden homogenisierenden Macht ausliefert (Gieryn (2000, S. 469); zur Kritik am simplifizierenden Dualismus global-lokal vgl. auch Berking (1998, 2006)).

Verlagert man den Fokus von der Frage des Wachstums spezifischer Städte auf die *Rolle der konkret an diesen Prozessen Beteiligten* (2. Themengebiet), so lassen sich Akteure mit spezifischem fachkulturellen Wissen finden, die die städtischen Entwicklungs- und materiellen wie symbolischen Designprozesse maßgeblich beeinflussen:

“Design-experts mediate the relationship between political, economic, or mobilized powers and the built-places that they desire. Interests and agendas of diverse clients are filtered through a profession, a culture, and a “discipline” of design. The design of a place may involve planners, architects, policymakers, financial institutions, patrons, regulatory agencies, potential users, developers, engineers, and variously interested audiences. It is, at once, the making of a place and the negotiation, translation, and alignment of political and economic interests, technical skills and imperatives, aesthetic judgments and societal futures” (Gieryn, 2000, S. 470; mit Hinweis auf Stießer 1998).

61 Diese lassen sich jedoch nicht ohne weiteres in einen unmittelbaren Zusammenhang zur Ortsbezeichnung bringen. Sprachgeschichtliche Überlegungen können zwar Hinweise auf die Entstehungsgeschichte eines Ortes geben, sind jedoch, wie sich am Beispiel Darmstadts zeigen lässt, nicht immer eindeutig.

Das Image⁶² einer Stadt, das über Stadtmarketing und Tourismusmanagement produziert, distribuiert und im Idealfall von Besuchern wie Bürgern aufgegriffen wird (vgl. z.B. Löw (2006, S. 10) für das Image von Frankfurt/M. als Großstadt), fällt unter diese Kategorie. Eine stadtsoziologische Untersuchung auf dieser Ebene hätte die Frage zu klären, wie unterschiedliche Akteure in Stadtverwaltung und Tourismusmarketing ein Label wie ‚Wissenschaftsstadt‘ für das Standortmarketing der Stadt Darmstadt nutzen und wie dies auf alltäglicher lokalpolitischer Ebene umgesetzt wird.

Das *dritte Themengebiet*, dem sich soziologische Forschung mit direktem oder impliziten Ortsbezug zuordnen lässt, ist die Ebene der Rezeption und lokalisierten Bedeutungszuschreibung. In genau diesem Themengebiet ist die Fragestellung der vorliegenden Arbeit, welche raumbezogenen Identifikationsstrategien sich über die empirische Abbildung der Spacing- und Syntheseleistungen Darmstädter Studierender rekonstruieren lassen, ‚verortet‘.

1.5.2 Ort als Resultat räumlicher Auseinandersetzungen

Einen vorläufigen Zugang zum Ortsbegriff, der die hier diskutierten Aspekte der Lokalisation, Materialität und Bedeutungsebene verbindet, bieten bereits die raumtheoretischen Überlegungen des französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Orte sind für Bourdieu im Hinblick auf dauerhafte Lokalisierungen von Akteuren besonders wichtig, da diese in einer Art Verteilungskampf um Platzierungen konkurrieren. Die Regeln dieser Auseinandersetzungen, bei dem die Distanzen zu prestigeträchtigen Positionierungen verkürzt und gleichzeitig die zu statusniedrigeren erhöht werden – eigene Positionierungen also als gewinn- und nutzenorientiert erfolgen, schreiben sich in die Orte ein, so Bourdieu (Bourdieu, 1991a, 1991b, 1997b).

In gesellschaftlichen Teilbereichen wie Politik, Wirtschaft, Kunst oder Wissenschaft – Bourdieu bezeichnet sie als Felder – lassen sich je spezifische Regeln, Sanktionsmöglichkeiten, Bewertungsschemata und allgemein Praxisformen finden, mit denen die eigene Position im Feld in Relation zu anderen Positionen definiert, verteidigt und vor allem verbessert werden kann.⁶³ In diesem Zusammenhang weist Bourdieu auch daraufhin, dass sich in Räumen die subtilste Form von Macht als symbolische Gewalt manifestiert, die eine „aus dem Fernsein bzw. der respektvollen Distanz erwachsende Ehrerbietung“ (Bourdieu, 1997b, S. 163) einfordert. „Leere Räume“ (Mortelmans, 2005) verweisen also auf die Exklusivität isoliert platzierter

62 Vgl. zum Imagebegriff Kap. 1.7 S. 85 und zur exemplarischen Gegenüberstellung zweier Images für Darmstadt im Abstand von gut 70 Jahren Kap. 3.2, S. 174 dieser Arbeit

63 Bourdieu spricht von „Lokalisierungs-Profiten“, die situationsspezifisch sind, d.h. eine Nähe zu gewünschten und erstrebenswerten Gütern aufweisen, und „positions- oder randspezifischen Profiten“, die mit dem Status einer „prestigeträchtigen Anschrift“ einhergehen (Bourdieu, 1997b, S. 163). Besetzungsprofite hingegen verhindern Platzierungen Dritter, z.B. indem der Wohnsitz mit einem weitläufigen Garten umgeben ist.

sozialen Güter und Waren oder die der eigenen Person und stellen die Verfügungsmacht über Raum zur Schau.

Feldspezifischen Distinktionslogiken konstituieren die sozialen Positionen im Feld und zwischen verschiedenen Feldern. Bourdieu konzipiert damit den sozialen Raum, „dem bestimmte Unterscheidungs- bzw. Verteilungsprinzipien zugrundeliegen“ (Bourdieu, 1991b, S. 9), als mehrdimensional und charakterisiert ihn durch „die wechselseitige Ausschließung (oder Distinktion) der ihn konstituierenden Positionen, das heißt als eine Struktur des Nebeneinander von sozialen Positionen“ (Bourdieu, 1991a, S. 26). Diese müssen für den Fall eines sozialen Aufstiegs verringert werden. Als Verdeutlichung bietet Bourdieu die Analogie mit dem geographischen Raum an, bei dem zur Distanzüberwindung, d.h. zur Ortsveränderung, Arbeit, Mühe und Zeit investiert werden muss – über den Körper.

Die „körperliche Einschreibung der Strukturen der sozialen Ordnung vollzieht sich sicher zu einem Großteil mittels der Verlagerungen und Bewegungen des Körpers, mittels körperlicher Stellungen und Körperhaltungen, die durch jene in Raumstrukturen umgewandelten sozialen Strukturen organisiert und sozial qualifiziert werden als Ausstieg oder Abstieg, Eintritt (Einschluß) oder Austritt (Ausschluß), Nähe oder Ferne zu einem aufgewerteten Zentralort“ (Bourdieu, 1991a, S. 27).

Dieses Unterscheidungssystem operiert über den Körper im Handeln und Wahrnehmen. Es macht den sozialen Status sichtbar durch die Art, wie sich Menschen bewegen, sprechen, ‚sich geben‘ und wird von Bourdieu als Habitus bezeichnet (vgl. zum Habituskonzept z.B. Kraus / Gebauer (2002)). Habitus ist einerseits klassenspezifisch determiniert, d.h. die soziale Herkunft und Biographie sind für den Habitus wesentlich, in ihm gerinnt Lebensgeschichte zu einem verinnerlichten Klassifikationssystem zur sozialen Unterscheidung. Hier spielen auch frühkindliche Erfahrungen eine Rolle, Sprache, Norm- und Wertevermittlung, aber auch Architektur⁶⁴ prägen den Habitus über das sensorische Erleben der gebauten Umwelt oder den Stil der Inneneinrichtung – auf diese habituellen Einflüsse bezieht sich der relationale Raumbegriff von Martina Löw bei den raumkonstituierenden Prozessen Spacing und Syntheseleistung. Neben diesem Aspekt (Habitus als Werk, als *opus operandum*) hat der Habitus noch eine weitere Dimension: als generatives Erzeugungsprinzip von Praxisformen (Habitus als *modus operandi*, als Handlungsweise). Gemeint ist, dass Handlungs- Wahrnehmungs- und Denkschemata durch die Verinnerlichung der Klassifikationssysteme vorstrukturiert sind und diese Strukturen im Handeln (weitgehend) reproduzieren. Die Möglichkeit der *Überlagerung der Felder des sozialen Raums* und die *Rückwirkungen auf den beobachtbaren physischen Raum* erklärt für Bourdieu die Konzentration von seltenen Gütern und ihren Besitzern an *prädestinierten Orten*. Er geht dabei von der Annahme aus, dass sich die sozialen Unterschiede, die den Sozial-

64 So spricht Bourdieu z.B. von den „architektonischen Räumen, deren stumme Gebote sich direkt an den Körper wenden“ (Bourdieu, 1997b, S. 163) und über andauernde Wiederholungen in der Wahrnehmung und Bewegung des Körpers verinnerlicht werden.

raum charakterisieren, mehr oder minder im physischen Raum abbilden – besonders deutlich anhand dauerhafter Platzierungen wie Wohnsitzen.

„Wie der physische Raum durch die wechselseitige Äußerlichkeit der Teile bestimmt ist, so der soziale Raum durch die wechselseitige Ausschließung (oder Distinktion) der ihn konstituierenden Positionen, das heißt als eine Struktur des Nebeneinanders von sozialen Positionen. [...] Der soziale Raum weist die Tendenz auf, sich mehr oder weniger strikt im physischen Raum in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen.“ (Bourdieu, 1991a, S. 26).

In der räumlichen Logik *differenziert* Bourdieu so zwischen einem physischen und einem sozialen Raum anstatt beides, Gesellschaftliches und Materielles, zusammenzudenken (ausführlich dazu Löw, 2001, S. 179ff.). Veränderungen ergeben sich für Bourdieu nur aus dem sozialen Raum heraus, die sich auf den physischen Raum auswirken. *Orte* definiert er entsprechend dieser dualistischen Logik *entweder absolut als Punkt im physikalischen Raum*, d.h. als Lokalisierung, oder *„in relationaler Sicht, als Position, als Rang in einer Ordnung“* (Bourdieu, 1997b, S. 160). Von der physischen Nähe zu begehrten sozialen Gütern und Personen(gruppen) profitieren Menschen, denn die eigenen Aufwendungen vor allem an Zeit werden minimiert, während gleichzeitig die Wahrscheinlichkeit steigt, sich durch die bloße Anwesenheit Güter oder soziale Kontakte zunutze zu machen (Bourdieu, 1997b, S. 164), was aber auch vom eigenen Habitus und den Erwartungshaltungen der anderen abhängt:

„Tatsächlich konkretisieren sich die mittleren Aneignungschancen hinsichtlich der mit einem Wohnsitz verbundenen materiellen oder kulturellen Güter oder Dienste für die verschiedenen Bewohner der Orte nach ihren jeweiligen Aneignungsfähigkeiten und -möglichkeiten (materielle wie Geld oder private Verkehrsmittel, aber auch kulturelle). Man kann eine Wohnung haben, ohne sie im eigentlichen Sinne des Wortes zu ‚bewohnen‘, solange man nicht über die stillschweigend vorausgesetzten Mittel, allen voran einen angemessenen Habitus, verfügt“ (Bourdieu, 1997b, S. 165)

Orte sind daher – abstrahiert man von der binären Differenzierung von Raumlogiken – *durch soziale Prozesse geprägt, die Sinnzusammenhänge, Bedeutungszuschreibungen, Distinktion als soziale Praxis, Handlungsoptionen, soziale Güter/Materialität nicht notwendigerweise widerspruchsfrei zusammenzufassen*. Neben der entsprechenden habituellen Ausstattung und den Verfügungsmöglichkeiten über soziales, ökonomisches und kulturelles Kapital verfügt das Habituskonzept mit der zeitlichen Ebene⁶⁵ über eine weitere wichtige Ressource, um Aneignungen von Orten beschreiben zu können:

„Unter all jenen Eigenschaften, die bei der legitimen Besetzung eines Ortes vorausgesetzt werden, gibt es einige nicht unbeachtliche, die sich nur durch die langfristige Besetzung dieses Ortes selbst und den kontinuierlichen Kontakt mit seinen legitimen Bewohnern erwerben lassen. Dies gilt natürlich primär für das Sozialkapital an Beziehungen und Verbindungen [...] aber auch für die subtilsten Aspekte des kulturellen und sprachlichen Kapitals, wie z.B. die körperlichen Ausdrucksformen oder die Aussprache (der Akzent) etc.“ (Bourdieu, 1997b, S. 165)

65 Die Einübung in einen Habitus ist von Sozialisations- und Bildungsprozessen sowie der eigenen Biographie mitbestimmt, bei dem Wiederholungen das Verhalten, Empfinden und Denken prägen, so dass Veränderungen in der Regel nicht ad hoc erfolgen.

Um nicht in eine „Raumfalle“⁶⁶ zu tappen und von der Position im angeeigneten physikalischen Raum direkt Aussagen zum sozialen Status abzuleiten, müssen noch weitere Faktoren beachtet werden: Zum einen ist *lokalspezifisches Wissen über den Ort* unabdingbar, um einschätzen zu können, welche kulturellen und sozialen Kapitalvolumina und welchen Habitus die Bewohner haben, zum anderen reicht es nicht, nur die materiellen Eigenschaften des Ortes zu studieren, ohne die Verbindungen zu anderen Orten oder Zeitpunkten – das Feld – zu kennen:

“Thus the notion of field functions as a conceptual shorthand of a mode of construction of the object that will command, or orient, all the practical choices of research. It functions as a *pense-bête*, a memory-jogger: it tells me that I must, at every stage, make sure that the object I have given myself is not enmeshed in a network of relations that assign its most distinctive properties. The notion of field reminds us of the first precept of method, that which requires us to resist by all means available our primary inclination to think the social world in a substantialist manner. To speak like Cassirer (1923) in *Substance and Function*: one must *think relationally*.” (Bourdieu, 1992, S. 228; Herv. im Orig.)

Der angeeignete physikalische Raum *allein* eignet sich daher nur sehr bedingt dazu, die sozialen Prozesse, die ihn hervorgebracht haben, zu rekonstruieren.

Zusammenfassend lässt sich zunächst festhalten dass Bourdieu auf theoretischer Ebene zwischen einem geographisch-physikalischen und einem abstrakten sozialen Raum unterscheidet. In der begrifflichen Trennung von sozialem und angeeignetem physischem Raum und dem Versuch, sie empirisch wieder zu vereinigen und ihre mögliche Überlagerung analytisch doch zu nutzen, zeigt sich Bourdieus wissenschaftliche Position *zwischen* Strukturalismus und Poststrukturalismus, indem er die räumliche Objektivierung sozialer Unterschiede in seinen frühen Werken strukturalistisch – z.B. anhand von dichotomen Kategorien wie Geschlecht – herleitet, in dem hier dargestellten Raumbegriff jedoch die soziale Wirklichkeit relational und konstruktivistisch herleitet (vgl. Kajetzke / Schroer (2010, S. 199))

Der abstrakte soziale Raum bestimmt über die relative Position von Menschen im Vergleich zu anderen Akteuren in verschiedenen Feldern die hierarchische Gesellschaft und die Position der Individuen innerhalb dieser. Diese Positionen entsprechen *relationalen Orten im Sozialraum*, die individuelle Handlungsspielräume vorstrukturieren und limitieren. Die Verortung im sozialen Raum basiert auf Distanzen zwischen

66 Bourdieu selbst spricht davon, dass die Orte, an denen sich die Felder überlagern, dem Betrachter „Fallen“ stellen können:

„Diese Orte stellen für den Analysierenden virtuell Fallen dar, und zwar dann, wenn der unvorsichtige Beobachter (der zum Beispiel die charakteristische Symbolik der Luxusgeschäfte der einschlägigen Gegenden zu analysieren sucht, den Gebrauch französischer Eigennamen oder die ostentative Darstellung der Anciennität eines Geschäfts und so weiter) sie unhinterfragt als solche nimmt und damit unweigerlich in einen substantialistischen und realistischen Ansatz gerät, der das Wesentliche gerade unterschlägt.“ (Bourdieu, 1991a, S. 29).

Den Begriff „Raumfalle“ prägen Lippuner / Lossau (2004) und bezeichnen damit die Komplexitätsreduktion, mit der gesellschaftliche Phänomene unter Rückgriff auf Raum erklärt werden und genau das zur Erklärung Relevante dadurch ausgeblendet wird (Lippuner / Lossau, 2010, S. 115ff.).

diesen theoretisch konstruierten Gruppen⁶⁷, die für den Fall eines sozialen Aufstiegs verringert werden müssen, analog zu einer Distanzverringering im physischen Raum. Im physikalischen Raum, an dem Akteure einen bestimmten Platz einnehmen – *Ort als absolute Lokalisierung* – schlagen sich soziale Prozesse nieder. Ein hypothetisch angenommener physikalischer Raum wird dadurch zu einem *angeeigneten* physischen Raum, weist eine je spezifische Form (Distribution) und Akkumulation von sozialen Gütern auf und ist immer durch vorangegangene soziale Prozesse beeinflusst und somit generativ. Die Projektion des Sozialen auf einen physischen Raum birgt jedoch auch die Gefahr, dass in einem substantivistischen Kurzschluss die gefundenen Bedingungen im Physischen enthistorisiert und als irrelevant für soziologische Fragestellungen aus der Analyse ausgeschlossen werden. Diese „Raumfalle“ kann dazu führen, dass Ursache und Wirkung, d.h. hier soziale Prozesse und Rekonfigurationen im urbanen Raum, vertauscht werden (Lippuner / Lossau, 2010, S. 115). Mit dem Konzept des „Habitus“ verbindet Bourdieu den sozialen Raum, in dem ein Akteur einen bestimmten Rang einnimmt (je nach Kapitalausstattung) mit körpergebundenen Wahrnehmungs-, Klassifikations- und Handlungsschemata. Über den Körper werden sozialer und physischer Raum miteinander verbunden.

Bourdieu bietet eine über zahlreiche Studien zu Habitus und Lebensstil abgesicherte Operationalisierung an, Räume an Orten soziologisch zu beschreiben und für empirische Zugänge (z.B. Wohnraum, vgl. Wuggenig (1994)) nutzbar zu machen, warnt aber vor einem vorschnellen Rückschluss von den beobachtbaren physischen Lokalisierungen auf soziale Unterschiede, d.h. vom physikalischen auf den sozialen Ort, den ein Akteur einnimmt. Sehr wichtig für die Frage nach Aneignungsmöglichkeiten von Räumen und Orten ist neben der Begriffsdifferenzierung Bourdieus Hinweis auf die *Erwartungshaltungen* gegenüber der sich platzierenden Person, *die als informelle Regeln spezifisch für den Ort sind* – aber aus der relationalen (An)Ordnung der sozialen Güter und Lebewesen nicht direkt erschlossen werden können. Hier muss Zeit eingesetzt werden, um diese kennenzulernen, d.h. einen kompatiblen Habitus zu entwickeln, was an bestimmte Voraussetzungen (Kapitalvolumen und -struktur) gebunden ist. In der Terminologie Bourdieus bringen soziale Räume Orte hervor, d.h. spezielle Plätze im angeeigneten physischen Raum mit einer für diese geltenden ‚Logik‘ und eigenen Distinktionsregeln. Während Bourdieu hiermit wichtige Hinweise liefert, Orte im Kontext von Lokalisation, Bedeutung und Materialität zu definieren – alle drei sind letztlich Folgen von Handlungen bestimmter Akteure –, ist die *begriffliche Trennung zwischen Ort und Raum nicht präzise; weiterhin basiert sein Raumbegriff* durch die problematische Gegenüberstellung von sozialem und physischem Raum *auf unterschiedlichen Raumlogiken*.

Die begriffliche Unterscheidung zwischen Ort und Raum kann über die Differenzierung, die der relationale Raumbegriff von Martina Löw bietet, weiter ausgebaut werden. Ihr Raumbegriff ermöglicht eine

67 Bourdieu spricht von „wahrscheinliche[n] Klassen[n]“ (Bourdieu, 1991b, S. 12).

durchgehend theoretisch konsistente Beschreibung soziologischer Arbeiten mit implizitem wie (seltener) explizitem Bezug zu Orten, die Gieryn aufgrund von Literaturanalysen vorlegt. Martina Löw beschreibt Orte als Lokalisation der Platzierungen (und des Platzierenden):

„Orte werden durch die Besetzung mit sozialen Gütern oder Menschen kenntlich gemacht, verschwinden aber nicht mit dem Objekt, sondern stehen dann für andere Besetzungen zur Verfügung. *Der Ort ist somit Ziel und Resultat der Platzierung* und nicht – wie Menschen und soziale Güter – im Spacing selbst platziertes Element. Orte entstehen durch Platzierungen, sind aber nicht mit der Platzierung identisch, da Orte über einen gewissen Zeitabschnitt hinweg auch ohne das Platzierte bzw. nur durch die symbolische Wirkung der Platzierung erhalten bleiben“ (Löw, 2001, S. 198; Herv. im Orig.)

Orte können demnach *Träger symbolischer Konstruktionen* sein, d.h. sie werden *über Platzierungen* im Rahmen von Raumkonstitutionen *als solche gekennzeichnet*. Indem z.B. Ortseingangsschilder aufgestellt werden, wird eine (in diesem Fall verwaltungstechnisch-territoriale) Einheit gekennzeichnet, die auch Träger von Identitätskonstruktionen im Sinne von ‚meine Stadt, mein Kiez, mein Viertel‘ sein kann. Die *Bedeutung eines Ortes* wird somit über die *Konstitution von Räumen erzeugt*, die eine bestimmte lokalisierbare Stelle für *Platzierungen* nutzen. Damit eröffnet Martina Löw eine wichtige begriffliche Trennung von Raum und Ort. Während Orte für Spacing und Syntheseleistung in der Konstitution von Räumen eine wesentliche Funktion haben, werden sie *nur durch Platzierungen gekennzeichnet* (Löw, 2001, S. 201). Durch die begriffliche Trennung von Ort und Raum werde dreierlei erreicht, so Löw (2001, S. 202): *Erstens* eine Bezeichnung für *biographisch oder gesellschaftlich eindeutige Platzierungen*, sowie *zweitens* die Möglichkeit, *vergangene Platzierungen*, d.h. nicht mehr existente Räume, über symbolische Bezeichnungen dennoch lokalisierbar zu machen sowie *drittens* die *Reflektion des Bezugssystems der raumkonstituierenden Person*⁶⁸, denn diese muss sich ja an einem Ort aufhalten.

Die ersten beiden Aspekte der begrifflichen Trennung zwischen Ort und Raum beziehen sich auf Raumkonstitutionen als biographisch und gesellschaftlich relevante Praktiken und können auf die Prämissen Gieryns – Orte müssten geographisch lokalisiert sein sowie eine Materialität besitzen – übertragen werden. Eindeutige Lokalisationen ermöglichen die Unterscheidung und Bezeichnung dieser Raumkonstitutionen in Relation zu anderen und werden über Spacings konstituiert, d.h. indem eine bestimmte Form von Materialität intergenerativ erzeugt und damit tradiert wird. Auf der Ebene der Syntheseleistungen können diese (An)Ordnungen als Träger von Bedeutungszuschreibungen dekodiert werden, was für Löw und Gieryn über Bezeichnungen und Namensgebung erfolgt. Während Thomas Gieryn drei grundlegende Eigenschaften von Orten annimmt – Lokalisierbarkeit, Materialität, Bedeutungszuschreibung – und die soziologischen Forschungsperspektiven auf die Produktion von Orten als Machtzentren, die intentionale

⁶⁸ Dieser Aspekt ist bei den ersten beiden Folgen der begrifflichen Trennung zwischen Ort und Raum ebenfalls mitzudenken, denn die Bezeichnung von gegenwärtigen oder vergangenen Platzierungen erfolgt immer von einem bestimmten Standpunkt, einem Ort, innerhalb eines Relationennetzwerkes.

Gestaltung von Orten auf funktionaler und symbolischer Ebene sowie die Bedeutungszuschreibungen durch Besucher und Anwohner klassifiziert, sind diese Punkte im relationalen Raumbegriff in den ersten beiden Aspekten der begrifflichen Differenzierung herausgearbeitet. Die Folgen der begrifflichen Differenzierung zwischen Ort und Raum, die Martina Löw vorschlägt, lassen sich auch als *räumliche* (eindeutige Platzierungen mit biographischer oder gesellschaftlicher Relevanz), *zeitliche* (Orte als Bezeichnung für vergangene Platzierungen) und *methodologische Konsequenz* (Bezugssystem und Eingebundenheit der raumkonstituierenden Person) beschreiben.

Beide Positionen (Löw, Gieryn) gehen davon aus, dass Orte im Handeln erzeugt werden, indem die Materialität an bestimmten Positionen verändert wird und dies eine individuell-biographische oder gesellschaftliche Bedeutung hat. Indem dies generativ erfolgt und daher auf vorherige Platzierungen Bezug genommen wird, können (An)Ordnungen der sozialen Güter über den Handlungsvollzug hinaus bestehen bleiben und auch retrospektiv in Erinnerungen oder Beschreibungen aufgerufen werden. Die Positionen werden über die Platzierung symbolischer Güter als einzigartig gekennzeichnet und entsprechend benannt, d.h. dem Ort wird ein Name zugesprochen. Orte sind für Bedeutungszuschreibungen und im Rahmen von Identifikationsprozessen auf eine materielle, visuelle oder narrative Tradierung angewiesen. *Wie* sie Träger von Identifikationskonstruktionen werden können, hat der schwedische Soziologe Per Gustafson untersucht.

1.5.3 Meanings of place

Die am Anfang dieses Kapitels diskutierte Systematisierung des Ortsbezugs, die Thomas Gieryn aus der Analyse der soziologischen Fachdiskurse herleitet, führt als drittes Themenfeld die Zuschreibung von Bedeutungen zu Orten auf (vgl. 1.5.1, S. 61). Für diese Perspektive bietet Per Gustafson (2001) eine Systematisierung auf empirischer Basis an. Gerade im Hinblick auf gravierende Veränderungen der räumlichen Bezugssysteme werde die Frage nach der sozialen Bedeutung von Beziehungen neu und kontrovers diskutiert: Verschwindet eine lokale Relationenbildung zu anderen Personen wie zu Orten zugunsten elektronisch vermittelter Sozialität oder erleben Orte als ‘meeting places’ gerade im Hinblick auf eine allgemeine ‘Globalisierung’ eine Renaissance ihrer Bedeutung für soziale Interaktionen? Gustafson möchte diese Frage mit einem in Interviewstudien entwickelten Bezugssystem klären, das es ermöglichen soll, die Bedeutungszuschreibung zu Orten rekonstruktiv zu erschließen.

In Interviews mit Anwohnern mehrerer Orte im Westen Schwedens fragt Gustafson zunächst nach den Orten, an denen die Interviewpartner gelebt haben und nutzt diese Liste, um Narrationen, warum bestimmte Orte für die jeweiligen Interviewpartner wichtig sind, zu evozieren. Abschließend wurden Ein-

stellungen zu fünf unterschiedlichen Maßstäben sozialräumlicher Agglomerationen (Community/Dorf, Stadt, überregional, national, Europa) erfragt.

Bereits früh im Auswertungsprozess kristallisierten sich die Kategorien *self*, *others* und *environment* heraus, jedoch ließen sich diese nicht im ‚herkömmlichen‘ Sinne dimensionieren, d.h. durch jeweils zugeordnete Subkategorien absichern. Die Bedeutungszuschreibungen zu Orten ließen sich vielmehr in *Relation* zu diesen Kategorien finden, so dass Gustafson ein tripolares Modell entwickelt, bei dem die drei Kategorien die Eckpunkte eines Dreiecks bilden. Auf den Seitenlinien sowie der Fläche hat er die einzelnen Subdimensionen angeordnet:

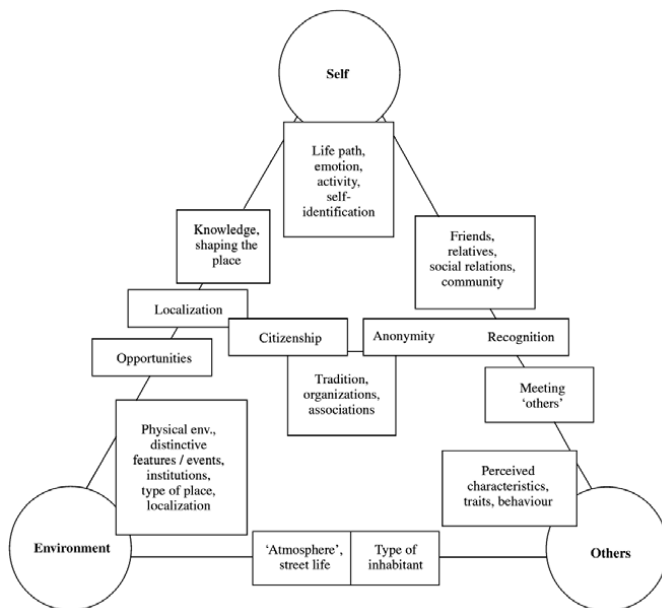


Abbildung 1.5: Tripolares Modell „Meanings of Place – self-others-environment“. Quelle: Gustafson (2001, S. 10)

Die Kategorie des *Self* hat vor allem einen lebensgeschichtlichen Hintergrund. Orte weisen Relationen zu Personen über deren biographische Phasen (Kindheit, Jugend, Studium, Erwerbstätigkeit)⁶⁹ oder häufige Besuche auf und werden mit Kontinuität und Stabilität gleichgesetzt. Martina Löw (2001, S. 201) hat diesen Aspekt – Orte als Bezeichnung für biographisch bzw. gesellschaftlich relevante gegenwärtige und vergangene Platzierungen – aus der begrifflichen Trennung zwischen Ort und Raum abgeleitet. Emotionen auf dieser Ebene verbinden in Gustafsons Studie den Ort mit Sicherheit und Geborgenheit. Als weiteres Thema auf dieser Hauptebene werden berufliche oder freizeitbezogene Aktivitäten genannt, über die die Orte mit der eigenen Person verbunden werden. Sie werden auch zur Charakterisierung der eigenen Persönlichkeit herangezogen, z.B. in der Selbstsicht der Interviewten, repräsentativ für die Bewohner einer Gegend zu sein. Auf der Ebene des „Selbst“ werden daher sowohl von der eigenen Person ausgehend Bedeutungen von Orten konzeptualisiert als auch umgekehrt Orte als Ressourcen für die Profilierung der eigenen Identität benannt⁷⁰ (vgl. Gustafson, 2001, S. 9). Auf dem Spektrum, das Gustafson mit dem Begriff *Self-others* eröffnet, finden sich Bedeutungszuschreibungen, die durch die sozialen Beziehungen der Interviewten mit anderen Anwohnern charakterisiert sind. Auf dieser Ebene spielt eine Rolle, inwieweit die Personen sich untereinander kennen und ob die eigene Person als zugehörig zu dieser lokalen Gemeinschaft erlebt und wahrgenommen wird.

Der Eckpunkt *Others* fasst die Beschreibungen zusammen, die Orten aufgrund von beobachteten und angenommenen Verhaltensweisen und Eigenschaften ihrer Bewohner zugeschrieben werden – sehr oft sind dies Stereotype, die im Kontext sozialer Abgrenzung eingeführt werden (Gustafson, 2001, S. 10). Themen wie Atmosphäre und Ausstrahlung eines Ortes – im relationalen Raumbegriff erscheinen diese Begriffe als Außenwirkung der relationalen (An)Ordnungen sozialer Güter an einem Ort – ordnet Gustafson dem Bereich *Others-environment* zu. Die Beschreibungen der sozialen Interaktionen in einer konkreten räumlichen (An)Ordnung und die Eigenschaften der anderen Personen am Ort wird den Aussagen auf dieser Ebene zufolge auf die materielle Eigenschaft des Ortes selbst übertragen – z.B. in der Beschreibung des Straßen- oder Nachtlebens eines Quartiers für die Qualität dieses Ortes (Gustafson, 2001, S. 10).

Environment bezeichnet diejenigen Aussagen, die keiner der beiden sozialen Kategorien zugeordnet werden konnten und die sich auf die materiellen Eigenschaften, klimatische Bedingungen oder den Ort als Symbol für historische Ereignisse beziehen. Die Verbindung zurück zum Eckpunkt „self“ wird über formales Wissen der Interviewten konstituiert (Geografie, Geschichte) und über die Verbindungen der

69 Ausgehend von Anregungen aus der Humangeographie (vgl. Kap. 1.5.5, S. 68ff.) wird der Ortsbezug in der Soziologie über Relationennetzwerke und Zeitbezüge (ZeitRäume in dieser Schreibweise) diskutiert; vgl. Kap. 1.5.6, Kap. 1.6, S. 72ff.)

70 Diese Position wird von der Umweltpsychologie geteilt, z.B. in der Studie von Twigger-Ross / Uzzell (1996), vgl. dazu ausführlich Kap. 1.5.4, S. 62 dieser Arbeit.

eigenen Person oder Familie zu diesem Ort, d.h. ein Wissen über den Ort, das nicht fachdisziplinär kategorisiert ist. Die Handlungsmöglichkeiten, die ein Ort über die materielle und atmosphärische Ebene den Interviewten ermöglicht, sind ebenfalls in dem Spektrum „environment-self“ systematisiert – Hobbys ebenso wie die Veränderung dieser (vermeintlich) natürlichen Umgebung durch Kultivierung, Gartenarbeit oder den Bau des eigenen Hauses (Gustafson, 2001, S. 11). Die Visualisierung des tripolaren Kategoriensystems (vgl. Abbildung 1.5, S. 70) ist eine Systematisierung der in Stegreiferzählungen geäußerten Einstellungen zu und Bedeutung von Orten, aus der Gustafson die folgenden vier zugrundeliegende Ebenen herausarbeitet: *distinction, valuation, continuity* und *change*.

Die Unterscheidbarkeit eines Ortes (*distinction*) erst ermöglicht es, konkrete Bedeutungszuschreibungen vorzunehmen – das Gegenteil davon zeigt sich in der künstlichen Kreation von Orten über eine serialisierte Bauweise von Immobilien, Vergnügungsparks, Fastfood-Ketten oder Transitorten. Dieser empirische Befund ist anschlussfähig zu Theorieentwürfen der Humangeographie der 1970er Jahre (Relph (1976); vgl. Kap. 1.5.5, S. 80), der Soziologie (Lefebvre; vgl. Kap. 1.3.1, S. 46), Stadtsoziologie (Disneyifizierung – vgl. z.B. Roost (2000), Ronneberger (2001)), der Anthropologie (Augé, 1994) und der Planungswissenschaften (z.B. Lynch (1965); vgl. auch Kap. 2.1.3). Die Abgrenzung des Ortes beschreibt Gustafson im empirischen Material hauptsächlich auf territorialer Ebene, weist aber darauf hin, dass es neben der geographischen Grenzziehung auch eine Distinktion hinsichtlich der zugeschriebenen Eigenschaften gibt. Eine territoriale Logik der Distinktion von Orten auf empirischer Ebene kann durch eine jahrzehntelange diskursive Gleichsetzung von Ort, Raum, Territorium und Kultur erklärt werden, die in den außerakademischen Diskursen weiterhin reproduziert wird (Löw, 2001, S. 11; 77f.; Wimmer, 2005).

Die Bewertung (*Valuation*) der Unterscheidbarkeit von Orten moderiert die *Intensität* der Verbindung von Menschen zu Orten auf den unterschiedlichen Ebenen des tripolaren Modells. Die *zeitliche Dimension* wird über Veränderung und Kontinuität (*change, continuity*) abgebildet: Kontinuität ist durch die biographische Verbindung zu einem Ort, d.h. über die dort verbrachte Lebenszeit, offensichtlich gegeben – auf intergenerativen Zeitskalen lassen sich z.B. Traditionen oder singuläre historische Ereignisse systematisieren. Die zeitliche Ebene impliziert jedoch auch Veränderungen. Die Bedeutung eines Ortes ist damit weder empirisch noch in der theoretischen Konzeptualisierung etwas Statisches, sondern ein niemals abgeschlossener Prozess:

“In this perspective, place and meanings of place stand forth as an ongoing process. Indeed at times, the respondents take an active part in the process of giving places meaning. They try to make places ‘their own’ by forging social relations (e.g. visiting neighbours), by acquiring knowledge about the place, or by physically shaping the place. In these cases, places could be described in terms of personal projects [...] This interplay of continuity and change clearly shows that meanings of place are not given once and for all. Instead, a meaningful place appears as a process, where various individual (and collective) projects converge and/or compete with other projects, with external events, and with the course of time. Various long-established meanings

of place often impose restrictions on these projects, but the projects may, if successful, gradually alter or modify these established meanings.” (Gustafson, 2001, S. 13).

Die Stabilität von Bedeutungszuschreibungen wie auch die Möglichkeit der Veränderung und Institutionalisierung neuer Bedeutungen von Orten auf individueller wie sozialer Ebene wird damit ermöglicht. Bei genauer Betrachtung fällt jedoch auf, dass das tripolare Modell der Bedeutungszuschreibung im Prinzip die Prämissen des Löwschen Raumbegriffs wiedergibt, ohne auf diese zu rekurrieren: Die sozialen Dimensionen *self* und *others* geben die Konstitution von Raum, d.h. die Frage nach der Platzierung der eigenen Person in Relation zu anderen Personen sowie – im Punkt *environment* – zu sozialen Gütern wieder. Die Systematisierung, die Gustafson aus dem empirischen Material ableitet, lässt sich direkt über die relationale Konstitution von Raum abbilden.

Für die vorgelegte Arbeit folgt daraus *zweierlei*: Erstens verifiziert diese Analogie den relationalen Raumbegriff empirisch und bestätigt damit die Entscheidung, Martina Löws Raumtheorie als Ausgangspunkt für die Rekonstruktion von raumbezogenen Identifikationsprozessen zu verwenden. Zweitens bleibt festzuhalten, dass die begriffliche Differenzierung zwischen Raum und Ort bei Gustafson nicht hinreichend herausgearbeitet ist, wenn die Frage nach der Bedeutung von *Orten* mit einem raumtheoretischen Konzept beantwortet werden kann.

Die Frage nach dem *Wie* der Aneignung von Orten und Räumen als Identifikationsprozess lässt sich mit den bisher dargestellten soziologischen Ansätzen nicht zufriedenstellend beantworten. Martina Löw eröffnet eine begriffliche Trennung zwischen Ort und Raum, die eine räumliche und zeitliche sowie eine methodologische Dimension hat und definiert Ort und Raum über ein Wechselverhältnis, bei dem die Konstitution von Räumen Orte hervorbringt, die zugleich auch Voraussetzung sind, Räume konstituieren zu können. Thomas Gieryn schlägt eine positive Definition von Orten vor – geographische Position, Materialität und Namensgebung als Voraussetzung der Bedeutungszuschreibung. Sie ist mit dem relationalen Raumbegriff vereinbar⁷¹, erklärt aber auch nicht die Prozesse der Bedeutungszuschreibung und ihre Rolle als Identifikationsangebote.

In den folgenden Kapiteln werden daher Wissenschaftsdisziplinen, die ebenfalls raumbezogene Phänomene menschlicher Akteure untersuchen wie Umweltpsychologie, Humangeographie und Anthropologie dahingehend befragt, was sie zu einer Systematisierung der Theorieentwürfe beitragen können, mit denen die Bindung von Menschen an Orte beschrieben werden kann. *Ziel ist es, eine für empirische stadtsoziologische Untersuchungen geeignete Definition von Raum und Ort zu entwickeln, mit der raumbezogene Identifikationsprozesse in empirischen Untersuchungen erhoben und analysiert werden können.*

71

Gieryn selbst greift jedoch in der Argumentation teilweise auf ein absolutistisches Raumkonzept zurück. Vgl. dazu auch die Kritik in Fußnote 59, S. 51 dieser Arbeit.

1.5.4 Place attachment

Wenn junge Menschen den Wohnort ihrer Herkunftsfamilien verlassen, um in einer anderen Stadt ein Studium aufzunehmen (Chow / Healey, 2008) oder eine Ausbildung zu beginnen, müssen sie sich neben den sozialen Aspekten dieser Veränderung auch mit einer anderen Umwelt als der gewohnten auseinandersetzen. Die Frage, wie umweltbezogene Veränderungen die psychische Entwicklung des Menschen beeinflussen, welche sozialen Probleme sich auf die Verbindung der Menschen zu ihrer (gestalteten) Umwelt beziehen und wie sich die Ortsgebundenheit sozialer Figurationen erklären lässt, untersucht die Umweltpsychologie. Die beiden zentralen Begriffe sind *place attachment* und *place identification*, es herrscht aber kein Konsens darüber, wie beide Begriffe inhaltlich und zueinander definiert werden können. Place attachment wird mal als eigenständiger Begriff verwendet (Altmann / Low, 1992) und bezeichnet die emotionale Bindung und Zugehörigkeit zu einem Ort oder wird den Konzepten „place identity“ (Cuba / Hummon, 1993) und „place dependence“ über- (Manuel-Navarrete / Reddift, 2010, S. 337) bzw. untergeordnet – diese werden aber auch synonym gebraucht (vgl. für weitere Vorschläge zur Diskursstrukturierung auch Chow / Healey, 2008, S. 363; Hidalgo / Hernández, 2001, S. 274).⁷² Als gemeinsamer Nenner ist diesen Konzepten, dass sie eine *affektive Verbindung zwischen Personen und Orten bezeichnen*. Ein Aspekt dieser Verbindung kann eine selbst zugeschriebene Identifikation mit einem Ort⁷³ sein, z.B. indem man sich selbst als Darmstädter bezeichnet. Dem Ort kommt so die Bedeutung einer sozialen Kategorie zu – und zwar als Kennzeichen einer Gruppe, die sich über eine gemeinsam angelegte geographische Position definiert (ortsgebundene Gruppenidentität)⁷⁴. In diesem Fall werden Spacings genutzt, um eine Position als Ort zu kennzeichnen, indem z.B. durch Ortseingangsschilder ein Name zugewiesen und eine symbolische Grenzziehung vorgenommen wird. Beschränkt sich die Analyse jedoch auf diesen theoretischen Zugriff und hinterfragt die Rahmenbedingungen dieser Zuschreibung nicht, wird das Spezifische eines Ortes über die soziale Kategorie der Gruppe subsummiert.

Place identity – oder place attachment, je nach Verortung innerhalb der Umweltpsychologie (s.o.) – hingegen steht für ein ‚radikaleres‘ Identitätskonzept (Proshansky, 1978; Proshansky / Fabian / Kaminoff, 1983), das das Ergebnis eines Sozialisationsprozesses mit der physischen Umwelt bezeichnet und ähnlich dem *self* der Mead-

72 Teilweise verwenden die unterschiedlich benannten Konzepte die gleiche Operationalisierung bzw. definitorische Zuspitzung (Manuel-Navarrete / Reddift, 2010, S. 337; Pretty / Chipuer / Bramston, 2003, S. 274).

73 Claire Twigger-Ross und David Uzzell bezeichnen dies als *place identification* (1996, S. 206). Diese Bezeichnung lässt sich der vorgestellten Systematisierung und skizzierten Durchsetzung des zentralen Begriffs *place attachment*, die chronologisch zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlicht wurde, unterordnen.

74 Vgl. im Kapitel 1.1.4 das Beispiel der Facebook-Gruppe zu Darmstadt; im Kapitel 2.1.1 die sprachlichen Darstellungsformen von Städten sowie die diesbezüglichen Analysen der Interviewaussagen im Kap. 3.3, S. 196 und Kap. 3.4, S. 214.

schen Identitätstheorie (Mead, 1934:1973)⁷⁵ konzipiert ist (Twigger-Ross / Uzzell, 1996, S. 206). Analog zur Meadschen Konzeption des Selbst als einen Prozess, mit dem handelnde Individuen reflexiv eine Einheit herstellen, indem sie über signifikante, d.h. bekannte Symbole mit anderen Personen in einen *sozialen* Austausch treten und die Handlungs- und Reaktionsmuster internalisieren, *orientiert sich das Konzept der place identity stärker an den physischen Gegebenheiten des Ortes* als Gegenentwurf⁷⁶, betont aber die inhaltliche Ausrichtung an Sozialisierungstheorien:

“Social roles and social attributes serve as the conceptual nexus for understanding the development of self-identity via the socialization process that goes on throughout the lifecycle. In this respect we have directly tied our theoretical formulation and analysis of place-identity to the same conceptual structure. Place-identity cognitions express and reflect the physical settings and their properties that support and are directly relevant to the social roles and attributes that define who the person is, how he or she is to behave, and what he or she is worth.” (Proshansky et al., 1983, S. 80)

Als Konsequenz unterschiedlicher sozialer Rollenmuster und habituell geprägter Handlungs- und Wahrnehmungsdiskursive kann *nicht ein ortsbasierter Identifikationsprozess* analysiert werden, *sondern* es sei Aufgabe der empirischen Forschung, *Typologien herausarbeiten, insbesondere im Hinblick auf Städte* als Orte, an denen Identitäten ausgebildet und Identifikationsleistungen erbracht werden, so Proshansky et al. (1983, S. 81)⁷⁷.

Twigger-Ross / Uzzell (1996) befürworten die stärkere Betonung der Spezifik des Ortes zwar, wie sie der Ansatz der *place identity* vorsieht, sehen jedoch die Gefahr, dass mit der Gegensatzkonstruktion sozialer versus physisch-materieller Ausrichtung des Forschungsprogramms die bereits bestehende Begriffsvielfalt ohne Not verstärkt wird. Sie schlagen eine integrierende Konzeption vor und wollen konkret untersuchen, welche Rolle die Bindung an Orte für die Entwicklung und Ausprägung personaler Identitäten spielt. Als Ort der Untersuchung wählen Twigger-Ross und Uzzell die Surrey Docks, die als Teil der Londoner Docks früher zu den größten Hafenanlagen der Welt gehörten, dann den ökonomischen Abstieg und schließlich in den 1980er Jahren ein massives Stadtentwicklungsprogramm erlebten. Canary Wharf wurde zum Symbol eines enormen ökonomischen Aufschwungs und einer Gentrifizierung, bei

75 Zur problematischen Übersetzung von *self* als Identität sowie der Personalpronomen *I* und *me* als „Ich“ bzw. „ICH“, die sich mit der deutschen Ausgabe von „Mind, Self and Identity“ etabliert haben, vgl. Jörissen (2010, S. 91f).

76 “From the viewpoint of the environmental psychologist, self system conceptualizations are clearly limited for two reasons. First, there has been an almost exclusive emphasis on individual, interpersonal, and social group processes as the basis for the development of self-identity. Thus, these approaches do not at all consider the influence of the physical settings that are inherently part of any socialization context on self-identity. In a constantly changing technological society, it is imperative to ask the question, ‘What are the effects of the built environment?’ not only in regard to the personality development of the individual, but also in terms of how he defines himself within society.” (Proshansky et al., 1983, S. 58)

Insbesondere die Frage nach den Auswirkungen der gebauten Umwelt auf die Person und ihre Selbstsicht und Verortung in der Gesellschaft zeigt die disziplinäre Kompatibilität der hier vorgestellten Forschungsperspektive mit stadtsoziologischer Forschung.

77 “[...] place-identity may eventually require that we identify *types* of place-identities, and more particularly, types of urban-identities.” (Proshansky et al., 1983, S. 81)

der neue Dienstleistungen, hochqualifizierte Beschäftigte und verbliebene Anwohner der Arbeiterklasse in einem konflikthaften Verhältnis zueinander standen. Die gravierenden sozialen, ökonomischen und baulichen Veränderungen haben zu einer öffentlichen Diskussion darüber geführt, wer die Surrey Docks für sich in Anspruch nehmen darf, wer also ein ‚legitimes‘ Recht hat, dort zu wohnen. Die Frage nach dem Anspruch an einen Ort erinnert dabei stark an die von Michael Mayerfeld Bell beschriebenen ‚Geister‘ eines Ortes, die über (eigene und narrativ reproduzierte) Erinnerungen und vor allem über zeitliche Kontinuität den subjektiven ‚Anspruch‘ auf einen Ort untermauern (Bell, 1997, S. 824). Die Notwendigkeit eines offenen Diskurses über den Ort und seine Bewohner für die Erforschung der Prozesse der Identitätsbildung, die meist auf unbewusster Ebene verlaufen (vgl. Twigger-Ross / Uzzell, 1996, S. 210), lässt sich soziologisch mit Anthony Giddens Differenzierung zwischen diskursivem und praktischem Bewusstsein begründen, die Martina Löw für die Konstitution von Räumen im relationalen Raumbegriff übernommen hat. Erst wenn Identitätskonstruktionen – vergleichbar dem phänomenologischen Begriff der Doxa⁷⁸ – in Krisen oder reflexiv hinterfragt werden, können sie thematisiert werden. Eine Form der Identitätsanalyse, die explizit für extern induzierte *Identitätskrisen* entwickelt wurde (Speller, 2000, S. 51), ist das prozessorientierte Identitätsmodell von Glynis Breakwell:

“This model of identity process is based on the argument that identity is a dynamic product of the interaction between on the one side the capacities for memory, consciousness and organised construal which are characteristic of the biological organism and on the other the physical and societal structures and influence processes which constitute the social context” (Breakwell, 1993, S. 7).

Identität wird durch zwei kognitive, funktionale Prozesse ermöglicht, die – in Anlehnung an Piaget – als Assimilation und Akkommodation externer Stimuli (physische Umwelt, soziale Konstellation) bezeichnet und durch eine evaluative Komponente unterstützt werden (Breakwell, 1993, S. 7; Speller, 2000, S. 51f.). Dieser Prozess wird von den vier grundlegenden Prinzipien Distinktion (*distinctiveness*), Kontinuität (*continuity*), Selbstwertgefühl (*self-esteem*) und Selbstwirksamkeit (*self-efficacy*) gesteuert: Der Wunsch nach *Distinktion* (Bourdieu, 1997a), nach einer eindeutigen Unterscheidung anderen gegenüber, der mit einer Aufwertung des Selbst einhergeht, spielt bei Identifikationen mit Siedlungsformen eine wesentliche Rolle und äußert sich in der Abgrenzung zu anderen Wohnorten, indem die Person sich als Großstadtmensch, aus einer Kleinstadt oder aus dörflicher Umgebung stammend beschreibt. Damit wird ein spezifischer Lebensstil oder Habitus (vgl. Bourdieu, 1997a; Kraus / Gebauer, 2002) erkennbar. Aussagen auf dieser Ebene beschreiben – insbesondere, wenn es sich um eine Identifikation mit dem Leben auf städtischer Ebene handelt – positiv besetzte Eigenschaften. Wie auch aus der Biographieforschung bekannt (vgl. zusammenfassend Krüger / Marotzki, 2006), stellt *Kontinuität* (oder ihre Konstruktion) eine wichtige Ressource für Selbstbeschreibungen dar, die in biographischen Stegreiferzählungen (Schütze, 1983) retrospek-

78 Vgl. ausführlich Kap. 1.5.6.

tiv konstruiert werden. Für Orte ergebe sich die Kontinuität zunächst auf einer materiell-symbolischen Ebene, bei der die relationalen (An)Ordnungen von sozialen Gütern an Orten auf größeren Zeitskalen weitgehend konstant blieben. Im Hinblick auf die handelnden Personen entstehe Kontinuität dadurch, dass institutionalisierte Handlungen auch an anderen Orten beibehalten werden können, so Twigger-Ross / Uzzell (1996, S. 207). In der ersten Perspektive, der ortsbezogenen Kontinuität (*place-referent continuity*) wird von einer konkreten Lokalisation aus argumentiert, die eine Verbindung zwischen vergangenem Handeln und früheren biographischen Entwürfen und der aktuellen Situation darstellt. Orte dienen als Referenzpunkte und Erinnerungsstimuli (Speller, 2000, S. 25), indem retrospektiv biographische Kontinuitätskonstrukte an Materialität gebunden werden, die als Stimulus für diese Verknüpfung im Erinnern in Erscheinung tritt. Historische Gebäude, die mitsamt ihrer Geschichte neu erfunden oder transloziert werden, Artefakte, die nur scheinbar Kontinuität und Traditionsbewusstsein symbolisieren – die Heritage-Industrie produziert für eine oberflächliche Verbindung mit der Vergangenheit und beschwört dabei über Materialitäten kollektive Identitätskonstrukte. Sie verwenden (An)Ordnungen von sozialen Gütern, die als Syntheseleistungsangebote auf spezifische Habitus zugeschnitten sind und visuell wie narrativ distribuiert und kontextualisiert werden, um diesen Effekt intentional hervorzubringen. Dies funktioniert, wie Sybille Frank am Beispiel des Checkpoints Charly oder des Kaisersaals am Potsdamer Platz belegt, auch unabhängig von jeder Authentizität, sei sie lokal-positionaler oder materieller Art (Frank, 2008, 2009). Wenn tradierte (An)ordnungen, die biographische und gesellschaftliche Bedeutungen haben, jedoch abrupt geändert werden, ohne dass dies gewollt war oder ein persönlicher Einfluss auf die Modifikationen der räumlichen Anordnung erkennbar gewesen wäre (Katastrophen, aber auch Umbaumaßnahmen in Städten; Abriss von Gebäuden; Umsiedlung) können die ortsbezogenen *Kontinuitätskonstrukte* nicht mehr zum Tragen kommen – es stellen sich Gefühle von Verlust oder Kummer ein (vgl. Twigger-Ross / Uzzell, 1996, S. 208). Während eine *materielle und symbolische Kontinuität* spezieller, emotional aufgeladener Orte zur Stabilisierung des (persönlichen und kollektiven) Selbst beiträgt, bezieht sich eine kongruente Logik (*place-congruent continuity*) auf institutionalisierte *Handlungen*, die Kontinuität herstellen – einen Lebensstil beispielsweise. Orte tragen dann zur Kontinuität bei, wenn sie die habitualisierten Handlungen (weiter) ermöglichen.

Kontinuität im Hinblick auf dauerhafte Platzierungen beeinflusst das *Selbstwertgefühl* über das Prestige des Ortes⁷⁹. Da die Konstitution von Räumen in „hierarchisch organisierten Kontexten [...] zumeist ungleiche Verteilungen bzw. unterschiedliche Personengruppen begünstigende Verteilungen“ (Löw, 2001, S. 217) hervorbringt, können Orte, die mit diesen Räumen entstehen (Löw, 2001, S. 198), eine Konzentra-

79 Bourdieu hat darauf im Kontext der Distinktion zwischen „Rive gauche“ und „Rive droite“ sowie im Hinblick auf das Domizil als dauerhafte Platzierung hingewiesen (Bourdieu (1991a, S. 27, 32).

tion von begehrten Gütern und sozialen Kontaktmöglichkeiten aufweisen. Die ‚Aufladung‘ von Orten durch Akkumulation seltener Güter, Dienstleistungen oder sozialer Kontakte kann auf das Selbstwertgefühl zurückwirken. Über eine ‚angesehene‘ Adresse zu verfügen, fungiert als Distinktionsmerkmal und trägt damit auch zur Stabilisierung und Stärkung des Selbstwertgefühls bei. Umgekehrt gilt dies natürlich auch für Gegenden, die gemieden oder stigmatisiert sind – in „Ghettos“ manifestieren sich daher in Materialität und räumlicher Exklusion „gefährliche Klassen“ (Berkling, 2002).

Die *Selbst-Wirksamkeit* (self-efficacy) dient der Beschreibung der selbst wahrgenommenen, situativen Handlungsmöglichkeiten. Ursprünglich aus dem Bereich der sozialen Lerntheorien stammend (vgl. Twigger-Ross / Uzzell (1996, S. 208), lassen sie sich auf den Bereich der Umweltwahrnehmung übertragen: Menschen sind bestrebt, ihren Lebensstil beizubehalten (zur intergenerativen Stabilität des Habitus vgl. Bourdieu (1997a); Kraus / Gebauer (2002)), also ihre Handlungen entsprechend den einverlebten Wert-, Norm- und Ästhetikvorstellungen auszurichten. Wenn die Umwelt die Wahlmöglichkeiten nicht gravierend beschneidet, oder soziologisch formuliert: wenn die Normerwartungen Dritter und die strukturellen Rahmenbedingungen den eigenen raumkonstituierenden Handlungsentwürfen Freiräume lassen, haben Menschen das Gefühl, ihre Lebensstile auch in einer neuen Umgebung fortsetzen zu können.

Die *zeitliche Dimension von Identifikationsprozessen* wird in allen Konzepten, die das Phänomen der Bindung von Menschen an Orte diskutieren, angeführt (für einen Überblick vgl. Speller, 2000, S. 31ff.). *Die Hypothese, die den empirischen Designs zugrunde liegt ist, dass mit fortschreitender Zeit die – nach theoretischem Standpunkt unterschiedlich definierten – Bindungen an den konkreten Ort sich zunehmend verfestigen.* Diese Überlegungen erinnern an ein absolutistisches Raumverständnis, bei dem Raum und Zeit außerhalb der sozialen Wirklichkeit als physikalische Größen festgeschrieben sind. Identifikationsleistungen in Abhängigkeit von der am Ort verbrachten Zeit abzubilden birgt die Gefahr, die zeitliche und räumliche Dimension des Phänomens monokausal erklären zu wollen. In diesen Fall würde die Möglichkeit, dass raumbezogene Handlungen, Wahrnehmungen und Bewertungen der sozialen und materiellen Konfiguration des Ortes sich im Verlauf der Zeit in ihrer Ausrichtung *ändern*, nicht mitgedacht werden. Solche qualitativen, inhaltlichen Veränderungen hat David Smaldone in einer Studie zu *place attachment* der Besucher und 'locals' des Grand Teton National Park festgestellt:

“Over time, more emotional or social connections to places seem to become more salient, in contrast to early stages of one's connections to places, when physical settings are often most important. Based on their inter-related conceptions, these frameworks suggest that every person-place bond has its locus within an ever-changing temporal scale that provides a critical context affecting that bond.” (Smaldone, 2006, S. 54).

Die räumliche und zeitliche Dimension von ortsbasierten Identifikationsprozessen charakterisiert Gerda Speller im Hinblick auf Lebensphasen, in denen jeweils *biographisch relevante zeitliche Perspektiven* vorherrschen und ja nach *körperlichen Fähigkeiten unterschiedliche Aktionsradien* für die räumliche Mobilität ange-

nommen werden können. Als grobes Raster schlägt sie vor, Kindheit gegenwartsbezogen und auf das nähere Umfeld der Wohnung im Hinblick auf Kontakt mit Personen und die sensomotorische Beschäftigung mit Gegenständen, Jugendalter zukunftsbezogen und das Erwachsenenalter sowohl zukunfts- als auch vergangenheitsbezogen zu konzeptualisieren. Im Seniorenalter sei zeitlich eher eine retrospektive Orientierung und eine Reduktion hinsichtlich des unmittelbaren räumlichen Aktionsradius durch körperlicher Einschränkungen anzunehmen. Die Konzeption von Ort, die Speller mit diesem Hintergrund für die Untersuchung von forcierten räumlichen Umsiedlungen formuliert, ist:

“In these respects, a place is defined in terms of individual and collective time dimensions. A place is not anywhere, but somewhere for a person, with all which that implies in terms of temporal modes of place experience, attachment and identity” (Speller, 2000, S. 25).

Die temporalen Aspekte und die vier Ebenen des Blackwellschen prozessualen Identitätskonzepts geben wichtige Hinweise für die empirische Ausarbeitung eines Forschungsdesigns und einer Auswertungsstrategie⁸⁰, die dem interdisziplinären Forschungsfeld orts- und raumbezogener Identifikationsprozesse gerecht werden (vgl. zu interdisziplinären Claims auch Lalli (1992)). Die zentralen Aspekte *Distinktion*, *Kontinuität*, *Selbstwertgefühl* und *Selbstwirksamkeit* sind aus der Perspektive der handelnden Person auf die Funktionsweise von Orten abgeleitet. Für die Stadtsoziologie ergibt sich ein erweiterter Fokus auf die Bedeutung der Lokalisierung, die für die Konstitution von Räumen verwendet wird und als Ort in Erscheinung tritt. Orte sind in dieser Perspektive *nicht nur Bezeichnungen* für biographisch wichtige gegenwärtige oder vergangene Platzierungen, sondern Orte spielen in Identifikationsprozessen und der Ausbildung der eigenen Identität eine aktive Rolle. *In Rückbindung an raumsoziologische Prämissen folgt daraus, dass Orte in dieser Funktion nicht als autonome Akteure auftreten, sondern selbst durch Raumkonstitutionen anderer Menschen (mit) hervorgerufen werden, wie Löw in der begrifflichen Trennung zwischen Ort und Raum hervorhebt* (Löw, 2001, S. 198ff.). Institutionalisierte und (inter)generative Tradierung von Platzierungen und ihren Deutungen ist als Folge spezifischer Figurationen handelnder Akteure ebenso möglich, wie sich Abweichungen von räumlichen, genderbezogenen oder juristischen Strukturen denken lassen durch die Art und Weise, inwieweit Akteure *am jeweiligen Ort* die Reproduktion dieser Strukturen einfordern. Der ortsspezifische Einfluss auf die Identitätsentwicklung als Fragestellung der Umweltpsychologie lässt sich mit dieser Verschränkung für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit nutzen, inwiefern die Aneignung von Orten und Räumen als raumbezogene Identifikationsleistungen prozessual beschrieben werden können. In einer stadtsoziologischen Analyse muss demnach dem Ort als dem spezifischen Zusammentreffen vieler Raumproduktionen und ihren Konstitutionslogiken wie strukturellen Rahmungen größere Aufmerksamkeit zuteil werden, z.B. ob die aktuelle dauerhafte Platzierung distinktiv oder zur Konstruktion biographisch orientier-

80 Vgl. dazu methodisch Kap. 2, in den Falldarstellungen Kap. 3 sowie systematisierend Kap. 4.2 und 4.3.

ter Kontinuität genutzt wird. In diesem Zusammenhang spielen die zeitliche Dimension und das lokal-spezifische Wissen eine große Rolle, denn beide moderieren diese Prozesse: Zeit muss, wie gezeigt wurde, nicht notwendigerweise in Form einer positiven Korrelation mit der Bindung an einen Ort zusammenhängen. Die Möglichkeiten, an einem Ort Räume in Relation zu anderen zu konstituieren, kann mit einem Wissen über die habituellen, normativen Einstellungen und Erwartungen Dritter sowie generell einer Kenntnis der strukturellen Figurationen erweitert werden.

Im Folgenden werden daher Ortskonzepte der Humangeographie vorgestellt, die neben der disziplinären Definition von Ort auch die zeitliche Ebene in die Diskussion einbeziehen. Im Anschluss daran wird die Frage lokalspezifischen Wissens für die Forschungsfrage dieser Arbeit nach raumbezogenen Identifikationsstrategien diskutiert.

1.5.5 Sense of place

In der Humangeographie hat Edward Relph (1976) mit einer einflussreichen phänomenologischen Studie zu Orten und Ortslosigkeit drei Komponenten herausgearbeitet, die Orte ausmachen: *Physikalisch-materielle Gegebenheiten*, *Aktivitäten* und *Bedeutungen*. Damit wird, aus anderer disziplinärer Perspektive, ein Grundgedanke der Ortsdefinition vergleichbar formuliert (vgl. Kap. 1.5.3, S. 69ff.). Die Bedeutungsebene ist empirisch wie konzeptionell von den drei Komponenten am schwierigsten zu definieren, kann jedoch – wenn sie in Stadtplanungsprozessen ignoriert oder falsch gedeutet wird – die entsprechenden Orte für die Bewohner unattraktiv werden lassen und ihre Authentizität zerstören. Damit reiht sich diese Perspektive in die Forderungen der raumtheoretischen Positionen ein (vgl. insbesondere Lefébvre Kap. 1.3, aber auch die Diskussion stadtplanerischer Zugänge wie Lynch (1965, 1984) in Kap. 2.1.3). Relph's phänomenologischer Ansatz war Mitte der 1970er Jahre für die Fachdisziplin unüblich, deren methodologisches Selbstverständnis durch positivistische und mathematisch beschreibbare Theorieentwürfe gekennzeichnet war:

“In the short-to-medium term, its influence came primarily through being one of a handful of texts that radically expanded the purview of geographical research on human–environmental relations. In 1976, such research was characterized by neopositivist approaches, a focus on space, and leanings towards psychological theory and mathematical modelling. Relph helped to counter these orientations. His interests lay in the intimacies of place and the particularities of landscape; his favoured literature belonged to the humanities more than the social sciences; and his approach was derived from humanistic rather than positivist philosophy.” (Gold / Stock / Relph, 2000, S. 614)

Relphs Konzept von Orten ist *unpolitisch*. Die politische Dimension der Auseinandersetzung um die Definition von Orten, d.h. auch um Konflikte, Ausgrenzungen und Gewalt sowie eine theorieimmanente Aufmerksamkeit für die diskursive Einführung auf der akademischen und politischen Bühne wurde erst

in den 1990er Jahren z.B. durch Doreen Massey eingeführt, zu einem Zeitpunkt, an dem auch die akademische Rezeption von Relph's *place and placelessness* deutlich zunahm⁸¹.

Doreen Massey's Beitrag zur Theoretisierung des komplexen Verhältnissen von Ort, Raum und Zeit operiert mit den zentralen Begriffen „progressive sense of place“ und „time-spaces“. Sie kritisiert, dass nicht zuletzt aufgrund einer euklidischen Denk- und Sozialisationstradition (vgl. im Hinblick auf schulische Bildung Löw (2001, S. 77ff.)) Raum im Alltagsverständnis und für lange Zeit ebenfalls in wissenschaftlichen Diskursen als ein (statisches) dreidimensionales Gebilde konzipiert werde, das sich „durch die Zeit“ bewegt – also eine vierdimensionales Raum-Zeitkontinuum bildet. Dabei wird nicht nur von der Komplexität der räumlichen Bezüge abgesehen, sondern auch der zeitliche Aspekt als die letztlich ordnende Dimension angesehen, die zumal für alle gleich und universell eingeteilt ist⁸². Raum in dieser Logik werde in einer weiteren Verkürzung als zweidimensionale „Scheibe“ durch das raum-zeitliche Gefüge interpretiert („3-D (and indeed often more usually 2-D) slice which moves through time“ (Massey, 1994, S. 264; 2005, S. 106ff.)), während die Begriffe Raum und Zeit eigentlich etwas Gemeinsames bilden sollten, so Massey. Im Gegensatz zu David Harvey (1989, 1993) der die Folgen kapitalistischer Raumproduktion als *time-space-compression* mit den Folgen beschleunigter Waren-, Informations- und Geldkreisläufe entlang spezieller infrastruktureller Pfade beschreibt, legt Doreen Massey Wert auf die *relationale Konstitution von Räumen, Zeiten und Orten*.

Räume sind nicht durch Körper relational, noch in einer zeitlichen Abfolge, sondern werden es nur durch Beziehungen, die prozessual hergestellt werden (müssen). Martina Löw bezeichnet das Herstellen der Beziehungen als Konstitution von Raum durch Platzierungen, die in Relation zu anderen Platzierungen hergestellt werden und durch synthetisierende Vorstellungen, Wahrnehmungen und Erinnerungen, mit denen die einzelne Elemente zueinander in Beziehung gesetzt werden. Doreen Massey teilt die prozessuale Konstitution von Räumen ebenfalls, denn sie ermöglicht auf theoretischer Ebene eine prinzipielle Nicht-Determiniertheit und Heterogenität:

“Then it will be not an already-interconnected whole but an ongoing product of interconnections and not. Then it will be always unfinished and open. This arena of space is not firm ground on which to stand. In no way is it a surface. This is space as the sphere of a dynamic simultaneity, constantly disconnected by new arrivals, constantly waiting to be determined (and therefore always undetermined) by the construction of new relations.” (Massey, 2005, S. 107)

Raum in dieser Vorstellung sei hochdynamisch und keineswegs holistisch, so Massey weiter, und auf ihre Metapher, die die alltagspraktische Reduktion einer absolutistischen Raum-Zeit-Verbindung kritisiert, zu-

81 John Gold zeigt dies anhand einer Zitationsanalyse (Gold et al., 2000); vgl. für eine Rezeption von Relphs Ortskonzept im Hinblick auf politische Ortstheorien, geäußerte inhaltliche und methodische Kritik auch Seamon / Sowers (2008)

82 Zur Diskussion von absoluter und konkreter Zeit im Kontext marxistischer Raumtheorien sowie zum Theorievergleich Harvey-Massey im Hinblick auf die „Logik“ der kapitalistischen Ausdifferenzierung vgl. Castree (2009).

rückkommend, würde eine „Scheibe“ aus diesem Raum eben nicht wie ein Einzelbild aus einem Film wirken, sondern stelle ein Segment mit „Löchern“ und unterbrochenen Verbindungen dar (Massey, 2005, S. 107). In dieser relationalen Perspektive wird Orten eine wesentlich größere Bedeutung zuteil als lediglich eine geographische Abstraktion darzustellen: Für Doreen Massey verbinden Orte Raum und Zeit, sie sind *raumzeitliche Ereignisse* (*spatio-temporal events*). Orte definiert sie als die Schnittpunkte, die sich aus den relationalen Verbindungen ergeben, als Sammlung und Aufschichtung von Narrativen:

“If space is rather a simultaneity of stories-so-far, then places are collections of those stories, articulations within the wider power-geometries of space. Their character will be a product of these intersections within that wider setting, and of what is made of them. And, too, of the non-meetings-up, the disconnections and the relations not established, the exclusions. All this contributes to the specificity of place. To travel between places is to move between collections of trajectories and to reinsert yourself in the ones to which you relate” (Massey, 2005, S. 130).

Orte sind spezifisch aufgrund dieser Schnittpunkte von Verbindungslinien und Abbrüchen und der Art und Weise, wie sich Menschen zu diesen verhalten. Reist man von einem Ort zum anderen, wechselt man diese Schnittpunkte und positioniert sich zu den vorgefundenen Relationen neu – die sich damit auch ändern. Diese Veränderungen lassen sich auf unterschiedlichen Zeitskalen beobachten. *Die Idee eines geographisch fixierten Ortes sei eine soziale Konvention, die lediglich für zeitlich sehr kurze Zeiträume funktioniere*, so Massey. Naturlandschaften erscheinen ‚zeitlos‘ – Berge und Felsen suggerieren Stabilität. Der fachspezifische Blick der Archäologen und Geologen operiert jedoch mit anderen Zeitskalen als der alltägliche und dekonstruiert ‚Naturorte‘ als sich permanent ändernd (Massey, 2005, S. 131ff.). Wenn man bedenkt, wie Erosionen Küstenlandschaften verändern, in geologischen Zeiträumen Klimawechsel die Landschaft formen oder den Drift der Kontinentalplatten betrachtet, wird deutlich, worauf Doreen Massey abzielt. Aber auch im Zeitrahmen alltagsbasierter Erfahrungen werden Veränderungen von Orten deutlich, z.B. im Hinblick auf Städte, bei denen Reisende oft – wie Massey phänomenologisch beschreibt – davon abstrahieren, dass sich am Ort der Abreise weiterhin Menschen, die gebaute Gestalt der Stadt, Sichtweisen verändern und Geschichten weitergesponnen werden, ebenso wie am Ziel der Reise. Wenn man die eigene Studienstadt besucht und sich wundert, was sich alles geändert hat, unterstellt man unmerklich, dass die Zeit am Ort stillstehen würde, während man selbst nicht dort ist. Verwunderung ruft die *Veränderung* herbei, die Grundannahme ist, dass Orte konstant sind. Entgegen dieser Konvention will Doreen Massey Orte als Schnittmengen räumlicher Relationen zu einem bestimmten Zeitpunkt konzipieren – das ihnen Spezifische wird demnach dynamisch im Bewusstsein der Menschen und im Hinblick auf ZeitRäume⁸³ definiert:

“Places as heterogeneous associations. If we can’t go ‘back’ home, in the sense that it will have moved on from where we left it, then no more, and in the same sense, can we, on a weekend in the country, go back to nature. It too is moving on” (Massey, 2005, S. 137).

83 Vgl. zu dem Begriff in dieser Schreibweise auch Berking (2010a, S. 393) sowie Kap. 1.5.6, S. 72ff.)

Ort als soziale Konstruktion *suggestiert* eine Stabilität, auf die auch Thomas Gieryn (2000) hinweist. Sie wird zunächst erschüttert, wenn man Ort, Raum und Zeit zusammendenkt, denn dann ist es nicht mehr möglich, an den selben Ort zurückzukehren: “It won’t be the same ‘here’ when it is no longer now” (Massey, 2005, S. 137). Aber auch in relationalen Konzepten ist Stabilität möglich, sie ergibt sich aber paradoxerweise nicht durch Statik, sondern durch Bewegung:

“‘Here’ is where spatial narratives meet up or form configurations, conjunctures of trajectories which have their own temporalities (so ‘now’ is as problematical as ‘here’). But where the successions of meetings, the accumulation of weavings and encounters build up a history. It’s the returns (mine, the swifts) and the very differentiation of temporalities that lend continuity. But the returns are always to a place that has moved on, the layers of our meeting intersecting and affecting each other; weaving a process of space-time. Layers as accretions of meetings. Thus something which might be called there and then is implicated in the here and now. ‘Here’ is an intertwining of histories in which the spatiality of those histories (their then as well as their here) is inescapably entangled. The interconnections themselves are part of the construction of identity.” (Massey, 2005, S. 140)

Das Besondere eines Ortes, auf das Menschen – Anwohner, Besucher, Stadtmarketingexperten, Architekten oder Stadtsoziologen – sich beziehen, verändert sich durch Masseys Konzeption radikal. Es kann weder ‚natürlichen‘ Ursprungs sein, noch ahistorisch betrachtet werden, sondern muss die Relationenbildung im Laufe der Zeit betrachten.

“Reconceptualising place in this way puts on the agenda a different set of political questions. There can be no assumption of pre-given coherence, or of community or collective identity. Rather the throwntogetherness of place demands negotiation. In sharp contrast to the view of place as settled and pre-given, with a coherence only to be disturbed by ‘external’ forces, places as presented here in a sense necessitate invention; they pose a challenge.” (Massey, 2005, S. 141)

Aushandlungsprozesse spielen daher eine wesentliche Rolle, denn die Frage nach der ‚eigenen Stadt‘, die Forderung nach Berücksichtigung subjektiver Perspektiven, die im Rahmen dieser Arbeit für die Stadtplanung durch Kevin Lynch, im Hinblick auf Stadtsoziologie durch Henri Lefévre und Humangeographie durch Edward Relph diskutiert wurde, wird ebenfalls verschoben und erweitert. Die Analyse raumbezogener Identifikationsprozesse bezieht daher die Aushandlungen mit ein, in die Akteure verstrickt sind zu *jeweils spezifischen Zeitpunkten* und *in Relation zu anderen Personen und sozialen Gütern*, um etwas für sie Besonderes an der jeweiligen Stadt zu finden, d.h. konkret für diese Arbeit, was *Darmstadt für ein Ort für die jeweiligen Akteure zu einem spezifischen Zeitpunkt ist*.

Entgegen zuvor diskutierten Definitionsversuchen und der Einbindung von Orten in Theoriekonzepte mit (stadt)soziologisch, psychologisch oder humangeographisch disziplinärem Charakter, widerspricht Massey der in diesen Zugängen formulierten These, Orte seien geographisch fixiert. Indem sie Zeitspannen betrachtet, die geographisch relevante Veränderungen hervorgebracht haben, kann sie zeigen, dass auch diese vermeintlich selbstverständliche Eigenschaft von Orten lediglich eine soziale Konvention ist. Damit wird *erneut die Bedeutung von Skalierungen* betont, mit denen menschliche Konstruktionsleistungen neben der räumlichen Dimension auch auf zeitlicher Ebene betrachtet werden müssen. Masseys Argu-

ment gilt neben der zeitlich makroskopischen Perspektive auch für die Konstitution von Räumen an Orten auf alltäglicher Ebene, wie sie phänomenologisch am Beispiel des Pendelns zeigt. Haben wir eine Platzierung verlassen, können wir im eigentlichen Sinne nie wieder zu diesem Zustand zurückkehren, denn die Relation der anderen Platzierungen zueinander und zu eigenen Spacings wurde damit bereits verändert. Die Erkenntnis Masseys, dass die Stabilität und Kontinuität, die Orten auf unterschiedlichen Zeitskalen alltagsweltlich wie auch wissenschaftlich zugesprochen wird, eine Konvention ist, hat für die Frage nach orts- und raumbezogenen Identifikationsleitungen weitreichende Folgen. Aussagen über die Prozesse, mit denen Orte wie Räume angeeignet werden können, müssen sich auf einen bestimmten Zeitpunkt und eine Zeitskala beziehen.

Im Hinblick auf Darmstadt als Ort, an dem raumbezogene Identifikationsprozesse als forschungsleitende Frage dieser Arbeit analysiert werden, muss berücksichtigt werden, dass dieser Ort zu einem anderen Zeitpunkt (früher, aber auch später) möglicherweise anders angeeignet wurde und wird. Im Kontext der raumsoziologischen Diskussion virtueller Räume wurde z.B. gezeigt, dass eine Facebook-Gruppe zu Darmstadt dies vor allem über historische und biographische Zugriffe umsetzt. Dabei wird auf lokalspezifisches und zeitspezifisches Wissen zurückgegriffen, das ebenfalls der Konsolidierung als (ehemalige) Darmstädter dient. Im folgenden Kapitel wird daher die Bedeutung dieser Form von Wissen für die Konstitution von Räumen diskutiert. Masseys rigorose Demaskierung ortsbezogener Stabilität und Kontinuität ist für die Betrachtung unterschiedlicher Phasen raumbezogener Identifikationsprozesse von zentraler Bedeutung, denn die figurative Verbindung von eigenen Raumkonstitutionen und denen Dritter als Ort wird als *raumzeitliches Ereignis* beschreibbar.

1.5.6 Soziologie des Ortes

Die raumtheoretische Wende, mit der in der Soziologie in den letzten Jahrzehnten die Auswirkungen der Transnationalisierung von Waren- und Finanzmärkten, Kulturangeboten als *räumliche* Formen der Vergesellschaftung untersucht wurden, hat zu einer binären Logik zwischen Globalem und Lokalem, Ort und Raum geführt und ersteren Konzepten zunächst eine große theoretische Aufmerksamkeit beschert. „Erst mit der Entdeckung des Globalen wird der Blindfleck des Lokalen sichtbar“, fassen Helmuth Berking und Jochen Schwenk (2011, S. 16) diese Entwicklung zusammen und stellen fest, dass man „nach einer ‚Soziologie des Ortes‘ bis heute vergebens Ausschau“ (2011, S. 17) halte. Auch wenn die (Stadt-)Soziologie noch keinen expliziten *Ortsbegriff* entwickelt habe, werde die Bedeutung von Orten bisher entlang zweier gegensätzlicher Positionen diskutiert, die beide mit dem Anspruch auftreten, je *spezifische Formen von Wissen aus der Analyse der räumlichen Phänomene* gewinnen zu können: In der Tradition der Chicagoer Schule wird *Stadt als*

Laboratorium der Gesellschaft angesehen⁸⁴, in dem die Aushandlungsprozesse und Konflikte unterschiedlichster sozialer Gruppen bei hoher räumlicher Dichte untersucht werden können – und diese Beobachtungen zu gesamtgesellschaftlichen Aussagen und Entwicklungstrends aggregiert werden. Die *Stadt ist der Ort*, an dem diese Phänomene *subsumptionslogisch* untersucht werden – sie ist *nicht selbst Gegenstand* der Theorieentwicklung, so Helmuth Berking (2008b, S. 16f.). In diese Denklogik lassen sich auch Theoriepositionen einordnen, die Orte lediglich als Knotenpunkte betrachten, die die Infrastruktur eines weltumspannenden Austauschsystems von Gütern, Dienstleistungen, Geld, Informationen oder Personen bereitstellen. Dieser Logik zufolge sind in einer Art „Nullsummenspiel“ (Berking, 2001, S. 53) die traditionellen und ortsgebundenen Sozialisationsformen die Verlierer zugunsten eines transnationalen „Raums der Ströme“ (Castells, 1996:2010, S. 407ff.):

„Die ubiquitäre Verfügbarkeit von Waren, Wissen und kulturellen Artefakten läßt den distinkten Charakter nationaler Kulturen, kollektiver Identitäten und lokaler Wissensbestände verblassen und unterfüttert so einen Trend, die makrosoziologischen Dimensionen der Globalisierung als globale Homogenisierungs- und Standardisierungseffekte zu konzeptualisieren.“ (Berking, 1998, S. 381)

Die Globalisierung als entterritorialisierte räumliche Form ist auf erkenntnistheoretischer Ebene zunächst nichts weiter als die Verschiebung der räumlichen Maßstabebene (scales; vgl. auch Fußnote 37, S. 45) von dem jeweiligen nationalstaatlichen Rahmen auf einen globalen Maßstab unter Beibehaltung einer absolutistischen Raumlogik als Orientierungsrahmen. Dieser Fluchtpunkt der Theorieentwürfe führt dazu, dass relationale Verflechtungen innerhalb dieser globalen Ordnung möglich sind, jedoch von einer Zentralperspektive aus beurteilt und das heißt: standardisiert werden. Diese Standardisierung lässt sich medial an der Beliebigkeit zeigen, mit der in Filmen der Ort der Handlung eingeführt wird, denn der „Ort des Geschehens bleibt eine Bühne, eine mehr oder weniger austauschbare Kulisse“ (Joerges, 1996, S. 7). Die Bedeutung von Orten im Kontext einer zunehmend visuell orientierten Kultur betont auch der Filmregisseur Wim Wenders und plädiert vehement für einen „sense of place“, der im Mainstream-Kino schlicht nicht existiert:

“Places in American movies are mostly exchangeable. There is very little local colour in them, so to speak. Most stories could take place somewhere else just as well. Cities and landscapes are ‘background’, ‘locations’, that are found by the ‘location manager’. The loss of place is a lost quality in movies. It comes with a loss of reality, a loss of identity.” (Wenders, 2001 ohne Seite)

⁸⁴ Hiermit ist nicht gemeint, dass die Chicagoer Schule einem subsumptionslogischen Forschungsprogramm gefolgt wäre. Sie steht vielmehr für einen Wissenszugang, bei dem gesellschaftliche Prozesse *in* Städten (also das Große im ganz Kleinen) untersucht wurden mit dem allgemeinen Ziel, etwas über die Gesellschaft zu erfahren, indem detailliert zu einen Stadtteil oder einem einzelnen Milieu geforscht wurde. Aufgrund der Mikroperspektive kann die Stadt selbst dabei aus dem Blick geraten. Der Grundgedanke der Subsumptionslogik lässt sich zwar erkennen, praktisch wurde jedoch konkretionslogisch gearbeitet, wie Helmuth Berking feststellt (Berking, 2008b, S. 16f.).

Dies sei jedoch kein Irrläufer, so Wenders, sondern intentional kreiert – eine Story, die keine lokalspezifischen Wurzeln habe, könne überall verstanden und vermarktet werden. Die Konfusion, mit der Ursache und Wirkung vertauscht werden – nicht die Personen bzw. Charaktere oder die Orte sind die Akteure, sondern die Story bestimmt die Handlungen und ist Personen und Orten übergeordnet – führt Wenders auf die intensive Kommerzialisierung der visuellen Kultur zurück: Sie wird dem „Raum der Ströme“ (Castells) angepasst und soll ohne lokale Einbindung in diesem Netzwerk konsumiert werden können.

In umgekehrter Perspektive werden ebenfalls Bilder für den globalen Markt produziert: Stadtimages sollen nicht vom Spezifischen einer Stadt zugunsten der Kompatibilität für einen globalen Markt abstrahieren, sondern Städten mediale Aufmerksamkeit sichern. Dazu werden lokalspezifische Eigenschaften herausgestellt oder erfunden und ein Alleinstellungsmerkmal, das Image der Stadt⁸⁵, kreiert:

„Image-making‘, theming‘ und branding‘ aber werden als komplementäre und wiederum ubiquitär verfügbare Strategien gesehen, neue Formen der Lokalität zu produzieren, die Unterscheidbarkeit in der geographischen Imagination des Globalen sicherzustellen und gleichsam identitätspolitisch den diagnostizierten Verlust sozialräumlicher Bindungen zu kompensieren. Freilich haftet auch ihnen der Makel des Artifizialen und Inszenierten unweigerlich an. Man ahnt die Absicht und man ist verstimmt.“ (Berking, 2001, S. 53)

Authentizität hingegen verspricht das Lokale, das – der Stadt als Laboratorium entgegengesetzt – die *zweite Bedeutungsebene von Orten* in der stadtsoziologischen Forschung darstellt und seit den 1980er Jahren eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf lokale Phänomene verzeichnet: Untersucht werden kleinräumige Sozialformen wie Quartiere und raumbezogene Milieus als „spezifische Orte spezifischer sozialer Gruppen in der Stadt“ (Berking, 2008b, S. 16, Herv. im Orig.). Mit dem konkretionslogischen Ansatz detaillierter Analysen gerät das Spezifische von Stadt jedoch aus dem Blickfeld.

Die binäre Opposition der Begriffe global/lokal erfolgt mit normativen Implikationen, die Superiorität und Inferiorität attribuieren (Berking, 1998, S. 387) und mit dem Narrativ des Bedeutungsverlusts von Orten einen Erinnerungsoptimismus provozieren, dass es einmal ‚wirkliche‘ Orte gegeben habe, ‚echte‘ Städte, die nicht nur Inszenierungen ihrer selbst sind (Berking, 2001, S. 51)⁸⁶. Aus diesem Grund ist es hilfreich, sich der binären Kontrastierung zu entziehen, um analysieren zu können, was genau passiert, wenn global Verfügbares wie visuelle Artefakte und mediale Inszenierungen im „Raum der Ströme“ (Castells) distribuiert werden und auf lokal spezifische Sozialformen treffen:

„Den elektronischen Medien gebührt deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil sie ortsgebundene kulturelle Wissensbestände ortsunabhängig, also quasi global vermitteln und damit verfügbar machen. Dieser permanente Strom kultureller Materialien, der als entterritorialisierte Identitätsangebote, Images und Skripte die Routinen des Alltagslebens durchschießt, verstrickt Individuen

85 Vgl. dazu auch Kap. 1.7, S. 85ff. dieser Arbeit.

86 Vgl. auch die situationistische Kritik am kapitalistischen System, das das Spektakel an die Stelle des Authentischen setzt, z.B. Debord (1967:2002), Crary (2002), sowie Kap. 1.3.2, S. 41.

und Gruppen dauerhaft in Selbstexperimente, in denen imaginierte Identitäten und imaginäre Welten gleichsam die normative Kraft des Faktischen gewinnen.“ (Berking, 1998, S. 385)

Im Lokalen erfolgt eine Re-Territorialisierung des global Distribuierten, das auf Wahrnehmungsstrukturen und Normative ‚vor Ort‘ trifft, die als kulturelle Leistung im Alltag repetitiv hergestellt werden. Nicht nur Räume werden produziert, sondern auch das, was als das ‚Lokale‘ konzipiert wird. So zeigt die Soziologin Virag Molnar anhand der baulichen Veränderungen Berlins nach dem Fall der Mauer, wie Stadtplaner und Architekten in die relationale und symbolische Konstitution des Lokalen einbezogen sind und das abstrakte Modell der Europäischen Stadt als Referenzrahmen verwendet wird:

“The meaning of locality was derived and disaggregated from a supranational construct: the notion of the ‘traditional European city’. The ‘local’ nevertheless came to encompass many different, culturally meaningful scales: the supranational region of ‘Europe’, the subnational region of ‘Prussia’, the nation (though only implicitly), the city of Berlin, and the ‘historical’ center of the city. The conceptualization of locality in relation to historical time, i.e. to the past, unfolded as the most intensely contentious process.” (Molnar, 2010, S. 284)

Die Verschränkung und gegenseitige Beeinflussung des Kategorienpaars Global/Lokal, die Helmuth Berking herausgearbeitet hat (s.o.), zeigt Molnar anhand der ‚Einbettung‘ der Akteure mit dem Aushängeschild ‚Berliner Architekten‘ zu sein, als Claim für Authentizität während ihre Entwürfe sich an internationalen Architekturtrends orientieren:

“[...] the personal ties of ‘Berlin architects’ to the locale, their ultimate legitimacy claim to authenticity, compellingly overshadowed the fact that they themselves were strongly inspired by international architectural trends: postmodernism’s emphasis on the resuscitation of historicist regionalism in general and the Italian Rationalist School in particular.” (Molnar, 2010, S. 301f.)

Lokales und Globales, so schlussfolgert sie, werden demnach symbolisch als relationale Kategorien durch konkrete Akteure in einem generativen und konfliktreichen Prozess konstituiert. Handlungsrouninen und Wahrnehmungs- wie Bewertungsschemata werden durch die Verflechtungen beider Kategorien herausgefordert und auch verändert. Dies erfolgt aber nicht erst, seitdem sich die theoretische Aufmerksamkeit auf transnationale Verflechtungen mit dem Label Globalisierung richtet, wie Helmuth Berking klarstellt:

„Lokale Kulturen sind und waren in ihrer interaktiven Reichweite auch im Zeitalter der globalen Durchsetzung des Kapitalismus in seiner territorialstaatlichen Form nie auf den Ort, den sie einnehmen, beschränkt.“ (Berking, 2001, S. 51)

Lediglich die Komplexität der Verschränkungen von Lokalem und Globalem wird durch die Beschleunigung der Kreisläufe in transnationalen Netzwerken auf materieller und digitaler Ebene erhöht. Diese Netzwerke – elektronische wie das Internet oder logistische Infrastrukturen wie Eisenbahnnetze – sind immer lokal und die Positionen der sozialen Güter und Informationen jederzeit angebar, sei es die Position eines Zuges auf der Strecke oder der Weg, den ein Datenpaket im Internet nimmt. Bei der materiellen Form kommt hinzu, dass Reisende immer konkret mit anderen Personen, sozialen und kulturellen Konstellationen an wechselnden Orten konfrontiert sind – niemals aber mit dem Abstrakten eines (semi-)

globalen Netzwerks (vgl. das Gedankenexperiment bei Berking (2001, S. 53)). Globale logistische Strukturen, Dienstleistungsangebote, kulturelle Werke oder Stadtimages sind somit immer lokal rückgebunden:

„Die Redeweise von der McDonaldisierung der Welt macht vergessen, daß das, was in Moskau als zivilisatorischer Fortschritt erscheint, in Paris als typischer Ausdruck des amerikanischen Kulturimperialismus dechiffriert werden mag. ‚Evita-Madonna‘ durchschießt geschlechts- rollenspezifische Imaginationen bis in die letzten Winkel der Welt, und doch dürften sich die perzeptiven Referenzen iranischer Frauen von denen US-amerikanischer Feministinnen erheblich unterscheiden [...]“ (Berking, 1998, S. 388)

Helmuth Berking plädiert aus diesem Grund dafür, die „globale Zirkulation von Waren, Images, Menschen als jene *transitorischen* Zustände im sozialen Leben der Dinge, des Wissens und der Menschen zu analysieren, die erst im Augenblick ihrer selektiven Wahrnehmung und kulturellen Einbettung ihr soziales und symbolisches Potential entfalten.“ (1998, S. 390). Die Bedeutung von Orten sei immer schon dadurch gegeben, dass, so Helmuth Berking mit Hinweis auf Clifford Geertz (1997), niemand in der Welt im Allgemeinen lebt – und „Ortsbewußtsein und Orientierungssinn, Perzeption und Produktion von Orten zur *conditio humana* gehören“ (Berking, 1998, S. 391).

Die Frage, was denn nun das Spezifische sei, das Orte ausmacht, kann jetzt beantwortet werden: Es ist die Selbst- und Weltsicht, von der aus Bezüge auf unterschiedlichen räumlichen Maßstabebenen zu einem bestimmten Zeitpunkt bzw. in einem Zeitabschnitt hergestellt werden und die konsequente Weiterentwicklung des Gedankens, dass die Spezifität des Lokalen in einer zunehmend vernetzten Gesellschaft sich auch mehr mit kulturellen Aspekten, Wissen und Handlungspraxen anderer sozialer Aggregationen d.h. auf *anderen und multiplen* räumlichen Maßstabebenen auseinandersetzen muss.

Die als selbstverständlich angenommenen Gewissheiten, wie soziale Prozesse eingeschätzt werden, die Bedeutung kultureller und medialer Artefakte und die Sicherheit im Handeln, die eine solche Vertrautheit auf alltagsweltlicher Ebene bietet, können die Grundlage eines empirischen Zugangs zu der *konkreten* Spezifik lokalisierter Sozialformen, zur spezifischen Art sein, wie Menschen *einer Stadt* alltagsweltlich Räume und damit auch materielle Strukturen, Ein- und Ausschlüsse *im Vergleich zu anderen* konstituieren:

„Es sind die räumlichen Praktiken konkreter Akteure, ihr ‚spacing‘, die jene symbolischen Ordnungen und Repräsentationen hervorbringen, durch die der städtische Raum präzise markiert und intern differenziert wird“ (Berking, 2001, S. 55)

Die konkrete räumliche Konstellation, d.h. die materielle, rechtliche, soziale und geschlechtliche Strukturierung, in der Raumkonstitutionen in Relation zu anderen erfolgen, beinhaltet immer Aushandlungs- und Anpassungsprozesse an soziale und materielle Gegebenheiten.

„Und es ist genau diese Gemengelage der Lokaltäten, innerhalb derer sich jede soziale Gruppe in Relation zu allen anderen ebenso zu verorten hat, wie sie ihrerseits von allen anderen unnachgiebig verortet zu werden pflegt, die heute das Bild und die Atmosphäre der urbanen Zentren bestimmt und uns die differenzierende Wahrnehmung erlaubt, dass Berlin eben nicht Rom, London nicht Bombay und Tokio nicht New York City ist.“ (Berking, 2001, S. 53)

Viele dieser Wahrnehmungen und Handlungen erfolgen aus einer präreflexiven alltagsweltlichen Sicherheit und Vertrautheit, die sich auf Naturalisierungseffekte zurückführen lässt. Die Einübung in habituelle Wahrnehmungs- und Denkschemata erfolgt, indem Zeit als Ressource eingebracht wird – und über den Körper:

„Ganz allgemein spielen die heimlichen Gebote und stillen Ordnungsrufe der Strukturen des angeeigneten Raums die Rolle eines Vermittlers, durch den sich die sozialen Strukturen sukzessive in Denkstrukturen und Prädispositionen verwandeln. Genauer gesagt, vollzieht sich die unmerkliche Einverleibung der Strukturen der Gesellschaftsordnung zweifellos zu einem guten Teil vermittelt durch andauernde und unzählige Male wiederholte Erfahrungen räumlicher Distanzen, in denen sich soziale Erfahrungen behaupten, aber auch – konkreter gesprochen – mittels der *Bewegungen und Ortswechsel des Körpers* zu räumlichen Strukturen konvertieren und solcherart naturalisierte soziale Strukturen gesellschaftlich organisieren und qualifizieren [...]“ (Bourdieu, 1997b, S. 162)

Die ortsspezifischen ‚objektivierten sozialen Felder‘, um mit Bourdieu zu sprechen, vermitteln diese Sicherheit, mit der die sozialen Ordnungen dekodiert werden und mit der die eigene Platzierung innerhalb dieses Systems erfolgen kann, ohne Reflexionsprozesse bemühen zu müssen. Diese selbstverständlichen Gewissheiten werden in der phänomenologischen Theoriebildung mit dem Begriff „Doxa“ bezeichnet und sind Resultat von Sozialisationsprozessen und habituellen Dispositionen, für die Zeit als Ressource aufgewendet werden muss (Berking, 2008b, S. 26). Die affektive Einbindung und empfundene Zugehörigkeit zu einem Ort über die erworbenen und erlernten Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen erfolgt durch die Heterogenität und Verdichtung in Städten sicherlich unter erschwerten und *stadtspezifisch jeweils anderen Bedingungen* – und erzeugt *unterschiedliche Doxa*.

Durch Umzüge, biographische Statuspassagen⁸⁷, längere Auslandsaufenthalte⁸⁸ oder gesellschaftliche Transformationen können diese Gewissheiten in Frage gestellt werden. Erst dann ist es möglich, sie zu thematisieren. Als „Stile, Erzählstrukturen, kognitive Schemata, die nun legitim gegen andere behauptet werden und für die konsequenterweise wiederum gilt, dass sie ortsspezifisch ausgeprägt sind“ (Berking, 2008b, S. 28) können sie sich (erneut) manifestieren und entsprechend tradiert werden. Neben den stadt- bzw. ortsspezifischen *präreflexiven* Wissens- und Handlungsdispositionen (Doxa) spielen lokalspezifisches *Wissen*⁸⁹ und *Erinnerungen* ebenfalls eine große Rolle, um lokale Besonderheiten erschließen zu können.

87 Der Wechsel an eine weit entfernte Universität kann bei Studienanfängern diese Gewissheiten nachhaltig erschüttern und zum Gefühl der „Ortslosigkeit“ (loss of place) und sozialen wie kulturellen Desorientierung führen, wie Chow / Healey (2008) zeigen.

88 Längere Auslandsaufenthalte in ‚fremden Kulturen‘ können eine geradezu schockartige Verunsicherung dieser Doxa hervorrufen (vgl. zum Kulturschock Oberg, 1960:2006), die Anpassung an die lokalspezifischen kulturellen und sozialen Traditionen kann bei der Rückkehr in den eigenen Kulturkreis wiederum diese Irritation auslösen (Eigenkulturschock; vgl. Woesler, 2009).

89 Einen Spezialfall in der Untersuchung lokalspezifischen Wissens stellt die Frage dar, welche Orte welche Art von Wissen bzw. welches Wissensverständnis hervorbringen. Thomas Gieryn hat anhand dreier Beispiele unterschiedlichste Orte der Wissensproduktion – vom Einsiedlerleben im Wald, das philosophische Erkenntnisse über das Leben bereithält bis zum Labor für Molekularbiologie, das standardisierte Erkenntnismethoden nutzt – und dem jeweiligen Anspruch an Wissensproduktion gezeigt (Gieryn, 2002a). Der Übergang von

Dazu gehört historisches und kunstgeschichtliches Wissen ebenso wie die Fähigkeit, Rückschlüsse aus sozialen Konstellationen für die eigenen Platzierungsprozesse zu ziehen.

Erinnerungen anhand räumlicher Konfigurationen festzuhalten, hat eine lange Tradition, nicht nur im europäischen Kulturkreis. Karin Wenz beschreibt zwei konzeptionell verschiedene Mnemotechniken, die unterschiedliche räumlichen Logiken widerspiegeln (vgl. Wenz, 1997). Die Gedächtniskunst, als eine der fünf Bestandteile der Rhetorik, wurde im antiken Griechenland trainiert, indem ein Haus mit Zimmern imaginiert wurde, die gewöhnliche Orte (*loci*) darstellten. In ihnen repräsentierten Bilder (*images*) die Themen der Rede und hoben die Einzigartigkeit der Orte über ihre thematische Anbindung hervor. In der Abfolge der Rede wandert der Vortragende in der Vorstellung durch die einzelnen Räume des Gebäudes anhand der zuvor festgelegten Reihenfolge der Redeinhalte. Ein anderes räumliches Mnemosystem wird von den australischen Aborigines verwendet. In ihm werden Wege miteinander vernetzt und das traditionelle Wissen der Stämme über ihre Umgebung in Liedern tradiert. Die Songlines, einzelne Strophen, verbinden dabei Orte als natürliche Orientierungspunkte und sind nach ihnen benannt. Die Lieder stellen ein räumliches Bezugssysteme dar, das die einzelnen Elemente, die Merkmale (Lynch, 1965), miteinander in Beziehung setzt.

„Beide Mnemotechniken benutzen Raum und alltägliche Erfahrungen im jeweiligen Lebensraum der Kulturen als ein Mittel zur Memorierung. Allerdings unterscheiden sie sich in einem fundamentalen Punkt: die Vorstellung eines Hauses mit *loci* und *images* folgt dem Konzept RAUM ALS CONTAINER mit festgesetzten Grenzen. Die Vorstellung eines Wegenetzes, wie sie die Aborigines benutzen, ist dagegen nicht als begrenztes Gebiet vorstellbar, sondern ein virtuell unbegrenztes Netz von Wegen und Verbindungen.“ (Wenz, 1997, S. 138; Herv. im Orig.).

Erinnerungen und Bedeutungszuschreibungen werden über die räumliche Konfiguration an Orten festgeschrieben. Materielle Artefakte (Gieryn, 2002b) wie die gebaute Umwelt ermöglichen eine zusätzliche Stabilisierung dieser Erinnerungsprozesse, indem durch eine *im*-mobile Platzierung von sozialen Gütern die konstituierten Räume in ihrer materiellen Konfiguration verstetigt werden. Die Spacings hinterlassen Spuren, die dekodiert werden können als vorausgegangene Raumaneignungen an dem jeweiligen Ort. Wiederholtes, auch kollektives Handeln führt zu institutionalisierten Räumen und die jeweiligen Orte als

Wissen, das in einer spezifischen räumlichen (An)Ordnung elaboriert wurde, zu einer allgemeinen, d.h. *orts-übergreifenden Gewissheit* erfolgt durch räumliche (geographische, kommunikative, soziale und architektonische) Konstruktionen, die künstliche „truth-spots“ (Gieryn, 2002a) erzeugen. Die positivistische Forschungslogik in naturwissenschaftlichen Disziplinen zeigt deutlich die Entwertung von Orten als Basis einer Wissensproduktion, so Gieryn:

“Place has disappeared as an authenticating trope, but only because the spaces of scientific inquiry are everywhere designed with a template that insures an accurate copy, justifying a ‘presumption of equivalence’ that allows scientists to assume that the ‘surrounds’ of experiments are a negligible constant.” (Gieryn, 2002a)

Auch Doreen Massey hat Untersuchungen zur Wissensproduktion in bzw. von Technologiezentren durchgeführt (Henry / Massey, 1995; Massey, 1995) und die raum-zeitlichen Praxen der Tätigkeiten analysiert.

Lokalisation des Räumlichen werden dauerhaft besetzt. Dabei wird der Ort über die an ihm praktizierten Handlungen und Wahrnehmungen individuell wie kollektiv ausgezeichnet – über die kollektive Ebene werden wiederum ‚legitime‘, d.h. an diesem Ort akzeptierte Raumpraktiken festgeschrieben. Ihre Definition obliegt nicht einfach einer Mehrheit, sondern richtet sich nach den Möglichkeiten, Macht auszuüben (z.B. über juristische Regelungen).

Die Bedeutung von Doxa und lokalspezifischem Wissen für die Möglichkeiten der Aneignung von Räumen und Orten lässt sich auf raumtheoretischer Ebene über die Verschränkung von Spacing- und Syntheseleistungen des handelnden Subjekts erklären. Die Synthese von Wahrnehmungen, Erinnerungen und Vorstellungen zu Räumen lässt sich nicht losgelöst vom Körper und von einem konkreten Ort aus denken, der über die Platzierung des Subjekts besetzt wird:

„Der Ort ist wie der Körper immer im ‚Hier‘. Raum und Zeit ereignen sich im Ort. Ihre Wahrnehmung und ihre [Be-]Deutung sind ortsbezogen.“ (Berking, 2001, S. 55)

Es scheint das ‚alte Problem‘ der Standortabhängigkeit jeder alltagspraktischen wie wissenschaftlichen Beobachtung zu sein, der Wunsch nach einem universellen Ort oder festen Punkt, von dem aus sich die Welt objektiv beschreiben lässt. Mit der Platzierung des eigenen Körpers gehen milieuspezifische Verortungen, Sozialisationserfahrungen und Aushandlungsprozesse mit anderen Menschen einher, die ebenfalls Räume konstituieren und dabei auf unterschiedlichen Maßstabsebenen gleichzeitig operieren – von der unmittelbaren lokalen Umgebung der Platzierten bis zur Einbeziehung medial vermittelter Bilder, Texte oder entsprechender Erinnerungen und Vorstellungen.

Über die Ressource Zeit werden die am Ort konstituierten flüchtigen Räume verstetigt und können als institutionalisierte (An)Ordnungen selbst eine handlungsleitende Sicherheit darstellen – unterstützt durch ein Wissen um die Spezifik, wie an diesem einen Ort die Selbst- und Welthaltung über Spacing und Syntheseleistung codiert wird. Dieses Wissen und die unbewussten Gewissheiten von Handeln und Wahrnehmen haben eine begrenzte Gültigkeit über das räumliche Setting hinaus, in dem sie erworben wurden. Wird dieser Ort verlassen, z.B. im Rahmen von biographischen Statuspassagen (Auszug Elternhaus, Beginn des Studiums), kann es zur Irritation der Doxa kommen⁹⁰. Die bisherigen Strategien der kulturellen Verortung in und Identifikation mit der gebauten Umwelt, symbolischen Universen und konkreten Platzierungen Anderer müssen auf die veränderten (An)Ordnungen ausgerichtet werden – und lassen sich daher im reflektierten Rückblick auf diese Umbruchsituation besonders anschaulich studieren.

1.6 Zeit-Räume und Orte: Vorschlag einer soziologischen Definition

Die theoretischen Reflexionen zu Ort, Raum und Zeit als Grundlagen menschlicher Orientierung haben – wie in Kap. 1.1-0 dargelegt – in den letzten Jahrzehnten entscheidende Veränderungen erfahren, die über disziplinäre Zuständigkeiten hinausgehen. In den fachspezifischen Diskursen werden die Erfahrungen der Menschen mit grundlegenden gesellschaftlichen Transformationen, die alltagspraktisch als Auflösungsnarrative von einheitlichem Raum und authentischem Ort verkürzt dargestellt werden, unterschiedlich komplex theoretisiert – dabei aber auch Erklärungspotential ungenutzt gelassen. Die bisherige Diskussion lässt sich wie folgt zusammenfassen: Für die Soziologie liefert Pierre Bourdieu Erklärungen für die gesellschaftliche Tradierung von raumbezogenen sozialen wie physischen Distinktionsprozessen, bei denen der eigene Körper als Träger von Geschmackspräferenzen, Lebensstil und biographischen Hintergründen eine wesentliche Rolle spielt. Über Wahrnehmen und Handeln reproduzieren Menschen erworbene Geschmackspräferenzen, die abhängig von der eingenommenen sozialen Position ein Spektrum dessen eröffnen, was als akzeptables und einer Situation angemessenes Verhalten sich und anderen gegenüber erscheint. Bourdieu entwirft damit ein hierarchisches, (inter)generatives System von Gesellschaft, das er als sozialen Raum bezeichnet, der nur dadurch Auswirkungen auf die physikalische Umwelt hat, indem die Handlungen der Akteure sich in die Materie ‚einschreiben‘. Bourdieu bemüht dabei zwei unterschiedliche Raumlogiken und kann sich von der Konzeption von Raum analog eines euklidischen Denkmodells noch nicht lösen. Rückwirkungen von Materiellem auf soziale Prozesse untersucht Bourdieu nicht.

Genau mit dieser Thematik setzen sich jedoch Diskurse der Humangeographie und Umweltpsychologie bei der Frage auseinander, welchen Einfluss Orte auf soziale Prozesse wie Identitätskonstruktionen, oder allgemeiner, affektive Bindungen haben. Um die Beiträge dieser Disziplinen für die Stadtsoziologie fruchtbar zu machen, ist zunächst eine systematische Unterscheidung von Raum und Ort, wie sie Martina Löw mit dem relationalen Raumbegriff einführt, wesentlich. Indem sie Raum als soziologischen Grundbegriff definiert, können Handeln und Wahrnehmen der Menschen an Orten in Relation zueinander als Konstitution von Raum beschrieben werden: Elemente wie soziale Güter und Lebewesen werden an diesen Positionen miteinander verknüpft, der eigene Körper dort platziert und im weiteren Verlauf die vorgefundene (An)Ordnung der sozialen Güter durch Hinzufügen, Entfernen oder generell Modifikationen verändert. Die konstituierenden Prozesse Spacing und Syntheseleistung erzeugen Raum, indem sie in Relation zu denen anderer Menschen erfolgen und zwar sowohl gleichzeitig als auch (inter)generativ und die *Position damit als Ort kennzeichnen*. Über den Körper, der dazu ebenfalls am Ort platziert wird, integriert Martina Löw die leibgebundenen Wahrnehmungs- und Handlungsdispositive, mit denen Pierre Bourdieu die Tradierung sozialer Hierarchien als Distinktionslogik beschreibt. Die materiel-

le und symbolische Konfiguration an Orten wird in Löws Raumbegriff in die Konstitution von Räumen miteinbezogen und Bourdieus Trennung von sozialem und physischem Raum elegant umgangen, indem eine einheitliche, relationale Logik verwendet wird. In dieser Logik wird Räumen eine Dualität im Hinblick auf Strukturen zur Stabilisierung von sozialen Figurationen zuerkannt, bei denen habituelle Distinktionen *ein* Teil sind. Auch geschlechtsspezifische Zuschreibungen oder juristische Regeln strukturieren Räume, d.h. sie geben sanktionsfreie Rahmen von Spacing und Syntheseleistungen vor – z.B. über spezifische Zugangsbeschränkungen zu Orten (Privat vs. Öffentlich; geschlossene Straßen). Diese Regeln werden im Handlungsvollzug reproduziert. Erst durch repetitives Handeln entstehen institutionalisierte Räume, die über individuelle und temporäre Raumkonstitutionen hinweg bestehen bleiben und künftige Handlungs- und Wahrnehmungsentwürfe strukturieren, aber nicht determinieren. In der alltäglichen Wahrnehmung werden institutionalisierte (An)Ordnungen ahistorisch konzipiert und naturalisiert – sie erscheinen ‚selbstverständlich‘ und ‚gegeben‘. Alltagsbezogene und repetitive Raumkonstitutionen erfolgen aus dem praktischen Bewusstsein heraus, das erst über Irritationen oder in reflexiven Kontexten thematisiert werden kann. Veränderungen von institutionalisierten Räumen als Anpassungen an veränderte Situationen müssen repetitiv und kollektiv erfolgen, damit die Abweichung selbst wieder institutionalisiert wird. Raumpraktiken, die *intentionale* Gegenentwürfe darstellen, bezeichnet Martina Löw als *gegenkulturell*. Die gesellschaftlichen Rahmungen werden direkt in der Raumkonstitution reproduziert und somit auch eine Art ‚Gesamtlogik‘, mit der ein Gesellschaftssystem operiert. Deutlicher wird dieser Aspekt bei Henri Lefébvre, da er den Versuch einer umfassenden Theoriebildung explizit als *antikapitalistische Gesellschaftskritik* konzipiert. Lefébvre löst den Dualismus von Sozialem und Physischem nicht handlungstheoretisch wie Martina Löw, sondern erweitert diese Dialektik zu einer Triade von Handlungsfeldern, die je eine Spezifik eines gemeinsamen Raumes konstituieren: Die materielle, wahrnehmbare Dimension von Raum (*perceived space*) wird über eine räumliche Praxis (*spatial practice*) generativ produziert und ermöglicht eine Kontinuität für soziale Interaktionen und Vergesellschaftungsformen. Die räumliche Praxis einer Gemeinschaft verändert die materielle Struktur und Konfiguration an Orten, in der Wahrnehmung jedoch wird davon abstrahiert, dass die direkt beobachtete materielle Dimension des Raumes ein Produkt vergangener Handlungsketten und somit sozial produziert ist. Andere Formen der Raumproduktion erfolgen auf der mentalen Ebene, indem Vorstellungen von Gesellschaft, baulicher Struktur, Raum und Ort in den unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen sowie allgemein in Kunst, Kultur und Politik als Repräsentationen gesellschaftlicher Praxis (*representations of space*) konzipiert werden (*conceived*). Diese von der Praxis abstrahierten Konzepte weisen weder ein materielles Äquivalent auf, noch können sie als Räume in Erscheinung treten.

Im relationalen Raumbegriff hingegen ist dies als Spezialfall durchaus vorgesehen, wenn zunächst ausschließlich durch Syntheseleistungen als gedankliche Verknüpfungen aus Wahrnehmungen, Vorstellung-

gen, Erinnerungen Räume konstituiert werden, die noch nicht mit realweltlichen Spacings abgeglichen sind. In beiden theoretischen Positionen jedoch beeinflussen die Konzepte (Lefébvre) und Räume (Löw) die Produktion von Raum, indem sie auf das Handeln einwirken: *Gedanklich* wird vorbestimmt, welche Handlungen wie an welchen Orten erfolgen können. Erfahrungen, biographische Hintergründe und nicht-Reflexives wie Träume, Vorstellungen und Wünsche stellen bei Lefébvre als symbolisches Feld (*spaces of representation*) einen Gegenentwurf dar, der über die Erfahrung (*lived*) wirkt. Dieses Feld stellt sich Lefébvre als das freieste vor, es beinhaltet die Möglichkeit, bestehende Ordnungen zu unterlaufen und andere Formen des gesellschaftlichen Miteinanders sowie Utopien zu imaginieren.

Eine durch den Kapitalismus als Wirtschaftsform geprägte Gesellschaft, so Lefébvres Systemkritik, überführt das Feld der unbewussten Widerstände, kreativen Protestformen und gegenkulturellen Räume von der Ebene der *spaces of representation* in die abstrakte Form der *representations of space*. Auch die Wissenschaft beteiligt sich daran mit Kartierungen zu emotionaler Stadtwahrnehmung, der Vermessung des Blicks⁹¹ oder der Beschreibung (sub)kultureller Praktiken und Queerstudies. Als Folge geht eine gefühlte Qualität von Orten verloren, sie wirken weniger authentisch, wenn das Erleben durch die Konstruktion (z.B. in der Imageplanung⁹²) ersetzt wird. Lefébvres Raumbegriff formuliert vehement die gesellschaftliche Eingebundenheit auf der konkreten Handlungsebene wie auch in Reflexion und Imagination, verharret aber hinsichtlich konkreter Angaben dazu, wie Raum nun hergestellt bzw. produziert wird in einer eigenartigen Passivität. Es fehlen konkrete Tätigkeiten, mit denen Raum auf den drei Feldern gleichzeitig hergestellt wird – Löws relationaler Raumbegriff basiert dazu auf den Handlungen Spacing und Syntheseleistung. Auch den Verben „to perceive, to conceive, to live“, die Lefébvre nutzt, um die Felder zu beschreiben, scheint eine aktive Ebene zu fehlen, was sich auch darin zeigt, dass die symbolische Ebene die physikalische überlagert, um die materielle Umwelt mit Bedeutungen aufzuladen – in dieser Beschreibung fehlt schlicht der handelnde Akteur.

Im relationalen Raumbegriff werden beide Ebenen, die symbolisch-gelebte Erfahrung sowie die mentale Abstraktion, direkt in die Raumkonstitution eingebunden, indem die Prozesse Spacing und Syntheseleistung über fachhabituelles Wissen, biographische und imaginative sowie unbewusste Einflüsse moderiert werden. Im Löwschen Sinne erklärt sich die ‚Aufladung‘ von Orten über symbolische und imaginative Projektionen auf die Wahrnehmungsebene dadurch, dass *erstens das fachspezifische Wissen um die Hintergründe spezieller Raumproduktionen* wie Architektur- oder Kunstgeschichte sowie soziale Figurationen *nicht allge-*

91 Ein automatisiertes Verfahren, um die Blickbewegungen festzustellen und damit die physiologische Aufmerksamkeitsverteilung, wird als Eyetracking bezeichnet. Zur Diskussion dieser Methode für die empirische Stadtforschung vgl. Kap. 0, S. 103.

92 Vgl. dazu auch Kap.1.7, S. 85ff. dieser Arbeit.

mein vorhanden ist und *zweitens* Räume im Alltag *repetitiv, d.h. unter Umgehung des reflexiven Bewusstseins* wahrgenommen und hergestellt werden.

In den anderen Fachdisziplinen, die die Bedeutung von Orten konzeptionell erfassen wollen, wird ebenfalls auf eine physische Materialität verwiesen, auf Aktivitäten und eine Bedeutungsebene, die sich weder empirisch noch in der planerischen Tätigkeit wie z.B. in Stadtplanung und Architektur leicht erfassen lässt. Eine solche zunächst unpolitische Konzeptualisierung (z.B. von Relph) berücksichtigt keine Aushandlungsprozesse um die Deutungshoheit von Orten und den dort entstehenden Räumen – diese Dimension wurde erst durch Doreen Massey in die humangeographischen Diskurse eingebracht. Sie fordert ein radikales Umdenken von Containerkonzepten des Raums, bei denen absolute Zeit als letztlich ordnende Dimension eines euklidischen Raumkonzeptes übrig bleibt, hin zu *relationalen Theorien, die Zeit, Raum und Ort miteinander verbinden. Orte sind für Massey die Schnittpunkte der Relationen, die Menschen in der Konstitution von Raum herstellen – jeweils zu einem bestimmten Zeitpunkt*. Diese Figurationen aus Schnittpunkten und Relationen nennt sie *time-spaces*.

Doreen Massey unterstützt somit die Idee relationaler Raumkonstitutionen, bezieht sich aber stärker auf Orte, an denen die Personen lokalisiert sind, die diese Räume handelnd hervorbringen. Sie möchte *auch Orte relational konzipieren*, denn die Schnittpunkte der von Menschen hergestellten Relationen verändern sich ebenfalls – mit dem Handeln der Menschen und auch auf weiteren Zeitskalen, wie Massey mit dem fachspezifischen Blick als Geographin anhand der Formung von Landschaften in verschiedenen Erdzeitaltern überzeugend darlegen kann. Alltagspraktisch sei Ort eine Konvention, bei der von dieser Dynamik abgesehen wird – allgemein wird eher die Veränderung eines Ortes mit Staunen zur Kenntnis genommen anstatt dies als Normalfall zu verstehen. Orte sind demnach im Alltagsverständnis soziale Konventionen, die Stabilität suggerieren.

Die Radikalität des Konzeptes von Orten als time-spaces wird dann deutlich, wenn man bedenkt, dass man einen bestimmten Ort, den man verlassen hat, nie wieder aufsuchen können – weil die spezifische Gemengelage aus Relationen unterschiedlicher Reichweite sich in der Zwischenzeit verändert hat und nicht mehr dieselbe ist. Eine Stabilität in diesem relationalen Konzept von Ort, Raum und Zeit ergibt sich ‚paradoxiert‘ aus der Bewegung – ähnlich der generativen Tradierung von Strukturen im Handeln beim relationalen Raumbegriff. Die Stabilität und Historizität eines Ortes wird über die Akkumulation von Relationen mit ihrer jeweils spezifischen Geschichte durch repetitives Handeln erreicht, indem auf vergangene und antizipierte Relationenbildungen Bezug genommen wird. Für Massey sind die Verbindungen, die zwischen Relationsnetzen als soziale Figurationen in ihren jeweiligen zeitlichen Dimensionen entstehen, ein Aspekt von Identitätskonstruktionen. Masseys Konzept der time-spaces ist im Hinblick auf Orte und Räume relational und integriert Zeit dynamisch – *es fehlt aber die Berücksichtigung der handelnden Person*. Diese hat einen entscheidenden Einfluss darauf, welche Relationen, d.h. welche Räume

an Orten zu einem bestimmten Zeitpunkt im Lebenslauf überhaupt mit den individuell zur Verfügung stehenden Ressourcen, zu denen auch lokalspezifische Doxa zählen, konstituiert werden können – und wie die Orte als Schnittpunkte eigener und unterschiedlichster vergangener, gegenwärtiger und antizipierter Räume erlebt werden.

Die Diskussion um die Bedeutung von Orten bereichert Helmuth Berking mit dem Hinweis auf lokalspezifisches Wissen und lokale kulturelle Kontexte, die sich nicht vollständig in das Narrativ des ‚globalen Raums der Ströme‘ integrieren lassen. Dieser Raum ist erkenntnistheoretisch lediglich eine Verschiebung von nationalstaatlichen Territorien auf einen globalen Maßstab, bleibt konzeptionell jedoch weiterhin ein Container, der zwar eine relationale Logik – den „Raum der Ströme“ (Castells) – beinhaltet, durch die zentrale Perspektive der Optimierung der Kreisläufe von Waren, Dienstleistungen und Kapital aber homogenisierend auf das Distribuierte wirkt. Allein aus dem Umstand, dass global instantan verfügbare Güter und Images immer an einem Ort durch Individuen wahrgenommen und bewertet werden und dadurch eine Re-Territorialisierung erfahren, zeigt Berking, dass sich zwar Syntheseleistungsangebote globalisieren lassen, ihr Einbezug in die Raumkonstitution durch Menschen aber immer lokal erfolgt.

Entscheidend sei vielmehr die Perspektive, so Helmuth Berking, wie lokale Selbstverständlichkeiten und Gewissheiten als *spezifische Doxa eines Ortes* durch den ‚Einbruch des Globalen‘ irritiert, thematisiert und modifiziert werden, denn *diese Gewissheiten sind die geronnene Form von Selbst- und Weltbeschreibungen*, die über die *Ressource Zeit generativ erzeugt, tradiert und modifiziert werden*. Sie bieten einen guten empirischen Zugang zu den konkreten Spezifika lokalisierter Sozialformen.

Basierend auf der Darstellung der raumtheoretischen Konzepte und Begriffe der Stadt(Soziologie) sowie der die Disziplinen Umweltpsychologie, Humangeographie und Soziologie übergreifenden Diskurse zur Bedeutung von Orten für die Vergesellschaftung von Menschen schlage ich folgende Definition für die komplexe Verflechtung von Raum, Ort und Zeit vor:

Raum verstehe ich wie Martina Löw als relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern, die durch die aufeinander bezogenen Prozesse Spacing und Syntheseleistung hervorgebracht wird. Syntheseleistung bezeichnet dabei die Verknüpfung von sozialen Gütern und Lebewesen als einzelne Elemente oder in Form ganzer Ensembles in der Wahrnehmung, Vorstellung oder Erinnerung. Der Spacingbegriff bezieht sich auf ein Platzieren oder Modifizieren von Materie, also sozialen Gütern, Lebewesen sowie symbolischen Kennzeichnungen. Um Platzierungen in virtuellen Räumen bezeichnen zu können, bei denen Texte oder Bilder mit Hyperlinks verbunden werden, mit Avataren in simulierten 3D-Umgebungen interagiert wird, Stadtplanung und Architektur VR-Anwendungen nutzen oder in sozialen Online-Netzwerken interaktiv agiert wird, schlage ich als Ergänzung zum Löwschen Spacingbegriff vor, in diesen Fällen von *Spacings im Virtuellen* zu sprechen. Diese Unterscheidung ist notwendig, um die im

Rahmen dieser Arbeit vorgenommene Rekonstruktion raumbezogener Identifikationsprozesse an einem digitalen Modell begrifflich präzise beschreiben zu können.

Die körpergebundenen Wahrnehmungsdiskpositionen, die Handlungsmöglichkeiten vorstrukturieren sowie im Handeln reproduziert werden und von Bourdieu als Habitus bezeichnet wurden, beziehe ich wie Martina Löw auf die raumkonstituierenden Prozesse Spacing und Syntheseleistung. Ich schlage allerdings eine Veränderung hinsichtlich des Strukturbegriffs vor, den Martina Löw über die Dualität von Raum entwickelt. Sie definiert Strukturen als Untermenge der gesellschaftlichen Gesamtstruktur, die sich auf einzelne Aspekte wie zeitliche, räumliche geschlechtliche oder juristische beziehen und *unabhängig* von Ort und Zeitpunkt rekursiv hervorgebracht werden. Hier erscheint es mir sinnvoll, diese Definition entlang räumlicher Maßstabsebenen vorzunehmen und zwischen einer *generalisierend-normativen Makroebene* und einer *faktischen Mikro-Ebene* zu differenzieren. So gewinnt man den Spielraum, *ortsspezifische Eigenarten in der Reproduktion von Strukturen zu untersuchen*. Strukturen werden immer ‚vor Ort‘ und damit abhängig von der sozialen und räumlichen Situation der in situ beteiligten Akteure im Handeln reproduziert. *Unterschiede zwischen diesen räumlichen Maßstabsebenen – abstrakt-normativer Geltungsanspruch und lokale Reproduktion – geben wichtige Hinweise auf die Eigenlogik eines Ortes als eine spezifische Form, in der Differenz zwischen Städten artikuliert werden kann*. Die Fragestellung dieser Arbeit nach raumbezogenen Identifikationsstrategien ist nicht stadtvergleichend angelegt, kann jedoch von der vorgeschlagenen Differenzierung des Strukturbegriffs dahingehend profitieren, dass lokal und temporal von einer normativen Definition abweichende Reproduktionen von Strukturen und die mit ihnen einhergehenden Handlungsalternativen als Frei-Räume und Identifikationspotential mit dem relationalen Raumbegriff präzise beschreibbar werden.

Die habituelle Prägung der raumkonstituierenden Prozesse Spacing und Syntheseleistung möchte ich um die Gesellschaftskritik Henri Lefébvres ergänzen und den Modus Operandi der Raumproduktion eines Gesellschafts- und Wirtschaftssystems mitberücksichtigen. Lefébvre hat für kapitalistische Gesellschaften diese ‚Logik‘ in Form von gleichzeitiger Standardisierung und Fragmentierung der Raumproduktion beschrieben, als Nutzbarmachung und Vermarktung kreativer und gegenkultureller wie utopischer raumkonstituierender Handlungen. Diese ‚Logik‘ kapitalistischer Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme⁹³ wird

93 Max Webers Analyse „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ hat eindrucksvoll gezeigt, welche Wandlungen Kapitalismus mit anfänglicher religiöser Verwurzelung in der Verselbständigung und Institutionalisierung vollzogen hat und dass diese Wirtschaftsform in je spezifisch ausgeprägte historische Ordnungssysteme eingebettet war. Im Sammelband „Ein neuer Geist des Kapitalismus?“ (Wagner / Hessinger, 2008) wird die Frage kapitalistischer Logik im Hinblick auf Kulturtheorien und Arbeitsverhältnisse unter der Perspektive der Netzwerkökonomie diskutiert. Ausgangs- und Bezugspunkt ist die Studie von Boltanski / Chiapello (2007), die Veränderungen in der kapitalistischen Logik (Abkehr vom hierarchischen fordistischen Modell, Netzwerkstrukturen, Freiheiten in der Arbeitsorganisation als Formen der Selbstausbeutung; Assimilation von Protestformen) seit den 1970er Jahren thematisiert. Zur Diskussion des Einflusses von kulturellen Werten auf wirtschaftliche Entwicklungen vgl. auch Jameson (1984), zur Möglichkeit von Kritik und Protestformen im Kapitalismus Künkler (2008).

in die vorherrschenden Denk- und Handlungsschemata integriert, oder um mit Lefébvre zu sprechen, von der Ebene der *spaces of representation* auf die der *representations of space* transformiert. Mit dem zunehmenden Wissen um subjektive Formen der Raumaneignung und -wahrnehmung wird versucht, Orte und Räume zu entwerfen, die der kapitalistischen Verwertungslogik der Nutzenmaximierung folgen – auf der Strecke bleibt ein Gefühl von Authentizität, denn den intentional konstituierten Räumen ist dieser Designprozess durchaus anzumerken: „Man ahnt die Absicht und man ist verstimmt“, kommentiert Helmuth Berking (2001, S. 53). Städte versuchen ihre Besonderheiten in kultureller, wirtschaftlicher und architektonischer Hinsicht in Form von kondensierten Bedeutungszuschreibungen zu vermarkten. Diese kreierte Stadtimagen stellen medial distribuierte Syntheseleistungsangebote dar, wirken aber auch konkret auf planerisches Handeln der lokalen Akteure zurück – als Corporate Identity können diese Images eine Art Zugzwang entwickeln, Stadtplanung kompatibel zu ihnen auszurichten (vgl. Scholz, 1989, S. 13ff.). Die Verschränkung von kapitalistischem Wirtschaftssystem, Ordnungsvorstellungen und einem an der Logik der Nutzenmaximierung orientierten raumbezogenen Handeln ist daher ein weiterer Aspekt, mit dem Selbst- und Weltbezug der Akteure im Hinblick auf die Analyse von raumbezogenen Identifikationsstrategien und die Möglichkeiten der Konstitution ‚eigener‘ Räume hinterfragt werden müssen.

Orte verstehe ich mit Doreen Massey als Schnittmengen und Überlagerungen von Räumen zu einem bestimmten Zeitpunkt. Das Zusammentreffen von unterschiedlichen Akteuren, ihre Positionierungen in Bezug auf andere Menschen und die materiellen Modifikationen benötigen einen Platz, an dem diese Prozesse stattfinden und die ihn aus- und kennzeichnen. In diesem Punkt argumentiert Massey ähnlich wie Löw, die Orte als eindeutige Kennzeichnungen für Platzierungen bezeichnet, die in der Konstitution systematisch mit hervorgebracht werden, verschiebt aber den Fokus von der Frage, wie Relationen hergestellt werden (Raum?) zu der Frage, wie diese Relationen zusammentreffen und einander überlagern (Ort?). Orte haben daher insofern eine materielle Dimension, wie u.a. in den dargestellten Konzepten der Humangeographie, Umweltpsychologie und Soziologie formuliert wurde, aber nicht als intrinsische Eigenschaft einer Lokalisation, sondern weil Modifikationen der (An)Ordnungen und neue Platzierungen auf unterschiedlichen Zeitskalen erfolgen.

Orten wird eine Stabilität zugeschrieben, die sich zum einen auf die Tradierung bestehender relationaler (An)Ordnungen, zum anderen auf die Kontinuität von Handlungsmöglichkeiten und Lebensstilen bezieht. Beide Aspekte spielen eine Rolle für Identitätsbildungen aber auch für die Identifikation mit territorialen Vergesellschaftungsformen eine wesentliche Rolle, wie die Diskurse der Umweltpsychologie zeigen. Wenn diese Kontinuität durchbrochen wird, z.B. indem der Ort durch Raumkonstitutionen verändert wird, die außerhalb des eigenen Macht- und Einflussbereiches liegen, kann es zur Irritation dieser Identitätskonstrukte kommen. Die Suche nach neuen Verknüpfungsmöglichkeiten der eigenen Person als Copingstrategien setzt reflexives Potential frei. Es wird möglich, die eigene Raumkonstitution und

‚Verortung‘ über ihre Verlagerung vom praktischen ins diskursiven Bewusstsein thematisieren zu können – was sich für stadtsoziologische Fragen nutzen lässt.

Die Besonderheit eines Ortes ergibt sich somit durch die Art und Weise wie Räume konstituiert werden (können) und welche Form der Tradierung von materiellen und immateriellen Artefakten besteht, d.h. aus welchen „Denk- und Mahnmalen, Gründungsmythen, Texten, Redeweisen und Bildern jedweder Art [...] das Hier und Jetzt an das Davor und seine Geschichte“ (Berking / Schwenk, 2011, S. 21) zurückgebunden wird – und wo diese Verbindungen abgebrochen und verschwiegen werden. Helmuth Berking und Jochen Schwenk sprechen in diesem Zusammenhang von einer „kumulativen Textur“, der „Sedimentbildung einer Vergesellschaftungsform, die territorial fixiert, aber nicht räumlich geschlossen ist“ (Berking / Schwenk, 2011, S. 17). Genau wie der eigene Körper brauchen Orte einen Platz, der konkret angebar und nicht beliebig ist. Territoriale Fixierung und Materialität sind demnach wesentliche Aspekte von Orten – aber diese Eigenschaften sind nicht primärer, sondern sekundär-sozialer Natur, d.h. es sind Konventionen. Der Begriff der Sedimentbildung verweist auf die zeitliche Dimension, mit der dieser Konsens, einen bestimmten Punkt als Ort zu bezeichnen, rekursiv hervorgebracht wird. *Orte sind demnach raumzeitliche Ereignisse*, wie Doreen Massey und Helmuth Berking betonen, die dadurch entstehen, dass von bestimmten Punkten aus Relationen hergestellt, d.h. Räume konstituiert werden. *Wie* diese Bezüge hergestellt werden, ist in Masseys Ortskonzept, dessen disziplinärer Ursprung ja die (Human)Geographie ist, nicht explizit genug formuliert – dafür steht aber der relationale Raumbegriff, wie er jetzt ausgearbeitet wurde, zur Verfügung.

1.7 Image von Stadt – Darmstadt als ZeitRaum

Mit diesem theoretischen Zugriff, der Raumkonstitution und Ortsdefinition mit der temporalen Dimension verbindet, lassen sich in einer Probe aufs Exempel Stadtimagen von Darmstadt zu unterschiedlichen Zeitpunkten analysieren.

In einem ersten Schritt wird dazu der *Imagebegriff* erörtert, der für die Fragestellung nach raumbezogenen Identifikationsstrategien zwar nicht zentral ist, aber dennoch Verwendung findet⁹⁴. Eine der ersten Veröffentlichungen der Imageforschung ist die sozialpsychologische Studie von Walter Lippmann „Public Opinion“ (1922:1996). Da die externe Umwelt der Menschen zu komplex, zu großräumig und auch zu dynamisch sei, als dass sie adäquat über Wahrnehmungsprozesse abgebildet werden kann, formulierte Lippmann Prinzipien wie Stereotype, mit denen eine Bewältigung des Alltags möglich wird. Sie lassen

94 Im Kontext der empirischen Erhebung ist eine der Leitfadenfragen die nach dem Image der Stadt, vgl. dazu Abbildung 2.13, S. 124.

sich charakterisieren als Vorstellungs- und Meinungs-,bilder‘, über die eine Vorauswahl dessen erfolgt, was *überhaupt* wahrgenommen wird – Stereotype sind kulturspezifische Selektionsmechanismen und dienen der Komplexitätsreduktion. In diesem Zusammenhang kritisiert Lippmann, dass demokratietheoretisch vom informierten Bürger ausgegangen werde, aber nie die Frage gestellt würde, ob die ‚Bilder in den Köpfen‘ der Realität angemessen entsprechen. Man brauche Experten, um die komplexen Sachverhalte angemessen vermitteln zu können:

“The world that we have to deal with politically is out of reach, out of sight, out of mind. It has to be explored, reported, and imagined.” (Lippmann, 1922:1996, S. 29)

Lippmanns Idee ist es, eine unabhängige Expertengruppe die öffentliche Meinung für die Presse entwickeln zu lassen. Damit wird die Grundlage für das Berufsfeld „Öffentlichkeitsarbeit/public relations“ gelegt. Das Phänomen, mentale Repräsentationen metaphorisch als ‚Bilder‘ zu bezeichnen und deren Handlungsrelevanz zu untersuchen, wird in der Absatzforschung als Teil der Wirtschaftswissenschaften aufgegriffen und in der Veröffentlichung „The Product and the Brand“ (Gardner/Levy 1955, zit nach Hellmig (1997, S. 11)) erstmalig für diese Disziplin beschrieben. In den 1950er Jahren tauchten erste deutschsprachige Beiträge zur Imageforschung auf, die sich zunächst im kommerziellen Bereich etablierten, bis in den 1960er Jahren ein großes Interesse an Imageuntersuchungen von Seiten der Städte und Kommunen aufkam (Hellmig, 1997). Das Image einer Stadt wurde als Einflussgröße für Stadtentwicklungsfragen entdeckt und im Kontext der Standortdiskussion zur Ergänzung und teilweisen Ablösung klassisch-industrieller Standortfaktoren⁹⁵ für die lokale Wirtschaft genutzt⁹⁶.

Eine besondere Form des Stadtmarketings in diesem Kontext ist das Konzept der „Creative Cities“, bei dem das Image der Stadt so ausgerichtet werden soll, dass es dem Lebensstil einer künstlerischen Avantgarde entspricht, von deren Ansiedlung eine Aufwertung der Stadt an sich erwartet wird. Konkrete Umsetzungen sind z.B. „Cool Frankfurt“ (Steets / Lange, 2001), temporäre Inszenierungen, die an (gegen)kulturelle Praktiken erinnern (z.B. für Berlin: Colomb (2012), für Leipzig: Steets (2008b)) oder der sich an Praktiker richtende Leitfaden „The Art of City-Making“ (Landry, 2006)).

Images von Städten basieren vor allem auf wirkmächtigen, *visuellen* Konstruktionen, so die These von Martina Löw (Löw, 2006). Sie schlägt daher auch vor, den Imagebegriff im Hinblick auf Städte als eine *Konstruktionsleistung* zu fassen, nicht mehr als ein Leitbild mit Steuerungsfunktion. Der Wettbewerb der

95 Zimmermann (1975, S. 14f.) nennt in absteigender Relevanz Transportkosten, Verfügbarkeit von Rohstoffen, Energie, Verkehrslage, öffentliche Infrastruktur und private Dienstleistungen.

96 Zum Stadtmarketing in Europa vgl. auch Greiner (2004), zu empirischen Analysen vgl. z.B. die Beiträge in Biskup / Schalenberg (2008), Scholz (1989), Klandt / Heil (1993); Moßig (2003); Peschel-Wacha (1999); Stegmann (1997); zu konzeptionellen Beiträgen, die sich mit Kultur als Standortfaktor auseinandersetzen, vgl. Feßmann (1993); Gaebe (1993); Griffith (1989); Hannemann / Sving (1998); Hassenpflug (1999); Häußermann / Siebel (1993); Hellmig (1997); Kearns / Philo (1993); Zukin (1998).

Städte werde über eine ikonographische Distinktion geführt, so Martina Löw weiter, die nicht bloßes graphisches Abbild des Stadtraumes sei, sondern die Komplexität von urbanen Räumen über *Collagen*, d.h. *Syntheseleistungsangebote*, vermittele (Löw, 2006, S. 5ff.). Eine fragmentarische Stadtwahrnehmung führe dazu, dass eine Erwartungshaltung in Bezug auf fremde Städte vorliege, die durch medial distribuierte Syntheseleistungsangebote vorstrukturiert sei: Im Stadtzentrum der europäischen Stadt erwarten wir eine besondere Dichte, vielleicht die besten Shoppingmöglichkeiten, kulturelle Angebote und auch Möglichkeiten der Entspannung und Erholung, indem die ‚Natur‘ in die Stadt geholt wird (Parks, Grünanlagen). Auf den Punkt gebracht werden visuelle Vorstellungsbilder – als Angebote für Syntheseleistungs- und eigene Stadterschließungsprozesse – in Form von *Postkarten*⁹⁷. Sie zeigen auf 9x13cm zentrale Motive als wichtige Anknüpfungspunkte oder ein Ensemble von ausgewählten Einzeldarstellungen, die miteinander verknüpft die visuellen Eindrücke wiedergeben, die man als Tourist und auch als *local* gesehen haben muss, um mitreden zu können. Die vergleichsweise alte Tradition von Postkarten, städtische Images wiederzugeben, wird in multimedialen Kontexten neu aufgegriffen: Zunächst ermöglichten Mobilfunktelefone mit eingebauter Kamera, Bilder zu verschicken, die im Postkartenformat ausgedruckt und mit einem SMS-Text versehen, den Empfänger erreichen, während heutige Smartphones eine direkte Anbindung an soziale Netzwerke wie Facebook oder Twitter (vgl. in Kap. 1.1.4.2, S. 33) haben und alltägliche Szenen wie auch das Erleben touristischer Highlights nahezu in Echtzeit online übertragen und kommentiert werden können. Raumtheoretisch interessant daran ist, dass professionell produzierte wie auch von Amateuren erstellte Stadtdarstellungen über die entmaterialisierte Form des digitalen Bildes (auch in Kombination mit Texten und interaktiven Angeboten) zunächst von lokalen Rezeptionskontexten, d.h. der Wahrnehmungs- und Raumkonstitutionssituation gelöst, global abrufbar sind⁹⁸.

Eine vielbeachtete Studie, die den Zusammenhang zwischen materieller Stadtstruktur und dem Image der Stadt als mentale Vorstellung untersucht, ist „Das Bild der Stadt“⁹⁹ (1965; orig: „The image of the city“, 1960) von Kevin Lynch. Lynch führte seine Studie in den 1960er Jahren in den Städten Boston, Jersey City und Los Angeles durch und nutzt einen Methodenmix aus Beobachtungen, Exkursionen, Inter-

97 Vgl. z.B. im Kontext der Tourismusforschung Chalfen (1979); Edwards (1992); Markwick (2001), methodologisch Albers / James (1988), zur Analyse der Hochkonjunktur der Postkarte in den 1920er Jahren als multifunktionales Kommunikationsmittel und Sammelobjekt Rogan (2005) sowie systematisierend zum Einsatz von Postkarten die Beiträge in Brown / Turley (2005) sowie Ferguson (2006).

98 Die sich damit ergebenden Raumüberlagerungen werden im Kontext der Entwicklung des Forschungsdesigns ausführlich diskutiert (vgl. Kap. 2.2.2., S. 120). Die umgekehrte Perspektive – serielle Architektur, die nur in ihrer entmaterialisierten Form als Bild global kommunizierbar ist und mit der Wahrnehmung in lokale Kontexte rückgebunden wird – diskutiert Martina Löw (2003).

99 Lynchs Studie stand als Pate für den Arbeitstitel meiner Studie und war ein inspirierender Ausgangspunkt, eine eigene Methode zu entwickeln, mit der raumbezogene Identifikationsprozesse qualitativ untersucht werden können, ohne auf Skizzen (sketch maps) zurückgreifen zu müssen.

views mit Stadtbewohnern und von ihnen angefertigte Skizzen der Stadt (sketch maps), die er auf Vollständigkeit der Darstellung und subjektive Bedeutungszuschreibungen einzelner Elemente hin untersuchte (Platzierung und Größenverhältnisse)¹⁰⁰. Er identifizierte dabei 5 Elemente, die das räumliche Vorstellungsbild der Stadt prägen: *Wege, Grenzlinien, Bereiche, Brennpunkte, Merk- oder Wahrzeichen*. Es sind *Strukturmerkmale*, die den von ihm vermuteten Zusammenhang zwischen der Vorstellung, die die Bewohner von ihrer Stadt entwickeln, und der Art und Qualität der Architektur aufzeigen sollen: Ziel soll es sein, sich die Stadt anhand ihrer leicht erschließbaren Struktur ‚aneignen‘ zu können. Mitte der 1960er Jahre, zu einem Zeitpunkt, als der Imagebegriff zum ersten Mal für die wirtschaftswissenschaftliche Absatzforschung verwendet wird, nutzt Lynch ihn bereits, um ein mehrdimensionales Konstrukt der gebauten und wahrgenommenen Umwelt damit zu bezeichnen, das internalisiert ist und repetitive wie spontane Handlungen beeinflusst, selbst aber *kein visuelles Abbild* der gebauten Umwelt darstellt. Das Ziel der Untersuchung Lynchs war, „den visuellen Wert der amerikanischen Stadt ab[z]uwägen, indem es das Vorstellungsbild prüft, das sich die Einwohner dieser Stadt von ihr machen. Es konzentriert sich in der Hauptsache auf eine besondere visuelle Qualität: auf die Klarheit oder ‚Ablesbarkeit‘ der Stadtszene“ (Lynch 1965, S. 12). Den Zugang zu der Frage, was eine Stadt für Bewohner und Besucher angenehm wirken lässt, wählt Lynch dabei über Orientierungsmöglichkeiten und sich daraus ergebende Vorstellungen einer räumlichen, d.h. distributionellen (An)Ordnung der raumkonstituierenden Elemente.

Städte verwenden Lynchs Elemente für die Kommunikation eines Images in Form von ikonografischen Darstellungen in Stadtlogos (für Darmstadt z.B. der Hochzeitsturm auf der Mathildenhöhe) oder setzen auf architektonische Superlative¹⁰¹, um die Stadt in einer Ökonomie der Aufmerksamkeit auszuzeichnen. Kevin Lynch wollte mit der Studie erreichen, dass die Bewohner von Städten überhaupt bei Umstrukturierungen, Bauvorhaben, kurz: bei der Stadtplanung berücksichtigt werden. Ihre Vorstellungen und Interaktionen mit der Umwelt, ihre Ideen und Routinen im städtischen Raum sollten eigentlich, so Lynch, von zentraler Bedeutung für Architektur und Stadtplanung sein, wurden aber systematisch ignoriert, weil technische und quantitativ ausgerichtete Konzepte von Stadt im Vordergrund standen, so sein Vorwurf:

“Shown a city plan, planners would look for technical flaws, estimate quantities, or analyze trends, as if they were contractors to bid on the job. We hoped to think about what a city should be, and we were looking for possibilities of designing directly at that scale. [...] Hope of influencing planners to pay more attention to those who live in a place—to the actual human experience of a city, and how it should affect city policy.” (Lynch 1984, S. 151)

100 Vgl. dazu auch die ausführliche Diskussion dieses empirischen Zugangs in Kap 2.1.3, S. 98.

101 Dass Architektur als Wahrzeichen allein nicht ausreicht, um das Image einer Stadt nachhaltig zu ändern, hat María Álvarez Sainz (2012) für die spanische Stadt Bilbao gezeigt, deren Wahrnehmung als graue Industriestadt sich auch zehn Jahre nach Bau des Guggenheim Museums noch nicht deutlich geändert hatte.

Ein mentales ‚Bild‘ der Stadt geht mit der Suche nach Verknüpfungsmöglichkeiten einher, die wahrgenommenen Fragmente der Stadt in einen Zusammenhang einzuordnen. Lynch beschreibt gedankenexperimentell hierzu einen Extremvergleich in der Wahrnehmung städtischer Umwelt, der einerseits völliges Chaos ohne Möglichkeit, Zusammenhänge zu entdecken, beinhaltet sowie eine völlig geordnete Umgebung, „die bis ins letzte präzise und endgültig eingeteilt ist“ (Lynch 1965, S. 16) – beides beschränkt die freie Auseinandersetzung mit der räumlichen Umwelt, indem keine Verknüpfungen des Wahrgenommenen mit eigenen räumlichen Ordnungsvorstellungen möglich sind: entweder können keine Zusammenhänge erkannt werden oder Bedeutungen der wahrgenommenen Elemente sind derart überdeterminiert, dass keine individuelle Bedeutungszuschreibung mehr möglich ist. Obwohl dieser Extremvergleich auch bei Lynch fiktiv ist, zeigt er die Bedeutung, die Raum für die Menschen hat – als Orientierungsleistung, wie Norbert Elias es nennt, das Ordnende des Nebeneinander (Elias, 1994).

Seit einigen Jahren wird in der Stadtsoziologie die spezifische Form, wie Städte Größe, Verdichtung und Heterogenität strukturieren und materielle wie immaterielle Konkretisierungen dieser Spezifik entwickeln unter dem Begriff der *Eigenlogik* diskutiert (Berking, 2008b, 2012; Berking / Löw, 2005, 2008b; Berking / Schwenk, 2011; Günzel, 2010; Löw, 2012). Helmuth Berking und Jochen Schwenk haben die Frage nach dem Image von Hafenstädten in diesen Diskurs eingebracht, (2011, S. 18) und beziehen sich dabei auf die Gestalttheorie, um dem „komplexen Wirkgefüge zwischen Stadt, Stadtwahrnehmung, den ihnen korrespondierenden sozialen Praktiken und kulturellen Dispositionen auf die Spur zu kommen“ (Berking / Schwenk, 2011, S. 19). Den Imagebegriff definieren Berking und Schwenk über eine Trias als Selbstbeschreibungen, die sozial anerkannte Eigenschaften der Stadt wiedergeben¹⁰², als signifikantes Zeichen und als Repräsentationsverhältnis (Berking / Schwenk, 2011) und gewinnen damit die Möglichkeit, Bedeutungsverschiebungen zu untersuchen, bei denen ein Teil der Stadt zeichnerhaft für die ganze Stadt steht. Im Folgenden soll eine Verschiebung entlang der zeitlichen Dimension vorgenommen werden, um den Zusammenhang von Ort, Raum und Zeit exemplarisch aufzuzeigen, der in der Diskussion der Ortskonzepte von Doreen Massey und Helmuth Berking formuliert wurde. Wenn Orte raumzeitliche Ereignisse sind, müssten sich Identifikationsstrategien, die in dieser Arbeit untersucht werden, ebenfalls als ZeitRäume beschreiben lassen – und Stadtimages ebenfalls. Aus diesem Grund wird nun die Selbstdar-

102 Dazu greifen sie auf Goffmans Theorie der Interaktionsrituale zurück, bei der der Imagebegriff genutzt wird, um ein Gleichgewicht in der Kommunikation zu erreichen, indem interaktiv ausgehandelte Selbstbilder jeweils übernommen werden und durch die gegenseitige Rücksichtnahme die Anschlussfähigkeit der Kommunikation und die Stabilität dieser Selbstbilder gewährleistet wird:

„Der Terminus Image kann als der positive soziale Wert definiert werden, den man für sich durch die Verhaltensstrategie erwirbt, von der die anderen annehmen, man verfolge sie in einer bestimmten Interaktion. Image ist ein in Termini sozial anerkannter Eigenschaften umschriebenes Selbstbild – ein Bild, das die anderen übernehmen können.“ (Goffmann, 1996, S. 10)

stellung der Stadt Darmstadt, die als Ort des empirischen Zugriffs gewählt wurde, zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten analysiert:

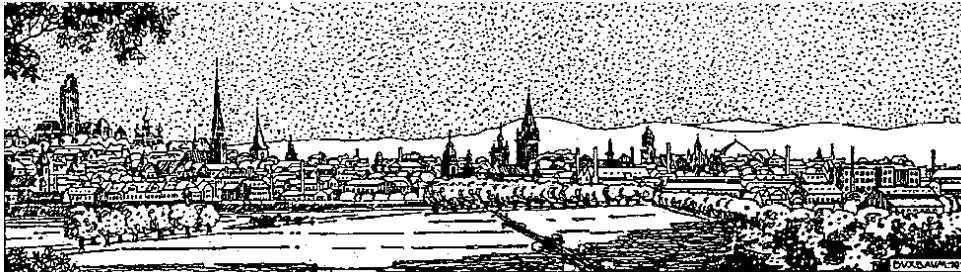


Abbildung 1.6: Darmstadt 1914. Quelle: Reclams Universum (1914, S. 1)

Die Holzschnitt-Darstellung aus dem Jahr 1914 zeigt eine Stadt, die im Vordergrund von Feldern und Bäumen flankiert wird und von Hügeln im Hintergrund eingerahmt wird. Die Fluchtpunktdarstellung der Zentralperspektive lenkt den Blick auf mehrere Kirchen in der Bildmitte. Ihre Kirchtürme überragen die ebenfalls abgebildeten Schornsteine – ein Hinweis auf industrielle Produktionsstätten – um das Doppelte. Die Darstellung findet sich auf der ersten Seite des Sonderhefts der Zeitschrift „Universum“ des Reclam-Verlags aus dem Jahr 1914. Die Sonderausgabe ist dem „Darmstädter Kunstjahr“ gewidmet, daher trägt die Titelseite die Überschrift „Darmstadt - eine Stätte der Kultur“. In Stichworten wird Darmstadt unterhalb des Holzschnitts wie folgt charakterisiert:

DARMSTADT

Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Hessen, rund 90000 Einwohner, herrliche Lage an der Bergstraße, umgeben von Laub- und Nadelwäldungen, angenehmer Wohnsitz, Technische Hochschule und sonstige höhere Schulen jeder Art, Hoftheater, große Garnison, Hauptstation für die militärische Luftschiffahrt, beste gesundheitliche Einrichtungen (Schwemmkanalisation, vorzügliche Wasserleitung, Hallenschwimmbad), Künstlerkolonie, beste Verkehrseinrichtungen. Industrie-Gelände fertig mit Gleisanschluß etwa 110 ha.

Auskunft erteilt der Oberbürgermeister.

Abbildung 1.7 Charakterisierung der Stadt. Quelle: Reclams Universum (1914, S. 1)

Dazu werden weitere Sehenswürdigkeiten der Stadt abgebildet: die russische Kapelle auf der Mathildenhöhe und der Hochzeitsturm.¹⁰³ Darmstadt wird als Stadt textlich und illustrativ zu einem Zeitpunkt kurz vor dem 1. Weltkrieg vorgestellt und bestimmte Charakteristika hervorgehoben: Kunst und Kultur mit Verweisen auf die Verdienste der Aristokratie und wohlthätiger Bürger, malerische Lage an der Bergstraße, gesundheitliche Vorzüge, günstige Verkehrsinfrastruktur, wirtschaftlich-industrielle Bedeutung, Sicherheit und Ordnung. Mit dieser Beschreibung wird der Stadt ein *Profil* gegeben, das über die stichwortartige Aufzählung der Eigenschaften sowie visuell durch den Holzschnitt und zwei ergänzende Fotos vermittelt wird. Erreicht werden soll damit eine Vorstellung der Stadt, die die visuelle Darstellung mit den positiven textlichen Attributen verbindet und auf die als Ensemble zurückgegriffen werden kann. Das zu vermittelnde Image ist raumsoziologisch betrachtet ein Syntheseleistungsangebot, dessen konstituierende Elemente aus den Gebäuden und der Naturnähe der Stadt sowie den sprachlich vermittelten Eigenschaften bestehen und das in dieser Anordnung übernommen werden kann.

1997 wird Darmstadt der Titel „Wissenschaftsstadt“ vom Hessischen Innenministerium verliehen. Grund dafür sind die Technische Universität (1877 gegründet) sowie zwei Fachhochschulen und die zahlreichen Forschungseinrichtungen, darunter wichtige Einrichtungen wie das GSI Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung, das European Space Operations Center (ESOC) und das europäische Zentrum zur Kontrolle von Wettersatelliten (EUMETSAT).

In der Gegenwart bezieht sich die Stadt weiterhin auf diesen Titel und wirbt mit ihm auf der eigenen Webseite, auf Broschüren, Flyern und in sozialen Netzwerken wie facebook.

103 Ähnliche Kurzdarstellungen gibt es auf den folgenden Seiten des Reclam-Sonderheftes zu Mainz und Offenbach, die ebenfalls bedeutende Städte des Großherzogtums Hessen waren. Das weitere Sonderheft widmet sich aber der damaligen Landeshauptstadt Darmstadt.



Abbildung 1.8: Titelseite des Flyers der Wissenschaftsstadt Darmstadt.
Quelle: Wissenschaftsstadt Darmstadt / Technische Universität Darmstadt (2007).

Die Eignung der Stadt für Pensionäre und die Möglichkeiten, Ruhe und Ordnung notfalls durch eine nahegelegene Militärbasis aufrechterhalten zu können, sind hingegen nicht mehr Bestandteil der Werbebotschaft. Der zeitliche Abstand von knapp über 80 Jahren der beiden Stadtdarstellungen zeigt, wie weit die intentional entwickelten Syntheseleistungsangebote das Verhältnis von Selbst- und Welthaltung sowie generell eine kulturelle, politische und soziale Weltanschauung widerspiegeln.

Mit Begriffen wie ‚Bild der Stadt‘, ‚Image‘ oder ‚Profil‘ wird versucht, die tatsächliche Komplexität einer Stadt dadurch zu reduzieren, dass sie ähnlich einem Dokument in einer Bibliothek, verschlagwortet und medial aufbereitet werden. Indem Begriffe, Vorstellungen und bildliche Darstellungen von Städten verknüpft werden, sollen Handlungsorientierungen entstehen, die Einwohnern Identifikationsmöglichkeiten anbieten, Unternehmer dazu bewegen, die Stadt als Standort zu wählen bzw. weiter dort zu investieren und sie Touristen wie auch hochqualifizierten Arbeitnehmern als lohnenswertes Reiseziel oder Wohnsitz erscheinen zu lassen.

Über Verknüpfungsleistungen werden demnach zu einem bestimmten Zeitpunkt vorherrschende gesellschaftliche Leitvorstellungen mit konkreten Orten, Menschen und Materialität verbunden¹⁰⁴. An der gleichen geographischen Position hat sich die Selbstbeschreibung der Stadt in den knapp über 80 Jahren, die zwischen den beiden Images liegen, deutlich verschoben: Die Pensionärs- und prosperierende Industriestadt, die mit einem hochkulturelles Flair und Naturbezug am Puls der Zeit liegt, während gleichzeitig die militärische Präsenz in der Nachbarschaft für Ruhe und Ordnung sorgen kann ist ein *gänzlich anderer Ort* als eine auf naturwissenschaftlich-technische Wissensproduktion orientierte Stadt, die Forschungszentren ansiedelt.

Wenn man diese Darstellung theoretischer Positionen zu Ort, Raum und Zeit konkret für stadtsoziologische Fragestellungen nutzen will, folgt daraus, dass *Darmstadt als Studienstadt ein anderer Ort ist als Darmstadt als Arbeitsort oder Seniorenresidenz* – unabhängig davon, ob dies aus der Perspektive einer Person zu unterschiedlichen Zeitpunkten (diachron) oder von unterschiedlichen Personen zum selben Zeitpunkt (synchron) betrachtet wird.

Die forschungsleitende Frage dieser Arbeit nach raumbezogenen Identifikationsstrategien in der ‚Aneignung‘ von Orten lässt sich über die Befragung Studierender besonders gut empirisch umsetzen: Der Beginn eines Studiums markiert in der Regel den Beginn einer transitorischen Phase, die gekennzeichnet ist durch zunehmende Ablösung vom Elternhaus und die Eingewöhnung in die ‚eigenen vier Wände‘ – ein Zimmer im Studentenwohnheim, einer WG oder eine eigene kleine Wohnung, meist in räumlicher Entfernung zum Elternhaus. Studierende verfügen zu diesem Zeitpunkt im Lebenslauf eher über beschränkte Ressourcen mit denen sie haushalten müssen um raumbezogene Strategien am Studienort zu entwickeln, wenn die ‚Aneignung‘ des Ortes gelingen soll.

Das Konzept von time-spaces bietet einer relationalen Definition des Komplexes von Ort, Raumkonstitution und Zeit eine gute theoretische Basis, um *konkret* zu untersuchen, welche raumbezogenen Identifikationsstrategien Studierende entwickeln, um einen spezifischen Ort ‚sich anzueignen‘. Dazu wird nach institutionalisierten Räumen gesucht, die – zumindest für die Dauer des Studiums – an spezifischen Orten konstituiert wurden, um atmosphärische, soziale, materielle und imaginierte Anknüpfungspunkte mit

¹⁰⁴ Die Verknüpfungsleistung ist in der Stadtsoziologie ein wesentlicher Teil der Konstitution von Räumen: Über Wahrnehmung, Erinnerung und Vorstellung werden Elemente zu Räumen verknüpft (vgl. dazu ausführlich Kap. 1.1, S. 12ff.) und die eigene Person dabei in der Regel in Relation zu anderen Lebewesen und ihren Platzierungen sowie sozialen Gütern positioniert. Es sind natürlich auch nicht ‚die Städte‘, die Imagekampagnen konzipieren und medial verbreiten, sondern zunehmend professionell organisierte und ausgebildete Fachleute. Dieter Schott (1999) hat gezeigt, dass seit Anfang des 20. Jahrhunderts hier eine Professionalisierung einsetzt und die Bemühungen der süddeutschen Stadtverwaltungen vor Beginn des ersten Weltkrieges herausgearbeitet, ansprechende Profile ihrer Städte zu konstruieren.

der eigenen Person zu ermöglichen. Im folgenden Kapitel wird das Forschungsdesign erörtert und empirische Zugänge diskutiert, mit denen raumbezogene Identifikationsstrategien untersucht werden können. Die Ergebnisse werden in Form von Falldarstellungen interpretiert (Kap. 3, S. 177ff.) und die rekonstruierten Identifikationsstrategien vorgestellt. Die aus diesen empirischen Ergebnissen möglichen theoretischen Rückschlüsse auf die Fragen, *wie* raumbezogene Identifikationsstrategien mit dem raumsoziologischen Vokabular beschrieben werden können und damit Räume und Orte angeeignet werden können, wird in Kapitel 4 dieser Arbeit erörtert.

2. Stadtforschung: textuell, visuell, digital.

Die vorliegende Untersuchung ist in der Forschungslogik des *Interpretativen Paradigmas*¹⁰⁵ verortet. Die forschungsleitenden Fragen haben die Analyse raumbezogener Identifikationsprozesse und empirisch-methodische Möglichkeiten, die raumkonstituierenden Prozesse Spacing und Syntheseleistung dazu abzubilden, zum Inhalt. Images, d.h. Vorstellungsbilder der Stadt – z.B. Darmstadt als Wissenschaftsstadt – werden aus der Perspektive der handelnden Subjekte miteinbezogen, jedoch nicht im Sinne einer statistischen Analyse zum Imagebegriff als status quo rekonstruiert.

Ziel der Untersuchung ist es, die subjektiven Identifikationsprozesse mit dem räumlichen Umfeld zu rekonstruieren und ihren Zusammenhang mit den räumlichen Handlungspraktiken, d.h. mit Spacing und Syntheseleistung, herauszuarbeiten, das dafür notwendige Forschungsdesign begründet herzuleiten und qualitativ-visuelle Methoden der Stadtforschung zu entwickeln, die eine robuste methodologische Basis für die Auswertung bereitstellen. Auf theoretischer Ebene geht es um eine Präzisierung von Aneignungsprozessen im Hinblick auf Orte, Räume und Zeit. Aus diesem Grund beginnt das Kapitel mit einer Systematisierung der Formen der Stadtrepräsentation als Grundlage empirischer Zugänge. Die Rekonstruktion von raumbezogenen Identifikationsprozessen als Interpretationsleitung setzt eine Kenntnis der relationalen (An)Ordnungen sowie eine datentechnisch manifestierte Form der Erhebung von Spacings und Syntheseleistungen voraus. Dazu werden sprachliche und narrative Methoden wie auch visuelle Forschungsmethoden und Kartierungen vorgestellt und ihr Potential, die forschungsleitende Frage dieser Arbeit beantworten zu können, kritisch beleuchtet. Diese Diskussion führt zu einer methodischen Neuentwicklung, des Einsatzes von digitalen Stadtmodellen auf Basis von zu verknüpfenden Fotos in der empirischen soziologischen (Stadt)Forschung. Dieser Schritt ermöglicht es, sowohl die relationale (An)Ordnung von sozialen Gütern und Lebewesen an Orten als auch die erfolgten Raumkonstitutionen erheben und analysieren zu können und dabei der Dynamik und Vielfalt urbaner Wirklichkeit und der sich über den theoretischen Zugriff ergebenden Möglichkeit von Raumüberlagerungen gerecht zu werden.

Mit der Vorstellung des Forschungsdesigns werden diese Überlegungen konkret in die empirische Praxis eingebunden, der Feldzugang und das Sample vorgestellt und für die vorliegenden Materialsorten Interview/Text, Fotos und digitales Stadtmodell eine integrierte Auswertungsstrategie auf Basis der Grounded Theory vorgestellt. Das Kapitel schließt mit der Darstellung der Dimensionierung der herausgearbeiteten Schlüsselkategorien.

¹⁰⁵ Der Begriff geht auf Thomas Wilson zurück, der ihn als Abgrenzung zu einer „deduktiv-nomologischen Methodologie“ (Bohnsack / Marotzki / Meuser, 2003) (dem normativen Paradigma) prägte. Das Grundverständnis ist, dass Handlungen zwischen Menschen nicht von erworbenen oder erlernten Dispositionen determiniert werden, sondern die Interaktionen jeweils gedeutet (interpretiert) werden.

2.1 Empirische Stadtforschung

Dietrich Hartmann (1989, S. 89ff.) hat eine Systematik möglicher Formen der Stadtrepräsentation entwickelt, die auf der ersten Ebene zwischen sprachlichen und nichtsprachlichen Formen der Darstellung von Städten unterscheidet:

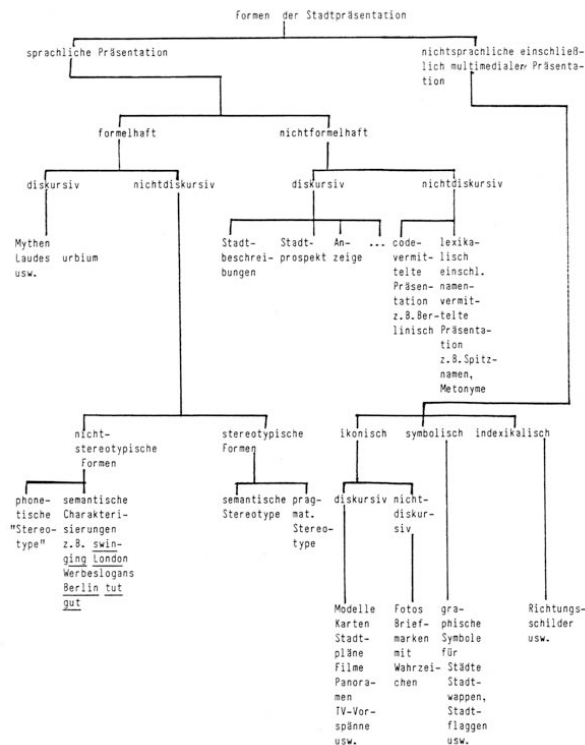


Abbildung 2.1: Systematik von Stadtrepräsentationen. Quelle: Hartmann (1989, S. 72)

Ihnen nachgeordnete Kriterien sind die Art der *Darstellung von zugeschriebenen Eigenschaften* – formelhafte Äußerungen folgen einer gleich bleibenden logischen und linguistischen Struktur und stellen oft Identitätskategorien nach Roger Downs und David Stea (1982, S. 150ff.)¹⁰⁶ dar – und der Umfang der Darstellung. Während diskursive Darstellungen durch umfängliche Beschreibungen und darstellende Texte charakterisiert sind, werden sprachlich knappe Formulierungen¹⁰⁷ zur Gegenkategorie der nicht-diskursiven Darstellungsformen gerechnet. Nichtsprachliche Darstellungen differenziert Dietrich Hartmann (1989) entlang semiotischer Zeichenklassifikationen in *ikonische Formen* mit hoher Äquivalenz in der visuellen Abbildung, *symbolische* – für Darmstadt entspricht dieser Form das stilisierte Logo mit dem Hochzeitsturm – und *indexikalische Formen*.

2.1.1 Sprachliche und narrative Methoden

Textliche, nichtformelhafte diskursive Formen der Stadtdarstellung finden sich in der Literatur als Stadtbeschreibungen (vgl. z.B. Frank, 2007), in Außendarstellungen von Städten selbst als Teil einer Strategie des Standortmarketings, als Stadtbeschreibungen der Tourismusindustrie, sie können auch über Interviewformen generiert werden, um die Perspektive der Einwohner erheben zu können. Dietrich Hartmann (1989) interessieren an der sprachlichen Diskursform die *Beschreibungstechniken* für Raumkonfigurationen des Makrorraums Stadt, die als *sprachliche Repräsentation räumlichen Wissens* operationalisiert werden. Auf empirischer Basis, hergeleitet aus offenen Interviews mit Einwohnern, beschreibt er drei verschiedene Formen, lokalspezifisches Wissen über Städte durch sprachlichen Repräsentationsformen zu thematisieren: als Liste, Karte oder imaginäre Wanderung (Hartmann, 1989, S. 80).

Darstellungen in Listenform benennen Sehenswürdigkeiten und weitere flächenartige Elemente wie Quartiere, Parks etc. ohne erkennbare Darstellungslogik. Eine linguistische Analyse zeigt, warum diese Darstellung weder eine räumliche Perspektive bietet, noch der Beschreibende eine imaginäre Platzierung vornimmt (Hartmann, 1989, S. 80; 82ff mit Hinweisen auf weitere Literatur)¹⁰⁸. Karten und imaginäre Wanderungen bieten eine sprachlich-codierte räumliche Perspektive, deren Bezugspunkt im ersten Fall

106 Downs/Stea bezeichnen damit das Besondere im Unterschied zur Äquivalenzkategorie als das Allgemeine eines Ortes:

„An das Besondere erinnert man sich durch eine Identitätskategorie, in der sich die Charakteristischen Merkmale direkter und indirekter Erfahrungen mit einem Ort miteinander verbinden“ (Downs / Stea, 1982, S. 150)

107 Hartmann nennt als „fließende Grenze“ grammatikalische Konstruktionen, die auch lediglich aus Satzfragmenten bestehen können (1989, S. 74).

108 „[...] es fehlen lokale Adjektive, Adverbien und Präpositionen mit primär- bzw. sekundärdeiktischen Funktionen, die zur Abbildung von räumlichen Beziehungen des städtischen Bezugsraums (Ehrlich 1985) in der sprachlichen Repräsentation dienen können. Listen fehlt somit die Wiedergabe räumlicher Perspektivik und damit auch das imaginäre Subjekt mit seinem festen oder wechselnden Standort[...]“ (Hartmann, 1989)

konstant, im zweiten variabel ist. In der Kartendarstellung werden Orientierungshilfen wie Himmelsrichtungen oder wichtige Verkehrsadern als radiales (Entfernung und Richtung vom Bezugspunkt im Sinne konzentrischer Kreise) oder euklidisches Achsensystem verwendet. Bei der Darstellungsform der imaginären Wanderung verschiebt sich der Referenzpunkt mit der Darstellung – Beschreibende und Zuhörende werden in einem virtuellen sprachlichen Stadtraum platziert und ‚durchwandern‘ diesen. Die Wahl der Referenzpunkte, die diese Wegstrecke markieren, erfolgt durch den Darstellenden (Hartmann, 1989, S. 87).

Die auf linguistischen Überlegungen basierende Differenzierung zwischen den Darstellungsarten von Stadtbeschreibungen liefert erste Hinweise darauf, wie Identifikationsprozesse mit räumlichem Wissen diskursiv verknüpft werden können. Aussagen zu Orten als soziale Kategorien, d.h. als Kennzeichen und Selbstbeschreibung einer Gruppe, erfolgen auf sprachlicher Ebene durch den Gebrauch von Possessivpronomina, mit denen die ‚Aneignung‘ des Ortes und damit die eigene Zugehörigkeit ausgedrückt wird, z.B. durch die Formulierung „Mein Darmstadt“ in Interviewtranskripten (vgl. in der Falldarstellung Kap. 3, S. 230 und 250).

Aus methodologischer Sicht ist eine Integration sprachlicher Stadtdarstellungen daher sinnvoll, da neben der sprachlichen Umsetzung des räumlich-topologischen Wissens vor allem die *Bedeutungszuschreibungen* der einzelnen, die jeweilige Darstellung kennzeichnenden raum- und stadtkonstituierenden Elemente evoziert werden kann.

Identifikationsprozesse mit dem räumlichen Umfeld als biographisch bedeutsame Ressourcen lassen sich in offenen, nicht-standardisierten Interviews erheben. Fritz Schütze hat eine Methode entwickelt, mit der aus autobiographischen Stegreiferzählungen Prozessstrukturen des individuellen Lebenslaufs herausgearbeitet werden können. Diese werden auf elementare Formen hin untersucht, wobei Schütze davon ausgeht, dass es „systematische Kombinationen derartiger elementarer Prozeßstrukturen gibt, die als Typen von Lebensschicksalen gesellschaftliche Relevanz besitzen“ (Schütze, 1983, S. 284). Die biographische Relevanz von Identifikationsprozessen mit dem räumlichen Umfeld zu rekonstruieren, interessiert vor der forschungsleitenden Fragestellung dieser Arbeit nur im Hinblick auf eine konkrete Stadt, die als Studienort biographische Relevanz besitzt. Aus diesem Grund wird der methodische Fokus auf der Ebene der sprachlich-narrativen Stadtdarstellungen mit Hilfe offener, nicht standardisierter Interviews Studierender erhoben, auf autobiographische Stegreiferzählungen jedoch zugunsten einer thematischen Fokussierung¹⁰⁹ auf die Studienstadt verzichtet.

109 Biographische Elemente und Rückgriffe werden damit nicht ausgeblendet, sondern spielen für die Wahl des Studienortes, die konkrete Lebenssituation und Bilanzierungsfragen selbstverständlich eine Rolle. Der Stimulus des offenen Interviews wird lediglich so gewählt, dass die Rekonstruktion der Lebensgeschichte nicht im Vordergrund steht (vgl. auch S. 122 zum verwendeten Stimulus, zur Ausblendung biographischer Verweise in Studien zu Stadtwahrnehmung, beispielsweise in den Arbeiten von Kevin Lynch vgl. S. 102 dieser Arbeit)

2.1.2 Visuelle Methoden

Die Fragestellung der Arbeit nach raumbezogenen Identifikationsleistungen in der ‚Aneignung‘ von Orten erfordert ein Forschungsdesign, mit dem die raumkonstituierenden Prozesse Spacing und Syntheseleistung empirisch erfasst oder rekonstruiert werden können:

„Die Herstellung von Räumen im Handeln kann in offenen, unstandardisiert erhebenden und qualitativ auswertenden Verfahren erforscht werden.“ (Löw, 2001, S. 219)

Spacing und Syntheseleistung, so der zugrunde gelegte relationale Raumbegriff von Martina Löw (2001) stehen im alltäglichen Handeln in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander im Sinne einer *Dualität von Handeln und Struktur*, indem sich alltägliches, *repetitives Handeln an Strukturen* (juristische, politische, ökonomische, räumliche und zeitliche¹¹⁰) orientiert und diese somit reproduziert. Für die wissenschaftliche Analyse dieser Prozesse ist es daher notwendig, „daß sowohl über die einzelnen Elemente als auch über die Herstellung von Beziehungen zwischen diesen Elementen Aussagen getroffen werden müssen“ (Löw, 2001, S. 155).

Da die forschungsleitende Frage die nach dem Zusammenhang zwischen Identifikations- und Raumkonstitutionsprozessen ist, spielen neben der Erhebung von Syntheseleistungen und den Möglichkeiten, eigene Platzierungen in Relation zu anderen Platzierungen vornehmen zu können, auch der Kontext der Handlungssituation, z.B. die materielle, symbolische und personelle Konfiguration am Ort der Raumkonstitution, für die konkrete Ausgestaltung des Forschungsdesigns eine Rolle:

„The importance of situating theory, and locating theory within a context is frequently stressed. In contrast, the physical layout, or spatial arrangement, and the material objects within that environment, and the integration of these two corporeal constructs, that sense of ‘place’ that forms the context in which research is conducted, is largely unacknowledged as a source of qualitative research data [...]“ (O’Toole / Were, 2008, S. 616 mit Hinweisen auf wenige Ausnahmen).

Die Kenntnis der materiellen und symbolischen Konfiguration am Ort – an dem kulturell codierte materielle und symbolische Artefakte, soziale Beziehungen, Machtstrukturen und Räume im Handeln reproduziert werden – ist wesentlich und sollte daher erhoben, d.h. methodisch kontrolliert abgebildet werden. Visuelle, qualitative Methoden können die (An)Ordnungen von sozialen Gütern und Lebewesen am Ort der Raumkonstitution dokumentieren und ermöglichen damit Aussagen über die Elemente, die im Prozess der Raumkonstitution modifiziert, ergänzt (Spacing) und miteinander verknüpft wurden (Syntheseleistung). Eine visuelle Abbildung der räumlichen Konfiguration ermöglicht – neben den Möglichkeiten, die Abbildungen als Stimuli für offene, unstandardisierte Interviewformen zu verwenden und so die subjektiven Raum-

110 vgl. Löw (2001, S. 168).

konstitutionen narrativ zu evozieren¹¹¹ – auch Aussagen darüber, welche Elemente *nicht* in die Konstitution von Raum eingehen. Besonders geeignet hierfür sind Darstellungen, die die Vielzahl potentieller Perspektiven und Blickrichtungen für eine ex-post-Analyse berücksichtigen, wie sie Panoramafotografie ermöglicht (vgl. zum Einsatz von Panoramafotografie in der sozialwissenschaftlichen Forschung Katja Stoetzer (2004)).

Die Multiperspektivität visueller qualitativer Methoden ist für retrospektive, analytische Zugänge zu den subjektiven Relevanzstrukturen und Lebenswelten hilfreich. Im Alltag greifen Personen auf die symbolischen Bedeutungen von Orten¹¹² zurück, können ihr Wissen um diese Raumkonstitution jedoch sprachlich nicht artikulieren, da es als ‚tacit knowledge‘ auch in reflexiven Kontexten für textanalytische Auswertungsverfahren nicht hinreichend ausführlich vermittelt werden kann:

“[...] material culture [...] is ‘embedded in a set of practices [...] whose meanings can only be deciphered through practice and evocation – through networking, interconnection, and mutual implication of materials and non-materials’ (Hodder, 2000: 708). This category of material culture represents social and symbolic meaning that is tacit in nature and is embedded in the culture and practices of the group.” (O’Toole / Were, 2008, S. 621)

Paddy O’Toole und Prisca Were schränken mit dem Hinweis auf raumbezogenes, implizites Wissen den empirischen Zugang über Interviewformen deutlich ein, indem sie zu bedenken geben, dass dieses u.U. schwer kommunizierbar sei und dann zu wenig aussagekräftigen Daten führen könne (2008, S. 621). Als Ausweg schlagen sie daher vor, dass neben dem sprachlichen Zugang zu raumbezogenem Handeln weitere Quellen verwendet werden sollten:

“The tacit nature of space and material culture data means that other data sources can and should be interrogated. A consistency found in the analysis of differing data sources will mean that the researcher can have confidence in conclusions drawn from the analysis. Inconsistencies, however, can lead to new questions requiring resolution that ultimately lead to richer understanding. Space and material culture is a pervading facet of human life. It is both a manifestation and influence on our cultures, social structures, sense of agency, identity and power structures.” (O’Toole / Were, 2008, S. 631).

Identifikationsprozesse im urbanen Raum rekonstruktiv erschließen zu können, setzt demnach ein Wissen über die Handlungssituationen hinsichtlich materieller Konfiguration, strukturellen Rahmenbedingungen, sowie der An- und Abwesenheit von Lebewesen voraus, in denen Syntheseleistungen und Spacings erfolgen.

Damit erstreckt sich das Spektrum möglicher empirischer Zugänge zunächst auf *Foto(interviews)*, *Videodokumentationen*, die Erstellung *mentaler Karten* und eine *Analyse der Blickbeziehungen* als visuelle, qualitative Forschungsmethoden im urbanen Raum. Im Folgenden werden diese Methoden hinsichtlich ihrer methodologischen Implikationen auf ihre Eignung für ein Forschungsdesign überprüft, mit dem Identifikations- und Raumkonstitutionsprozesse als Aneignung von Orten analysiert werden.

111 Vgl. zur Simultaneität von Erhebungs- und Verwertungskontext bei Fotointerviews Stoetzer (2004).

112 Vgl. auch O’Toole / Were (2008, S. 619).

2.1.3 Kartierungen: mental maps und sketch maps

Die Wahrnehmung der Stadt ist für Identifikationsprozesse wesentlich, was bereits in frühen Studien zur Stadtwahrnehmung gezeigt wurde (vgl. Kevin Lynch (1965) und Mark May (1992, 2000)). Lynch (1965) ist davon ausgegangen, dass das Stadtbild¹¹³ sich auf wenige grundlegende Elemente reduzieren lässt. Ihr Zusammenspiel, d.h. ihre Konfiguration und relationale Anordnung, beeinflusst die Orientierung in der betreffenden Stadt maßgeblich. Ein dafür nötiges Überblickswissen in Form einer mentalen Repräsentation der Stadt wird umso schneller generiert, je günstiger die Anordnung der grundlegenden Elemente ist. Die strukturelle (An)Ordnung der raumkonstituierenden Elemente – bei Lynch sind dies Wege, Grenzlinien, Bereiche, Brennpunkte sowie Merk- oder Wahrzeichen – habe demnach über die Orientierungsmöglichkeit einen direkten Einfluss darauf, wie wohl man sich in der Stadt fühle.

Aufgabe der Stadtplaner sei es nun, das Wissen um die Zusammenhänge zwischen der Gestalt einer Stadt, d.h. ihrer materiellen Struktur, und dessen Wahrnehmung durch ihre Bewohner und Besucher in der eigenen Arbeit zu berücksichtigen. Wenn bekannt sei, wie sich durch eine optimale Platzierung der fünf raumkonstituierenden Elemente eine leichte Orientierung im Stadtraum und damit ein ‚Wohlfühlen‘ und eine Identifikation¹¹⁴ mit der Stadt erreicht werden kann, können künftige Planungsprozesse und anschließende Bauvorhaben an diesem Wissen mit ausgerichtet werden, so Lynch (1965, S. 12f.; 110f.).

Die Forschung zu und mit mentalen Karten – wesentlich durch Lynchs Studie geprägt – geht davon aus, dass die Wahrnehmung und Interaktion mit der Umwelt, d.h. die Raumproduktion durch Spacings und Syntheseleistungen, zu *mental*en *Repräsentationen* führt. In den Anfängen dieser Forschungsrichtung wurde vereinfachend mit dem Analogiebegriff der Karte als Darstellungsform räumlichen Wissens operiert. Die Bezeichnung des Forschungsprogramms (MLK - mentale Landkarten) ist entsprechend beibehalten worden (May, 1992). Das räumliche Wissen ist in direkter Form (als primäres räumliches Modell) jedoch nicht zugänglich, sondern kann nur in Form von Veräußerungen evoziert werden:

“The essential methodological problem faced by investigators of cognitive representations of the real-world environment is now to externalize the individual’s mental map of the environment.” (Evans, 1987, S. 163)

Die sekundäre Modellierung bezeichnen den Vorgang der Übertragung raumkonstituierender Prozesse aus dem praktischen in das diskursive Bewusstsein, d.h. die Veräußerung raumbezogener Sachverhalte

113 Der Bildbegriff wird von Kevin Lynch sehr offen verwendet und bezieht sich entweder auf die subjektive, visuelle Wahrnehmung von Stadt an einem Ort (z.B. während der Erhebungen), auf eine mentale Repräsentation von räumlichen Strukturen der Stadt in Sinne einer mental map oder auf stereotypische Vorstellungen (Seifert, 2011, S. 33f; zum Unterschied von image und picture bei Lynch vgl. S. 42ff.)

114 Mit der Identifikation wird an dieser Stelle die des Einwohners bezeichnet, d.h. die Identifikationsprozesse werden nicht weiter hinsichtlich ihrer räumlichen Komponenten hinterfragt.

durch verbale Beschreibungen, Zeichnungen oder modellhafte Rekonstruktionen (vgl. May (1992); zu diskursivem und praktischem Bewusstsein Giddens (1988, S. 91ff.); Löw (2001, S. 161ff.)). Durch diesen Vorgang werden die primären raumkonstituierenden Prozesse rekonstruiert. Dies kann anhand eines materiellen, physikalischen Modells (z.B. mit Hilfe von Modellbau im Rahmen des Architekturstudiums) erfolgen, mit Computerunterstützung virtuell umgesetzt werden oder in sprachlichen Veräußerungen rein imaginär. Physikalische und virtuelle Modelle lassen sich abhängig von der Qualität des Abbildungsverhältnisses im Vergleich zum Untersuchungsobjekt systematisieren. Für empirische Untersuchungen zu Städten können dabei nur maßstabgetreue Modelle zum Einsatz kommen¹¹⁵, etwa indem Stadtelemente auf einer Grundfläche platziert werden und über diese Platzierung von Stadtelementen wie Gebäuden, Straßen, Grün- und Wasserflächen sowie Sehenswürdigkeiten in Relation zueinander das räumliche Wissen der teilnehmenden Personen rekonstruiert wird. Die niedrigste Abbildungsqualität hat eine zeichnerische, zweidimensionale Darstellung, wie sie von Kevin Lynch (1965) verwendet wurde, um räumliches Wissen über Städte erheben zu können. In Verbindung mit Gesprächsanalysen werden vergleichbare zeichnerische Verfahren auch in der biographischen und Kindheitsforschung vorgeschlagen (Lutz / Behnken / Zinnecker, 1997).

Der Vorteil der zeichnerischen Verfahren liegt darin, dass sie nicht nur auf eine rein sprachliche Vermittlung angewiesen sind, um Wissen über die räumlichen Beziehungen von Elementen zueinander und verschiedene Darstellungsmodi (schematisch oder perspektivisch, Innenräume oder städtische Räume) zu erheben. Kevin Lynch selbst nennt als Grund für die häufige Anwendung seines Forschungsdesigns, „[...] because the method is cheap and rather fun to do“ (Lynch, 1984, S. 153) – und lässt sich überdies noch ohne großen Aufwand umsetzen, könnte man noch hinzufügen.

Mit dieser Untersuchung avancierte Kevin Lynch zum Pionier einer Forschungsrichtung, die erstmals die Wahrnehmung und Verarbeitung der Umwelt als mentalen Kartierungsprozess beschrieb und disziplinübergreifend – z.B. in Stadtplanung, Soziologie, Architektur, Psychologie, Anthropologie – Beachtung fand.

Mit dieser Studie wurde eine Forschungsrichtung vorgegeben, der es zunächst jedoch an entsprechenden methodologischen Grundlagen mangelte, um die Erhebung und Auswertung als Forschungsmethode auf theoretischer Ebene zu reflektieren:

“The research was done by a small group with no training in the methods they used, and no literature to guide them.” (Lynch, 1984, S. 151)

115 Die höchste Abbildungsgüte hat ein Modell, das denselben Raum mit denselben Elementen reproduzieren kann – was für empirische Arbeiten zu Innenräumen noch bedingt umsetzbar ist, für die Stadtforschung dagegen nicht in Frage kommt – dazu müssten mindestens Teile des komplexen urbanen Raumes auch in ihrer Materialität im Maßstab 1:1 reproduziert werden, um allein die materiellen Voraussetzungen eines Modells erfüllen zu können. Möglich sind jedoch empirische Arbeiten mit reduzierter Abbildungsgüte, z.B. indem visuelle Verfahren und digitale, computergestützte Darstellungen von Städten verwendet werden.

Die Auswertung der zeichnerischen Darstellungen – sie werden als *sketch maps* aufgrund der sekundären Modellierung des ursprünglichen Phänomens der mental map bezeichnet – steht und fällt mit der angefertigten Skizze. Die empirische Basis und Interpretationsgrundlage ist von den zeichnerischen Fähigkeiten der befragten Personen und weiteren Parametern¹¹⁶ abhängig (vgl. auch zu den folgenden Aussagen Evans (1987, S. 167,) und May (1992, S. 102) jeweils mit Hinweisen zu weiterführender Literatur). Von Seiten der Auswertung her sind einige Fragen ebenfalls nicht systematisch untersucht worden. Es gibt keine gesicherten Erkenntnisse über einen Zusammenhang zwischen der Reihenfolge der gezeichneten Objekte und ihrer Bedeutung, einen Einfluss durch Erfahrung des Zeichnenden mit kartographischen Darstellungen oder durch grafische Hinweise auf dem Vorlagenblatt¹¹⁷ oder die sprachliche Komplexität des Stimulus, der zum Zeichnen auffordert¹¹⁸. Bereits diese methodischen Unwägbarkeiten in der Datenerhebung erschweren Vergleiche zwischen verschiedenen Untersuchungen erheblich.

Auf der Analyseebene werden zeichnerische Darstellungen oft als direktes Abbild der mentalen Vorstellung interpretiert, was zurecht deutlich kritisiert wird:

„Innerhalb des MLK-Programms [Mentale-Landkarten-Forschungsprogramms, S.St.] findet man häufig Vorstellungen der Messung wie ‚Externalisierung von mentalen Landkarten‘, so als ob sich der Proband lediglich entschließen bräuchte, seine intern gehaltene Karte nach außen weiterzureichen.“ (May, 1992, S. 106)

Entsprechend dieser Vereinfachung werden dann auch Entfernungsverhältnisse zwischen den Objekten auf dem Niveau einer Ratioskala interpretiert, was problematisch erscheint¹¹⁹, auch fehlen oft Angaben zur Operationalisierung von Abweichungen und Detaillierungsgrad (vgl. Evans (1987, S. 168f.)). Auch ein Jahrzehnt nach der Kritik von Evans kommt May in einem forschungsgeschichtlichen Resümee zu dem Schluss, „daß das MLK-Programm mit einem grundlegenden messbezogenen Problem belastet ist“ (May, 1992, S. 106).

116 Evans führt das Problem des Maßstabs an, der durch die zur Verfügung stehende Zeichenfläche beeinflusst würde sowie mit der Reihenfolge der gezeichneten Objekte variieren kann. Jedes skizzierte Element schränkt die Platzierungsmöglichkeiten der folgenden weiter ein und wird in Relation zu ihnen (z.B. Entfernung, Größe von Gebäuden) in der Darstellung ggf. modifiziert (vgl. Evans, 1987, S. 167).

117 Diese Hinweise können markante Gebäude, Grenzen von Stadtvierteln oder Straßenverläufe sein – sie können auch komplett unterlassen werden.

118 Z.B. im Hinblick auf einen möglichen Fokus wie Gebäude, den Weg zur Arbeit, die Lage der Wohnung in der Stadt, Verkehrsnetz Straßen oder ÖPNV

119 So würden zwei Objekte, die auf der Skizze doppelt so weit voneinander entfernt sind wie zwei Vergleichsobjekte zu der Interpretation führen, dass sie in der Wahrnehmung des realen Raumes ebenfalls doppelt so weit voneinander entfernt seien. Evans schlägt daher vor, für solche Vergleiche lediglich relative Aussagen zu verwenden (1987, S. 168).

Gerade weil biographische Bezugnahmen und Bedeutungszuschreibungen in den Interviews von der Auswertung ausgeschlossen wurden, konnte das Prozesshafte der Stadtwahrnehmung, und damit auch die Grundlage jeder Frage zu raumbezogenen Identifikationsstrategien, gar nicht analysiert werden. Kevin Lynch im Rückblick dazu:

“There was no sense of development in it – of how that pattern [the image of the city, S.St.] came to be, nor of how it might change in the future, as the person matured, her or his function changed, her or his experience enlarged, or the city itself was modified. The dynamic nature of perception was denied.” (Lynch, 1984, S. 157)

Die Entwicklungen in der Wahrnehmung, Erkundung und Imagebildung bei Städten lassen sich nur mit einem longitudinalen Forschungsdesign oder retrospektiv erfassen. Dafür stehen (inzwischen) jeweils ausgearbeitete Methoden zur Verfügung, etwa aus der Biographieforschung, so dass auch ohne wiederholte und damit auch sehr zeitintensive Untersuchungen Aussagen zu Entwicklungsprozessen möglich sind.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich durch die Verwendung mentaler Karten, also der Aufforderung, eine Zeichnung des urbanen Raums anzufertigen und diese auf Detailliertheit, Verzerrungen, Hervorhebung oder Wegfall von Objekten hin zu analysieren, Probleme aufgrund der häufig missverständlichen Assoziation von mentalen räumlichen Vorstellungen mit Karten oder Stadtplänen¹²⁵, weiter durch Schwierigkeiten mit der zeichnerischen Umsetzung sowie durch den Bruch in der Äquivalenz der Abbildung (Stadt als Makroraum vs. häufig einfarbige, zweidimensionale Skizze) auf methodischer wie theoretischer Ebene ergeben.

Eine Alternative zu diesem Forschungsansatz sind Foto- und Videodarstellungen, die die *Dynamik der augenblicklichen Wahrnehmung* (auf den visuellen Sinneskanal beschränkt) erfassen und in handlungsentlasteten Situationen die Rekonstruktion von Raumkonstitutionen, d.h. Spacings und Syntheseleistungen zu analysieren. Für die Frage nach den *Verknüpfungen der sozialen Güter und Lebewesen als Syntheseleistung* in der visuellen Wahrnehmung bietet sich die Analyse der Blickbewegungen an.

125 Kartendarstellungen sind wie wissenschaftliche Begriffe Repräsentationen von Raum – und damit an Zeit- und Gesellschaftskontexte gebunden. Die kartographischen Darstellungen sollen bestimmte Formen von räumlichem, kulturellem oder technischem Wissen kommunizieren, d.h. es werden Entscheidungen darüber getroffen, was wie dargestellt wird. Karten sind daher soziale Konstruktionen (Crampton, 2001), die über die Art, wie räumliches Wissen als ‚Herrschaftswissen‘ dargestellt wird, auch Aufschluss über Machtphänomene geben (vgl. z.B. auch Löw et al., 2007, S. 67ff.).

2.1.4 Okulographie – Verknüpfung von Bildelementen in der visuellen Wahrnehmung

Die visuelle Wahrnehmung beim Menschen ist eine Verknüpfungsleistung aus Bildelementen, die aus physiologischen Gründen nur einzeln im Auge scharf abgebildet werden können. Durch rasche Bewegung der Augen werden verschiedene Elemente einer Szene nacheinander wahrgenommen und zu einem konsistent wirkenden Gesamtbild verknüpft.

Da das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung darin liegt, Identifikationsleistungen im räumlichen Handeln, d.h. in der Verschränkung von Platzierungs- und Verknüpfungsleistungen empirisch abzubilden und für eine Erweiterung des relationalen Raumbegriffs zu systematisieren, wurde bei der Ausarbeitung des Forschungsdesigns geprüft, inwiefern sich Methoden der Analyse der Blickbewegungen (Okulographie) für stadtsoziologische Forschungsanwendungen nutzen lassen. Die Messung der Augenbewegungen im Prozess der visuellen Wahrnehmung, mit denen einzelne Elemente der räumlichen (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern wahrgenommen und zu einer räumlichen Wahrnehmung verknüpft werden, verspricht eine hohe Kompatibilität des empirischen Designs mit den raumtheoretischen Grundannahmen (vgl. zu diesen Kapitel 1).

Während die Anfänge dieser Technik bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zurückreichen, erlebte diese Forschungsmethode in den 1970er Jahren durch die Möglichkeit, die Bewegung beider Augen aufzuzeichnen und diese Bewegung auf theoretischer Ebene mit kognitiven Prozessen zu verbinden, einen starken Zulauf (vgl. Jacob / Karn, 2003). Frühe Arbeiten nutzen Reiz-Stimuli (Muster, Kontraste) und waren hinsichtlich der Datenauswertung extrem aufwändig. Die mit Filmaufnahmen, später per Video dokumentierten Augenbewegungen mussten von Hand ausgemessen werden (vgl. Haith, 1983); Jacob / Karn (2003), was heutzutage durch Computerunterstützung in Echtzeit, d.h. parallel zur Untersuchung, möglich ist.

Hochgeschwindigkeitskameras filmen die Pupillen beider Augen, die mit infrarotem Licht angestrahlt werden. In den resultierenden Videoaufnahmen wird die Reflektion des für den Menschen unsichtbaren Lichts in Abhängigkeit von der Ausrichtung der Augäpfel automatisiert bestimmt. Der Ansatz verfolgt primär die Frage, *wohin der Blick gerichtet ist* und lässt sich damit zunächst *qualitativen Methoden* zuordnen. Die Aufzeichnungen der Blickbewegungen werden *in der Forschungspraxis quantifiziert* und Aufmerksamkeitsverteilungen berechnet. Der Fokus der visuellen Wahrnehmung springt dabei ruckartig zwischen einzelnen Elementen der Szene (Saccaden), die unterschiedlich lang fixiert werden (Aufmerksamkeitspunkte, fix). Die Verteilung der Fixierung des Blicks wird per Clusteranalyse ausgewertet und zeigt, welche Bereiche einer wahrgenommenen Szene überhaupt fixiert und damit scharf wahrgenommen werden. In die weitere Auswertung geht so eine temporal differenzierbare Aufmerksamkeitsverteilung der visuellen Wahrnehmung ein.

In der folgenden Grafik ist dieser Vorgang dargestellt, bei dem die detailliert wahrgenommenen Bereiche im letzten Bild hell, die unscharfen und über die periphere Wahrnehmung erfassten Bereiche dagegen abgedunkelt dargestellt sind:

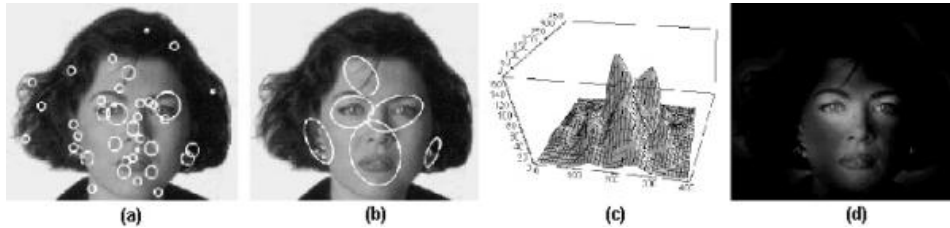


Abbildung 2.3: Eyetracking – (a) Aufmerksamkeitsverteilung, (b) Cluster, (c) raumzeitliche Verteilung, (d) Visualisierung. Quelle: Neuroinformatics Group Universität Bielefeld (2010)

Aufmerksamkeitsverteilungen können geschlechtsspezifische Blickweisen offenbaren, hängen aber auch stark vom Stimulus der gestellten Aufgabe ab (Suchpfade in Vergleichsaufgaben, beim Sortieren, Lesen, in der Tiefenwahrnehmung).

Die kognitive Forschung interessiert sich dafür, wie sich aus fragmentierten Einzelbildern, die detailliert in sehr kurzer Abfolge wahrgenommen werden, ein in sich ruhiges und konsistent wirkendes Gesamtbild entsteht. Die Weiterentwicklung dieser Systeme macht mobile Anwendungen möglich, bei denen sowohl die Augenbewegungen als auch die vom Probanden betrachtete Szene aufgezeichnet werden. Miniaturkameras (z.B. an Brillenbügeln oder Fahrradhelmen; vgl. Abbildung 2.4 nächste Seite) nehmen die Augenbewegungen auf (Pelz et al., 2000).

Eingesetzt werden mobile Systeme auf der Ebene angewandter Forschung vor allem mit dem Fokus von Optimierungen, z.B. im Produkt- und Interfacedesign, zur Gestaltung von Webseiten oder in der Konsumentenforschung. Die „Schöpfer der Einkaufswelten“ (Farocki, 2001) nutzen u.a. diese Technik bei der Konstruktion von Räumen, bei denen die Auslagen in Geschäften oder die Aufteilung und Warenpräsentation in Einkaufszentren für den Verkauf optimiert sind (vgl. auch Stotter, 2010). Auch im nichtkommerziellen Umfeld werden mobile Eyetracker eingesetzt, auf einfache Handhabung und Kosteneffizienz hin optimiert und haben eine Reihe von kreativen und karitativen Projekten inspiriert¹²⁶.

126 Eines dieser Projekte mit dem Namen „eyewriter“ hat eine Software entwickelt, mit der Menschen, die an Amyotrophe Lateralsklerose (ALS) leiden und mit Lähmungen im Endstadium bettlägerig sind, kreative Tätigkeiten wie Zeichnen oder Schreiben ermöglicht wird. Die Zusammenarbeit von Free Art and Technology (FAT), OpenFrameworks und Graffiti Research Lab hat es dem Graffiti-Künstler



Abbildung 2.4: Mobiler Eyetracker in der Konsumentenforschung. © eyesquare.

Auf theoretischer Ebene variieren Untersuchungen der Blickbewegungen von kognitionspsychologischer Grundlagenforschung – Fragen zur Tiefenwahrnehmung, Reizstimuli – bis hin zur Erforschung der Wahrnehmung von komplexen Szenen im Alltag (Pelz / Canosa, 2001; Pelz / Canosa / Babcock / Barber, 2001), deren Erkenntnisse u.a. für die Entwicklung autonomer Systeme in der Robotik genutzt werden können oder im Hinblick auf kognitive Entscheidungen in Stresssituationen mit begrenzten Wahrnehmungs- und Verarbeitungskapazitäten der raumbezogenen Wahrnehmung wie beispielsweise in Sportwettkämpfen (Berger et al., 2010; Koesling / Höner, 2003)¹²⁷.

Auch wenn erste Untersuchungen im städtischen Umfeld, z.B. in Shoppingmalls, durchgeführt und die experimentelle Laboruntersuchung durch Feldstudien ersetzt werden, folgen diese Studien keiner explizit stadtsoziologischen Fragestellung, noch wird diese Forschungsmethode in der Disziplin bisher genutzt. Die Bandbreite der Anwendungs- und Forschungskontexte der computergestützten Auswertung von Blickbewegungen führt jedoch zu neuen interdisziplinären Kooperationen, z.B. zwischen Informatik, Kognitionspsychologie und Linguistik an der Technischen Fakultät der Universität Bielefeld. In Zusammenarbeit mit

„Tempt1“, der in den 1980er und 1990er Jahren in der Graffitiszene in Kalifornien zu den Pionieren zählte, und seit 2008 aufgrund von ALS auf lebenserhaltende Medizintechnik angewiesen ist, ermöglicht wieder als Künstler tätig zu werden (vgl. Eyewriter, 2011); Finanzierung der Kampagne über Micropayment).

127 Zur raumsoziologischen Perspektive im Sport vgl. Steets / Frank (2010).

der Forschungsgruppe Neuroinformatik der Universität Bielefeld¹²⁸ wurde im Selbstversuch ein Eyetracker eingesetzt, um Testdaten basierend auf Fotos für die Auswertung von Blickbewegungen zu generieren.

Eyetracker ermöglichen die Aufzeichnung und Auswertung der Verknüpfungen der einzelnen Blickfixierungen, denen im relationalen Modell der Raumkonstitution (Löw, 2001) die Syntheseleistung entspricht, die als Wahrnehmung, Erinnerung und Vorstellung Räume abhängig von der eigenen Platzierung in Relation zu anderen Platzierungen konstituiert. Die Messung der Blickbewegungen verspricht dabei eine direkte Erfassung der den Syntheseleistungen zugrunde liegenden visuellen Wahrnehmung und damit die empirische Erhebung der wahrnehmungsbezogenen Syntheseleistungsprozesse. Die wahrnehmungsbezogene Komponente der Syntheseleistungen erheben und auswerten zu können, ermöglicht ausschließlich Aussagen zu *aktuellen* raumkonstituierenden Prozessen, nicht jedoch über Zeitskalen außerhalb der konkreten Erhebungssituation. Die visuelle Methode der Analyse von Blickbewegungen ist demnach geeignet, Syntheseleistungen in *aktuellen Platzierungsprozessen* und damit die *Raumproduktion zum gegenwärtigen Zeitpunkt* empirisch abbildbar zu machen. Sie ermöglicht jedoch nicht, Aussagen über längere Zeiträume oder Bedeutungszuschreibungen hinsichtlich des Wahrgenommenen zu treffen.

Für die Rekonstruktion von Identifikationsleistungen als Teil der räumlichen Handlungspraxis kommen im Rahmen dieser Forschungsarbeit daher modellhafte Darstellungen von Räumen zum Einsatz. Die Raumkonstitution erfolgt auf derselben theoretischen Ebene wie in der Studie von Lynch (1965) – als Objektivation 2. Ordnung. Im Folgenden werden Verfahren der modellhaften Stadtdarstellung auf ihre Kompatibilität mit der forschungsleitenden Fragestellung, den methodischen Implikationen der Verortung der Arbeit im theoretischen Rahmens des relationalen Raumbegriffs (Löw, 2001) und ihre Praktikabilität für eine empirische Stadtforschung hin untersucht.

2.1.5 Rekonstruktion raumbezogener Identifikationsprozesse am digitalen Stadtmodell

Digitale Stadtmodelle bezeichnen ein weites Anwendungs- und Technologiespektrum und reichen von rein sprachlichen bzw. mit Schriftzeichen codierten Darstellungen (vgl. Sachsse, 2002) bis hin zur komplexen Simulationen mit definierten Eigenschaften wie maßstabsgetreuen und fotorealistischen Darstellungen, z.B. für die Simulation von militärischen Einsätzen oder physikalischen Eigenschaften wie Wärmeverteilung und Luftzirkulation (vgl. Brenner / Kolbe, 2005; Löw et al., 2007, S. 85).

Im Folgenden werden digitale Stadtmodelle auf der Basis geometrischer und fototechnischer Darstellung erörtert, da sich eine Rekonstruktion von Identifikationsleistungen über visuelle Methoden als wesentlicher

¹²⁸ Herzlichen Dank gebührt an dieser Stelle Herrn Dr. Kösling für die Möglichkeit, den mobilen Eyetracker des Labors nutzen zu können.

Zugang herausgestellt hat. Mit dieser Entscheidung werden andere Forschungsdesiderata ausgegrenzt, z.B. die Wahrnehmung und modellhafte Darstellung urbaner Räume nur mit Hilfe von akustischen und haptischen Wahrnehmungskanälen, wie sie blinde Menschen leisten können (Saerberg, 2006), oder die Integration der „Klangräume“ einer Stadt (Berkling, 2010b; Maeder / Brosziewski, 2011; Schulte-Fortkamp, 2003) in ein digitales Modell auf visueller Basis.

2.1.5.1 Visualisierungen von Stadt auf geometrischer Datenbasis

Visuelle interaktive Darstellungen von Städten können auf den geometrischen Daten materieller raumkonstituierender Objekte basierend erstellt werden. Die Oberflächenstruktur und relationale (An)Ordnung von Gegenständen wird in ein mathematisches Modell überführt, in der Regel werden dafür Straßen und Gebäude mit Laserscannern erfasst (vgl. Löw et al. (2007, S. 85)). Für diese Form von Stadtmodellen werden fast ausschließlich Oberflächen von Gebäuden erfasst und viele dynamische Aspekte des Alltags in Städten ausgeblendet.

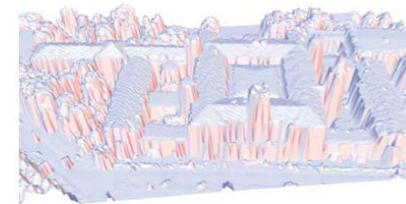
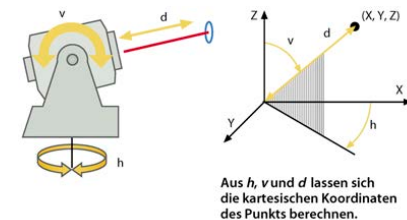


Abbildung 2.5: 3D-Laserscanner zur Erstellung digitaler Stadtmodelle
Quelle: Brenner / Kolbe (2005, S. 106f.)

Graffiti, Poster- und Plakatwände, Aushänge und andere textuelle Aspekte von Stadt (vgl. Alber (1997)), andere Menschen und Lebewesen wie Pflanzen und Tiere, die die (An)Ordnungen und Relationen an den jeweiligen Orten mitprägen, gehen nicht in die empirische Basis dieser Modelle ein. In der geometrischen Darstellung fehlen Atmosphären als Außenwirkung der sozialen Güter und Lebewesen. Für die hier verfolgte stadtsoziologische Fragestellung ist die Datengrundlage solcher Computervisualisierungen von Städten nicht ausreichend und zudem nicht direkt zugänglich.

2.1.5.2 Visualisierungen von Stadt mit Panoramafotos

Panoramen haben als gemalte Rundbilder mit einem 360° umfassenden Blickwinkel eine lange Tradition¹²⁹, dem Betrachter die Illusion zu vermitteln, sich im Mittelpunkt der abgebildeten Szenerie zu befinden. Die ersten Darstellungen waren Stadt-Land-Übergänge als Gemälde, später großformatige Fotografien, die entweder mit Spezialoptiken aufgenommen wurden oder aus einzelnen Fotos zusammengesetzt wurden. Digitalfotografie und computergestützte Darstellung greifen auf ähnliche Visualisierungstechniken wie die ersten Panoramen zurück (Uricchio, 2011, S. 235f.) und haben weiterhin die Immersion des Betrachters in die bildliche Darstellung zum Ziel. Innerhalb des dargestellten Bildes kann der Betrachter die Ansicht um den virtuellen Standort drehen und auch an einzelne Gegenstände heran- oder wieder in die Totale zurückzoomen. Die Darstellung orientiert sich aufgrund der Datengrundlage realer Fotos zwar an dem visuellen *Abbild des Ortes*, dieser selbst jedoch *bleibt statisch*, es ist der Ort, von dem aus das Panoramafoto erstellt wurde. Eine direkte, visuelle Navigation in Form eines ‚walk through‘ durch die Stadtrepräsentation ist nicht möglich. Atmosphären als Außenwirkung von sozialen Gütern und Lebewesen werden wie bei ‚normalen‘ Fotos mit abgebildet und eine Vielzahl möglicher Perspektiven vom Aufnahmeort ausgehend. Diese Visualisierungstechnik eignet sich gut zu dokumentarischen Zwecken in der stadtsoziologischen Forschung um das Ensemble der sozialen Güter und Lebewesen an einem Ort zu erheben. In der Kombination von normalen Fotos mit Panoramafotos lassen sich so Aussagen dazu treffen, welche raumkonstituierenden Güter für die Fotos gewählt wurden – und welche *nicht* (für eine methodologische Diskussion und ein konkretes Forschungsdesign vgl. Stoetzer, 2004). Die Panoramafotografie eignet sich jedoch eher für Fragestellungen, die sich auf konkrete Orte (wie die eigene Wohnung oder spezifische Plätze in Städten) beziehen, wenn visuelles Material eingesetzt wird, das von den Befragten selbst generiert wird. Für vergleichende Studien mit standardisiertem Bildmaterial hingegen eignen sich Panoramadarstellungen auch für Makroräume wie Städte. Beide Anwendungsszenarien liegen in dieser Arbeit jedoch nicht vor.

129 Das Kunstwort Panorama wurde von dem irischen Maler Robert Barker kreiert und 1787 als Darstellungsform zum Patent angemeldet (Uricchio, 2011).

2.1.5.3 google Streetview

Die visuelle Abbildung von Städten über den Google-Dienst *Streetview* wird 2007 erstmals vorgestellt und ist zunächst auf ausgewählte Aufnahmen amerikanischer Großstädte beschränkt. Ab 2008 erfasst Google in Deutschland in größerem Umfang Abbildungen von Straßenzügen und stellt 2010 schließlich die Panoramadarstellungen der 20 größten Städte Deutschlands online bereit.

In diesem Ansatz werden aufwändige visuelle Darstellungen aufgrund geometrischer und fotografischer Abbildungen ermittelt und im Webbrowser als *navigierbare Panoramadarstellung* angezeigt. Für die Datengrundlage werden Straßen, Wege und Fußgängerzonen mit speziell ausgestatteten Autos abgefahren, die über mehrere Kameras gleichzeitig ein Abbild der Umgebung mit 360° Blickbereich aufnehmen und dazu die aktuelle geographische Position speichern. Die aufgezeichneten Bilder der Fahrten werden perspektivisch entzerrt und entsprechend aufbereitet¹³⁰. Damit ist ein visueller Zugang zur Stadtforschung gegeben, der die individuelle Perspektive in der visuellen Darstellung objektiviert und eine *allgemeine visuelle Datenbasis* anbietet, die sich für Fragen der vergleichenden Stadtwahrnehmung oder -orientierung eignet.

Für die Entwicklung eines Forschungsdesigns zur Rekonstruktion von Identifikationsprozessen im urbanen Raum stand diese Technologie noch nicht zur Verfügung. Die Forschungsfrage und die Auswertungsstrategie würden sich mit ihr auch verschieben, denn in diesem Fall würde das visuelle Material mit einem aus dem Untersuchungskontext entkoppelten Entstehungskontext zu Beginn der empirischen Phase vorliegen. *Streetview* eignet sich daher eher für vergleichende als für exploratorische Untersuchungen, indem die visuelle Vielfalt und auch Kurzlebigkeit von (An)Ordnungen des urbanen Raums auf eine gemeinsame Basis zusammengeführt wird. Visuelle Stadtdarstellungen werden damit reproduzierbar und ermöglichen vergleichende Analysen auf der Grundlage der abgebildeten relationalen (An)Ordnungen.

2.1.5.4 Interaktive Collagen als Digitale Stadtmodelle

Für die forschungsleitende Frage nach raumbezogenen Identifikationsprozessen in der Aneignung von Orten ist der Aspekt der Stadtdarstellung eigentlich eine Hilfsfunktion, mit der die raumkonstituierenden Prozesse Spacing und Syntheseleistung erhoben werden sollen. Die bisher untersuchten visuellen Methoden sind – so hat sich herausgestellt – für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit nicht geeignet.

Dennoch lassen sich Verknüpfungen einzelner Elemente zusammen mit Bedeutungszuschreibungen der so konstituierten Räume *am Modell einer Stadt* analysieren. Idealerweise werden die digitalen Stadtmodelle, an

130 Aus Gründen des Datenschutzes und des Schutzes der Persönlichkeitsrechte werden z.B. Autokennzeichen und Gesichter unkenntlich gemacht. Widersprüche gegen die Abbildung von Häusern waren ebenfalls möglich.

denen stellvertretend für die Stadt Raumkonstitutionen analysiert werden, durch die Befragten selbst erstellt. Ein Konzept, das mit vernetzten Fotos als Datenbasis arbeitet, wurde am Center for Spatial Information Science an der Universität Tokyo entwickelt. Der Ansatz sei im Hinblick auf die benötigte technische Ausstattung und entsprechendes Fachwissen des Anwenders ‚niedrigschwellig‘¹³¹ und verfolge das Ziel Stadtdarstellungen im Internet zu ermöglichen, die von den Bewohnern selbst erstellt werden (User Generated Content). Datenbasis dieses Ansatzes sind Fotos der Stadt, die in Anlehnung an eine traditionelle Collagentechnik in Beziehung zueinander gesetzt werden:

“Our basic idea comes from an artistic representation ‘*photo collage*’ on 2-D canvases, that is, a general method of scanning and arranging original photos. It provides a reminder of memorable sights or events in the real world. Photo collage is originally 2-D and static graphic representation, while our proposed representation is pseudo 3-D and interactive one. Our 3-D photo collage system is called STAMP (Spatio-Temporal Associations with Multiple Photographs). STAMP enables users to publish and navigate public pseudo 3-D spaces comprised of multiple photos on the Web. This system makes much use of human’s spatial cognition of perspective scenes. Users can create not only intensive panoramic scenes but also extensive 3-D scenes easily to navigate interactively and continuously. 2-D and 3-D geometric models are not adopted for these pseudo 3-D spaces. Users apply only their own photos and make spatial associations with photos by easy operations. [...] Users can navigate pseudo 3-D spaces naturally and easily only by selecting one photo among multiple linked photos overlaid on the present focused photo. Users can share or relive their own or others’ experiences sequentially.” (Tanaka et al., 2002, S. 307)

Mit diesem Ansatz können persönlich relevante Teile der eigenen Stadt als digitales Stadtmodell über das Internet so visuell dargestellt werden, dass der Betrachtende sich selbst interaktiv ‚innerhalb‘ der virtuellen Darstellung platzieren kann. Tanaka et al. (2002) bezeichnen die Darstellung als interaktive, pseudo-3D-Collage, da sie zwar Entfernungen zwischen verknüpften Bildern berechnen kann, diese Tiefeninformation jedoch auf einer zweidimensionalen Oberfläche, dem Bildschirm, darstellt¹³².

In Analogie zur Verknüpfung von Texten, Bildern oder Webseiten über Hyperlinks im Internet werden zwischen den Fotos Verknüpfungen über Links erstellt. Indem *visuelle Abbildungen der Stadt miteinander in Verbindung gesetzt werden*, um ein digitales Modell individuell relevanter Orte zu erstellen, *operiert dieser Ansatz mit den grundlegenden raumkonstituierenden Prozessen Spacing und Syntheseleistung*¹³³. Diese Visualisierungstechnik wurde in einer technischen Disziplin, der Informatik, entwickelt, bietet aber über die starke Analogie zum relationalen Raumbegriff eine direkte Operationalisierung der raumkonstituierenden Prozesse im Stadtmo-

131 Die Auflösung der Fotos kann sehr gering sein (320x200 Pixel; QVGA), so dass auch einfache Mobilfunktelefone mit Kamera ausreichen, Fotos im Alltag zu erstellen und zu vernetzen. Weiterhin sind aufgrund der geringen Datenmenge (die Berechnung der Zwischensequenzen in der Überblendung erfolgt auf dem anzeigenden Rechner, so dass nur die Bilder und ihre Verknüpfungen übertragen werden müssen) keine hohen Anforderungen an die Internetverbindung gegeben. Das Interface zur Erstellung der Stadtmodelle soll einfach bedienbar sein und keine Programmierkenntnisse voraussetzen.

132 Eine andere Bezeichnung für eine Abbildung von euklidischen geometrischen Informationen auf eine zweidimensionale Projektionsfläche sind 2,5-dimensionale Darstellungen (gekippte Grundfläche). Vgl. z.B. Abbildung 4.1, S. 256 dieser Arbeit.

133 Vgl. zum relationalen Raumbegriff Kap. 1.1, S. 12ff; zur Diskussion der raumkonstituierenden Prozesse Spacing und Syntheseleistung bei der Erstellung und Interpretation der Stadtmodelle vgl. S. 114.

dell an. Sie wird daher eingesetzt, um subjektive Repräsentationen von Stadt, d.h. die Aneignung eines Ortes, über raumbezogene Identifikationsprozesse zu untersuchen.

Studierende stellen aus zweierlei Gründen die Untersuchungsgruppe: Zum einen trägt Darmstadt als Untersuchungsort zwar den Titel „Wissenschaftsstadt“, eine wesentliche, diesen Titel mitkonstituierende Gruppe – Studierende – ist aber nicht Teil des Images (vgl. Gottmann / Schwenk / Kraus / Suderland, 2004). Studierende¹³⁴ hinsichtlich ihrer Identifikationsstrategien zur Stadt Darmstadt als Wissenschaftsstadt und ‚ihrer‘ Studienstadt zu befragen, ist daher stadtsoziologisch höchst interessant. Zum anderen ist die biographische Phase des Studiums durch einer Loslösung vom Elternhaus und ggf. den Umzug in eine neue Stadt gekennzeichnet, was die Notwendigkeit einer Neuorientierung und Identifizierung mit dem Studienort mit sich bringt¹³⁵.

In der Erhebungsphase¹³⁶ haben Studierende Fotos ihrer Stadt angefertigt und mit Hilfe dieser Visualisierungsmethode zu einem interaktiven digitalen Stadtmodell vernetzt. Die Methode der Visualisierung verknüpft digital vorliegende Bilder, d.h. Dateien. Sie können selbst erstellte Fotos oder digitalisierte alte Analogaufnahmen sein, von Webseiten stammen oder aus Printmedien. Die Quelle der Bilddatei ist für die Visualisierungstechnik nicht bedeutend – der Intention der Softwareentwickler nach sollte das Spektrum der Bildquellen möglichst groß sein. Für die verfolgte Fragestellung sowie für die methodischen Implikationen hingegen ist es wesentlich, dass die Befragten selbst den Bildkorpus erstellen, indem sie selbst ihre Stadt fotografieren. Ergänzend können weitere Bilddateien hinzugezogen werden, wenn dies für die jeweils selbst gewählte Intention, was von der eigenen Stadt dargestellt werden soll, als notwendig erachtet wird¹³⁷.

Die Art der Verknüpfung ist ebenfalls wählbar und von der Darstellungsintention her entscheidend: Die Bilder können über gemeinsam abgebildete Objekte oder Bildbereiche, die sich auf mindestens zwei Fotos überlappen, miteinander verbunden werden. Dieses Vorgehen entspricht der Grundintention der visuellen Rekonstruktion der Stadt, mit der diese Darstellungstechnik entwickelt wurde. Über Rechtecke werden die korrespondierenden Bereiche auf jeweils zwei Abbildungen miteinander verbunden. Die Transformationsmatrix, die sich aus den jeweiligen Lagen der Punkte auf beiden Bildern ergibt, ist ein Hinweis auf die perspektivische Beziehung zwischen den Bildern und damit zwischen den Aufnahmestandorten (vgl. Ab-

134 Die Untersuchung erfolgte eingebettet in das Seminar „Das ‚Bild der Stadt‘ - Imageproduktion und Rekonstruktion“ im WS 2003/2004. Die Teilnahme an der Untersuchung war freiwillig, nicht alle Seminarteilnehmer haben sich dazu bereit erklärt. Zum Untersuchungsdesign vgl. Kap. 2.2 S. 117, zum Sample Kap. 2.3, S. 125.

135 Vgl. auch Fn. 87, S. 76 sowie Fn. 90, S. 78 sowie S. 92.

136 Vgl. die Darstellung des konkreten Forschungsdesigns, Kap. 2.2, S. 117, zum Ablauf der Erhebungsphase Kap. 2.2.3, S. 123.

137 Im Sample wurden zusätzlich zu den durch die teilnehmenden Studierenden erstellten Fotos der Stadt visuelle Darstellungen aus anderen Quellen verwendet, z.B. digitalisierte historische Stadtansichten, schematische Darstellungen in Form von Stadtplänen (vgl. die Falldarstellungen in Kap 3).

bildung 2.8, S. 132). Im Folgenden wird diese Verbindung zunächst an Beispielen gezeigt und diskutiert. Daran schließt sich die Diskussion von Verknüpfungen zwischen Bildern an, die sich *allein auf inhaltliche* Bezüge stützen und damit die Ursprungsintention dieser Visualisierungstechnik im Hinblick auf die Integration in stadtsoziologische Kontexte erweitern (vgl. dazu S. 133).

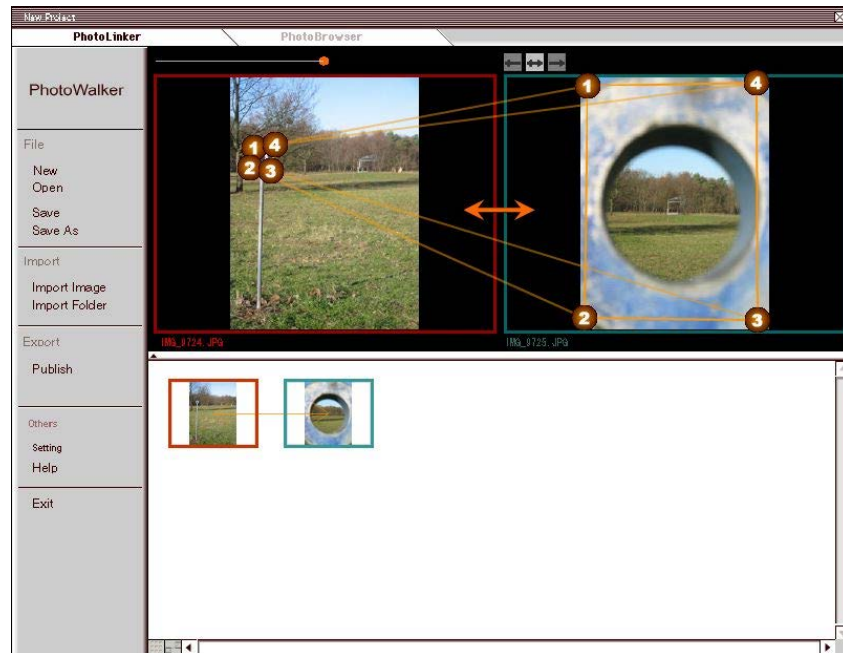


Abbildung 2.6: Verbinden von zwei Fotos anhand gemeinsamer Bildobjekte (linear)

In Abbildung 2.6 wird die Verknüpfung zweier Fotos mit der Visualisierungssoftware Photowalker®¹³⁸ dargestellt. Es handelt sich um die Skulptur „Das lineare Haus“ auf dem Campus Lichtwiese in Darmstadt.

¹³⁸ Photowalker® ist die Weiterentwicklung des von Tanaka et al. (2002) vorgestellten Visualisierungssystems.

Auf dem linken Foto ist ein Stab mit einem aufgesetzten kreisrunden Ring abgebildet, durch den die Skulptur angepeilt wird. Das rechte Foto ist eine Nahaufnahme dieses Ringes, durch den die eigentliche Skulptur sichtbar wird. Verknüpft sind die beiden Ringe durch zwei Rechtecke, die sie jeweils einschließen. Durch diese Art der Verknüpfung wird ein visueller Effekt erreicht, der einem „Hineinzoomen“ in die Szene bzw. einem virtuellen Weg in den Bildhintergrund entspricht. Die Transformation ist eine simple Vergrößerung und Überblendung zwischen beiden Abbildungen.

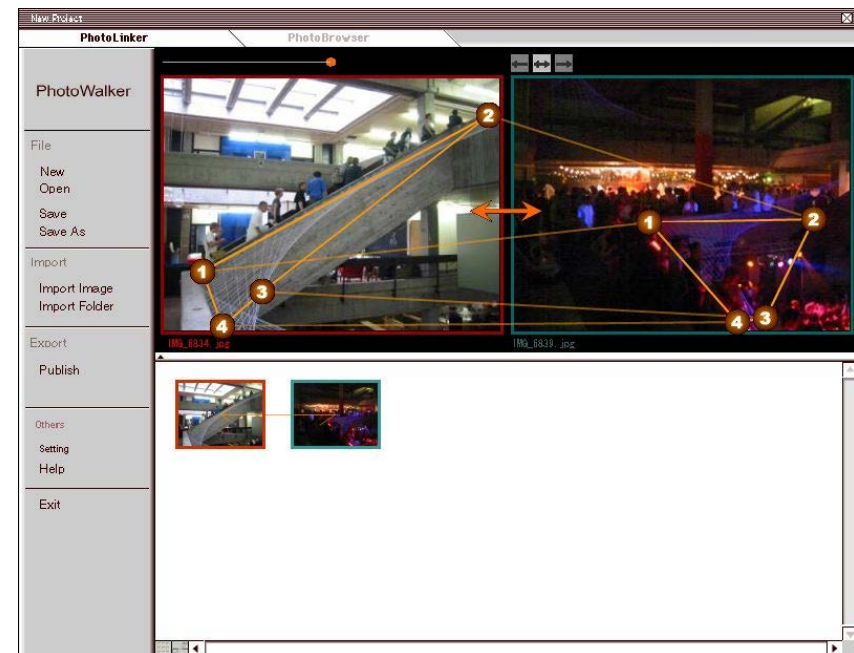


Abbildung 2.7: Verbinden von zwei Fotos anhand gemeinsamer Bildobjekte (perspektivische Verzerrung)

Abbildung 2.7 zeigt eine Verknüpfung von zwei Fotos, die im Gebäude des Fachbereichs Architektur in Darmstadt zu unterschiedlichen Zeitpunkten und aus unterschiedlichen Perspektiven aufgenommen wur-

den. Neben der intendierten Verfremdung durch eine völlig andere Atmosphäre im Tag/Nacht-Wechsel sowie zwischen Alltag und Party in einem Universitätsgebäude¹³⁹, wird die *unterschiedliche Perspektive*, aus der die Aufnahmen entstanden sind, *über die verknüpften Bildbereiche* deutlich: In beiden Fotos wird eine Treppe im Atrium verknüpft, die jeweiligen Vierecke sind jedoch aufgrund der durch die unterschiedlichen Aufnahmestandorte bedingten Unterschiede in der Perspektive nicht deckungsgleich. Indem über die zwei verknüpften unterschiedlichen Vierecke der Unterschied in der Perspektive codiert wird, lassen sich die Bilder so ineinander überblenden, dass die Zwischenschritte perspektivisch korrekt berechnet werden.

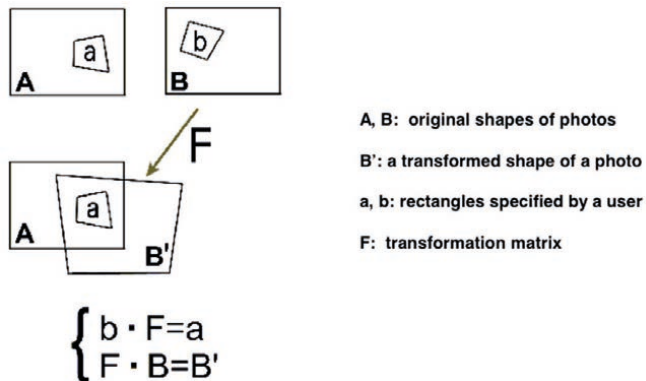


Abbildung 2.8: Transformationsmatrix bei perspektivischer Verzerrung
 Quelle: Tanaka et al. (2002, S. 307)

Werden serielle Aufnahmen, z.B. dem Verlauf einer Straße folgend, erstellt, wird durch die Berechnung der perspektivisch entsprechend verzerrten Bilder der Eindruck einer filmischen Darstellung erreicht, bei der der Betrachter die Straße entlangschreiten würde.

139 Vgl. auch diesen Punkt in der Falldarstellung Kap. 3.4.5.3, S. 230.

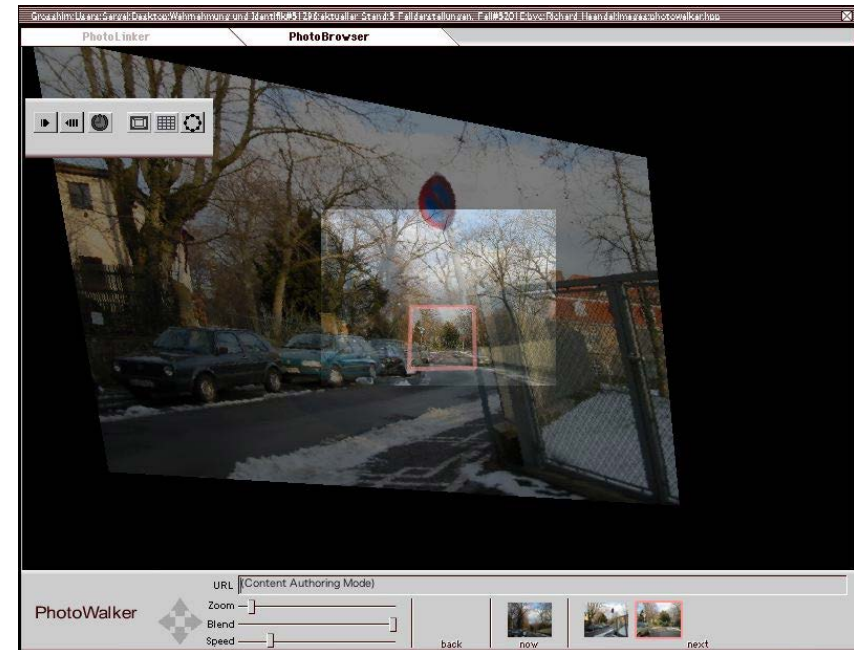


Abbildung 2.9: Weg entlang einer Straße – Ein- und Überblendung der korrespondierenden Fotos

Ergänzend zur Intention der Softwareentwickler, Verknüpfungen zwischen Bildern über *gemeinsame Bildobjekte* herzustellen, gibt es auch die Möglichkeit *ausschließlich inhaltlicher Bezüge*. In diesem Fall würden Bilder miteinander verknüpft, die für die Person selbst einen gemeinsamen Bedeutungskontext haben, der aber nicht notwendigerweise visuell dargestellt ist. Hier wird deutlich, dass die Anwendung dieser Technik in einer anderen Disziplin ‚kreativ‘ erfolgt und sich der jeweiligen Intention anpasst und nicht die mit der Softwareentwicklung intendierten Handlungsweisen lediglich reproduziert.

Zusammenfassend lässt sich für die Methode, digitale Stadtmodelle über Collagen aus vernetzten Fotos zu realisieren, damit festhalten, dass die Fotos neben *gemeinsam abgebildeten Objekten und Personen* auch über *inhaltliche Bezüge* verbunden werden (können), die sich nicht aus den jeweiligen Abbildungen ergeben müssen. Die Bildausschnitte der jeweiligen Einzelbilder werden *durch die Studierenden ausgewählt* und anschließend *anhand dieser gemeinsamen Abbildung* (z.B. eines Hauses, einer Person, eines Gegenstandes etc.) oder über *einen inhaltlichen Bezug durch räumliche Links*¹⁴⁰ miteinander verbunden.

Diese Bezeichnung, die Tanaka et al. (2002) für das Platzieren der Verknüpfungen der Bilder in den digitalen Stadtmodellen vorgesehen haben, zeigt die Kongruenz mit den raumtheoretischen Positionen (vgl. Kap. 1.1, S. 17ff. sowie Kap. 1.2, S. 40ff.). Die Analogie des Begriffs zum Setzen von Hyperlinks im Internet ist programmatisch – Links, im Word Wide Web oder in diesen digitalen Stadtmodellen, ermöglichen Verbindungen, Querverweise und Detaillierungen, indem sie auf einen anderen Ort verweisen. „Räumliche Links“ im digitalen Stadtmodell verbinden Bildbereiche verschiedener Fotos und setzen sie dadurch miteinander in Beziehung. Diese Verknüpfung entspricht der Syntheseleistung im relationalen Raumbegriff von Martina Löw (2001, S. 158ff.) als einer der beiden raumkonstituierenden Prozesse: Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Vorstellungsprozesse gehen als *Syntheseleistung* in jede Raumkonstitution ein (zu Spacings s.u.). Für die hier diskutierten digitalen Stadtmodelle in Form vernetzter Fotos kommt es zu einer besonderen Verschränkung beider Prozesse. Die Auswahl der Fotos, die aufeinander bezogen werden sowie die Art und Weise, wie entsprechende Bildbereiche dabei verknüpft werden, erfolgt als Syntheseleistung. Die die Verknüpfungspraxis begleitende Platzierung der *spatial links* entspricht wiederum dem zweiten raumkonstituierenden Prozess im relationalen Raumbegriff, dem *Spacing*. Spacing bezeichnet dabei das Platzieren und Modifizieren von sozialen Gütern und Lebewesen an Orten. Werden Verknüpfungen zwischen Bildbereichen über spatial links platziert, kann im eigentlichen Sinne des Begriffs jedoch nicht von Spacings gesprochen werden, da weder (An)Ordnungen von Lebewesen und sozialen Gütern modifiziert werden, noch ein Ort¹⁴¹ vorhanden ist, an dem diese Prozesse stattfinden. Der Spacingbegriff von Martina Löw bezieht sich auf realweltliche Platzierungen – um das Phänomen der spatial links beschreiben zu können, verwende ich daher den Begriff der *Platzierungen* bzw. *Spacings im virtuellen Raum*, den ich in Kapitel 1.2 (S. 40ff.) zur Kennzeichnung von Platzierungen sozialer Güter und Lebewesen, die mittelbar über elektronische Codierungen erfolgen, vorgeschlagen habe.

140 Tanaka et al. (2002) verwenden im Englischen die Bezeichnungen „spatial hyperlink“ und „spatial-links“ (S. 308 bzw. 313).

141 Genau genommen ist rein datentechnisch eine Verortung möglich, denn die verwendete Technik selbst ist an einem realweltlichen Ort lokalisiert (vgl. z.B. diese Diskussion im Kontext räumlicher Kontrolllogiken bei Löw et al., 2007, S. 89-91), die Ortsbegriffe wären dabei jedoch unterschiedliche. Die Lokalisation der Technik entspräche einer rein geographischen Ortsangabe, über die ein soziologischer Ortsbegriff (vgl. ausführlich Kap. 0, S. 51) hinausgehen muss. Weiterhin werden keine (An)Ordnungen von sozialen Gütern oder Lebewesen an einem Ort durch diese Platzierungspraxis modifiziert, sondern lediglich elektronisch codierte Verweise auf eben diese.

Spacings im virtuellen Raum bezeichnen demnach Platzierungen von sozialen Gütern und Lebewesen mithilfe einer elektronischen Codierung, d.h. mittels einer Verweiskodierung. Der Ort, an dem diese elektronischen Verweise platziert werden, ist demnach nicht notwendigerweise der Ort, auf den sich die codierten Verweise beziehen: So ist es ohne weiteres möglich, dass die Verknüpfungen der spatial links sich z.B. auf die Mathildenhöhe in Darmstadt beziehen, sie aber auf einem Webserver in Japan gespeichert werden.

Spacings im virtuellen Raum und die ihnen zugrunde liegenden Syntheseleistungen konstituieren virtuelle, relationale Räume von aufeinander bezogenen Abbildungen der ‚eigenen Studienstadt Darmstadt‘ aus der Perspektive der befragten Studierenden. Die Struktur dieser individuellen Stadtdarstellungen ermöglicht eine Rezeption durch Dritte und einen analytischen Zugang. Je nach Komplexität des strukturellen Aufbaus sind dabei verschiedene Navigationspfade, angefangen von einer linearen Anordnung bis hin zu labyrinthartigen Vernetzungen, möglich:

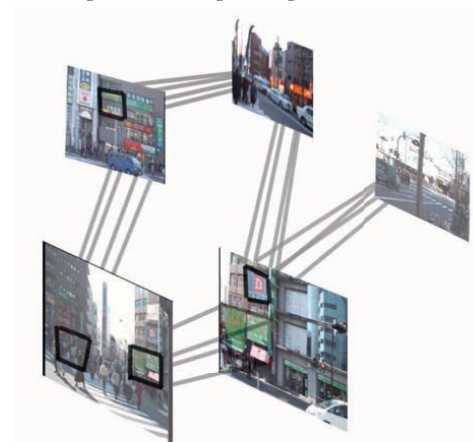


Abbildung 2.10: Netzwerk aus räumlichen Links. Quelle: Tanaka et al. (2002, S. 307)

Die Erhebung subjektiver Stadtrepräsentationen über digitale Stadtmodelle, anhand derer raumbezogene Identifikationsprozesse rekonstruiert werden können, wird in dieser Arbeit als *methodische Innovation* gegenüber sketchmaps, d.h. gegenüber zeichnerischen Verfahren, eingeführt. Dabei muss berücksichtigt werden, welche Voraussetzungen und neuen Implikationen mit dieser Erhebungsmethode verbunden sind. Neben einem für die qualitative Sozialforschung eher unüblichen Pretest wurden weitere Vorkehrungen getroffen,

um methodische Artefakte (z.B. durch die Bedienung der Software) ausschließen zu können (vgl. dazu auch Kap. 2.2.1, S. 139). Der Grundgedanke der Visualisierungspraktik legt einen Fotokorpus auf der Basis serieller Fotografie nahe, so dass Elemente, die auf einem Foto noch im Bildhintergrund abgebildet sind, in den weiteren Fotos immer näher zum Betrachtenden rücken: In Abbildung 2.10 lässt sich dies exemplarisch an Werbeplakaten erkennen, die auf zwei Fotos mit unterschiedlichen Perspektiven und von verschiedenen Standorten her aufgenommen wurden. Über die automatische Berechnung von Zwischenbildern beim Überblenden der Fotos ineinander wird der Effekt erreicht, als bewege sich der Betrachter zwischen den Standorten, von denen die Fotos aufgenommen wurden. Die dafür benötigte Zeit wird anhand der Größenverhältnisse der verknüpften Bildbereiche codiert. Je weiter die Aufnahmeorte voneinander entfernt sind, desto unterschiedlicher ist die Größe gemeinsamer Bildobjekte. Weitere Visualisierungsmöglichkeiten bestehen durch ein unmittelbares Verbinden von Fotos an ihren jeweiligen vier Kanten, um z.B. eine virtuelle Panoramadarstellung von einem Standort aus zu ermöglichen sowie die Möglichkeit, Vorder- und Rückansicht darzustellen¹⁴².

Das Spektrum der *tatsächlichen* Nutzung der Verknüpfung von Bildbereichen geht jedoch über die intendierte Nutzung weit hinaus. So wurden im Sample mehrfach Fotos aufeinander bezogen, die *keine* gemeinsam abgebildeten Personen oder Objekte hatten, sondern deren wechselseitiger Bezug sich rein auf der Ebene der Bedeutungszuschreibung ergibt.

Zusammengefasst lässt sich für die Erhebungsmethode folgendes festhalten:

Eingesetzt wird ein softwaretechnisches Verfahren, das angelehnt an die Collagetechnik mit dem Anspruch entwickelt wurde, digitale Rekonstruktionen von Städten für interaktive Web-Darstellungen zu ermöglichen, ohne auf Spezialkenntnisse, Konstruktionsdaten oder aufwändige Computertechnik zurückgreifen zu müssen. Mit diesem Ansatz wird der Einfluss zeichnerischer Fähigkeiten auf die Visualisierung der eigenen Stadtaeignung, der beim Einsatz von sketch maps kritisiert wird, ausgeschlossen und auch nicht durch technische Hürden substituiert (vgl. dazu Kap. 2.2.1, S. 139).

Die empirische Grundlage für die digitalen Stadtmodelle sind von den befragten Studierenden selbst erstellte Fotos ‚ihrer‘ Stadt, d.h. visuelle Repräsentationen von Stadt, die eine hohe subjektive Relevanz haben. Die Fotos werden anhand gemeinsamer Bildbereiche oder über ausschließlich inhaltliche Bezüge miteinander verknüpft. Die eingesetzte Visualisierungssoftware erzeugt durch Berechnung von animierten Überblendungen zwischen den Abbildungen beim Navigieren aus statischen Einzelbildern die Suggestion einer durchgehenden visuellen Darstellung.

142 Die Visualisierungsmöglichkeiten wurden den teilnehmenden Studierenden ausführlich erläutert und zusätzlich in dem Handbuch zur verwendeten Software Photowalker® dargestellt.

Durch die Vernetzung entstehen virtuelle, relationale Räume. Die *Auswahl* der Abbildungen und zu vernetzenden Bildobjekte *entspricht dem raumkonstituierenden Prozess der Syntheseleistung*. Neben der visuellen Wahrnehmung spielen hier auch Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse eine Rolle, auf die vom entstandenen Stadtmodell selbst nicht mehr direkt zurück geschlossen werden kann¹⁴³. Das Platzieren der Verknüpfung entspricht dabei dem zweiten raumkonstituierenden Prozess des Spacing, das in dieser Arbeit – da es sich nicht um realweltliche Platzierungen handelt – mit dem Begriff der *Spacings im virtuellen Raum* eingeführt wird.

Die Fotos der Studierenden, die sich auf Orte und Raumkonstitutionen mit hohen subjektiven Bedeutungen beziehen, werden durch Syntheseleistung und Spacings im virtuellen Raum in einen inhaltlichen und visuellen Bezug zueinander gebracht. Mit der interaktiven Visualisierung wird eine *zentrale Forderung des relationalen Raumbegriffs* umgesetzt, Ergebnisse empirischer Analysen nicht mehr in zweidimensionalen Abbildungen zu präsentieren, die ein Verharren des Denkens in starren Formen begünstigen (Löw, 2001, S. 223), sondern zur Darstellung des Prozesshaften auf „bewegliche Darstellungsformen wie Videos oder Computersimulationen auszuweichen, damit die Visualisierung mit den theoretischen Überlegungen Schritt halten kann“ (Löw, 2001, S. 223).

Die Intentionen bei der Erstellung des Stadtmodells werden durch ein narratives Interview erfragt, denn so können auch Aspekte der Syntheseleistung rekonstruiert werden, die sich nicht aus dem unmittelbaren visuellen Bezug der verknüpften Abbildungen zueinander ergeben (Vorstellungen, Erinnerungen). Der entwickelte methodische Zugang ist eine Methodentriangulation aus Fotointerviews (vgl. Stoetzer, 2004) und digitalen Stadtmodellen. Die subjektiven Bedeutungszuschreibungen in der Konstitution von Räumen, die für die Analyse der Aneignung von Orten als raumbezogene Identifikationsprozesse eine Rolle spielen, werden über ihre sprachliche Veräußerung miterfasst. Sie ergänzen die Darstellung im Stadtmodell und die Fotos. In den Interviews liegt der Fokus auf den Darstellungen der Befragten zu den verwendeten Abbildungen und ihrer Wahrnehmung der Stadt Darmstadt. So werden subjektive Relevanzstrukturen in der eigenen Raumproduktion rekonstruierbar und retrospektiv Verlaufskurven, d.h. die Dynamik und Prozesshaftigkeit raumbezogener Identifikationsprozesse, erhoben¹⁴⁴. Ähnlich eines Narrationsstimulus kann die Aufgabe, die eigene Stadt zu visualisieren, die Identifikation mit ihr verstärken und ein positives Motiv für die visuelle Arbeit darstellen.

143 Aus diesem Grund wurden im Forschungsdesign mehrere Triangulationsmöglichkeiten vorgesehen. So wurden Bedeutungszuschreibungen im Kontext von narrativen Interviews erhoben; vgl. für eine Übersicht im Sample Kap. 2.3, S. 125f). Bedeutungen lassen sich auch über die Interpretation von Einzelbildern generieren, vgl. methodisch Kap. 2.4.2, S. 133ff. sowie im Kontext von Falldarstellungen Kap. 3.2.4, S. 183ff.

144 Zur Auswertung der Fotointerviews in Verbindung mit den generierten digitalen Stadtmodellen wird eine Triangulation aus Grounded Theory (Interviewaussagen), Bildinterpretationsmethode nach Marotzki / Stoetzer (2007) und eine graphenanalytische Strukturanalyse verwendet (vgl. Kap. 2.4, S. 127ff.).

2.2 Forschungsdesign

Die Analyse von raumbezogenen Identifikationsprozessen anhand digitaler Stadtmodelle ist in der Stadtsoziologie eine methodische Innovation. Der gewählte visuelle Zugang zur Stadtforschung setzt aus diesem Grund eine Triangulation von narrativ-biographischen Interviews, der Vernetzung der von den Teilnehmern im Rahmen von Exkursionen in Darmstadt selbst erstellten Fotos im digitalen Stadtmodell und Einzelbildinterpretationen ein. Im Kontext der Auswertungsstrategien wird der kontrollierte Einbezug der unterschiedlichen empirischen Materialsorten ausführlich dargestellt (vgl. Kap. 2.4, S. 148ff. sowie zu Triangulationsmöglichkeiten Abbildung 2.15, S. 148). Die Fotos, die als Stimuli im Interview und für das digitale Stadtmodell verwendet werden¹⁴⁵, entstehen (größtenteils) während der Exkursionen in der Stadt, die die teilnehmenden Studierenden eigenständig auswählen und durchführen. Diese Form des empirischen Zugangs zu Stadt wird in der Ethnomethodologie als *doing walking* bezeichnet und ist, wie Aldo Legnaro feststellt, eine „altetablierte Methode stadtsoziologischer Erkenntnis“ (Legnaro, 2010, S. 278), deren Form der Stadtbeschreibung aus dem Alltagsleben und der konkreten Stadt-Erfahrung im Flanieren er auf den französischen Schriftsteller Louis-Sébastien Mercier zurückführt. Auch die Chicagoer Schule profitierte von dieser Art der Stadtwahrnehmung, bei der das Gehen als eine „zutiefst soziale Aktivität aufgefasst [werde, S.St.], die Körperlichkeit und Raumerfahrung miteinander in Bezug setzt [...]“ und so „die alltagsweltliche Praxis des Gehens mit den dadurch erfahrbaren sozialen Mikrokosmen“ (Legnaro, 2010, S. 278) verbindet. Es ist genau diese Eingebundenheit des Teilnehmenden in die Raumkonstitutionen am Ort über die Platzierung des eigenen Körpers, die zur Entwicklung des hier diskutierten Forschungsdesigns geführt hat: So werden die Auswahlprozesse – was in welcher Art und Weise abgebildet, im Interview kommentiert und in der digitalen Stadtdarstellung vernetzt wird – ‚vor Ort‘ in derselben räumlichen (An)Ordnung und Verbindung mit den Relationennetzwerken anderer Menschen getroffen, in die die Person zu diesem Zeitpunkt eingebunden ist.

Über den Einsatz der fotobasierten, mit räumlichen Links arbeitenden Visualisierungsmethode liegen noch keine Erfahrungswerte vor, da sie *erstmalig für die empirische Forschung angewandt wird*. Die Integration dieser Methode in das Forschungsdesign ist daher so gewählt, dass methodische Artefakte kontrolliert und ggf. ausgeschlossen werden können. Vor der eigentlichen Erhebung werden dazu Erfahrungen mit der Visualisierungssoftware und dem Erstellen des Datenkorpus (von den Befragten z.T. seriell erstellte Fotos der Stadt) gesammelt. Aus diesem Grund wird – für die qualitative Sozialforschung eher untypisch – ein Pretest des Untersuchungsdesigns durchgeführt.

145 In den Diskursen zu visuellen Forschungsmethoden wird dies als „fotogeleitete Hervorlockung“ (photo elicitation) bezeichnet (Pole, 2004); vgl. zu kombinierten Befragungen visueller und narrativer Methoden in der Stadtforschung auch Moore et al. (2008).

2.2.1 Pretest

Ein methodologisch exploratives Vorgehen ist eher durch eine iterative Annäherung zwischen Planbarkeit auf forschungstheoretischer Ebene und praktischen Unwägbarkeiten auf dem Weg ins Feld, d.h. zur eigentlichen Untersuchung, gekennzeichnet.

„Die Beschäftigung mit dem Weg ins Feld dient nicht nur methodologischen und forschungspragmatischen Zwecken. Sie eröffnet darüber hinaus Einblicke in Strukturen und Abläufe der Forschung als einer sozialen Veranstaltung und in das untersuchte Handlungsfeld. Die oft beklagten und als lästig empfundenen Anläufe, Umwege und Holzwege, ja selbst die üblicherweise sorgsam verschwiegenen gescheiterten Zugangsversuche avancieren dann zu ‚kritischen Ereignissen‘, deren Analyse eigene Erkenntnismöglichkeiten eröffnet.“ (Wolff, 2000, S. 336)¹⁴⁶

Aus vergleichbaren Überlegungen erschien es sinnvoll, vor der Hauptuntersuchung die vorgestellte und neu entwickelte Methode unter vergleichbaren Bedingungen zu erproben. Ein Pretest sollte Aufschluss darüber geben, inwiefern eine Fotoexkursion, bei der durch serielle Fotografie die Datenbasis für die Verknüpfung der Bilder selbst gelegt werden sollte, von den teilnehmenden Studierenden akzeptiert wird; ferner ob die Verwendung der Software zur Verknüpfung der Bilder vom Aufwand, von der Bedienbarkeit (usability) und den technischen Hardwareanforderungen her in einem Forschungsprojekt realisierbar ist. Abschließend wurden anhand der im Pretest erstellten digitalen Stadtmodelle weitere Auswertungsschritte entwickelt (vgl. zur Strukturanalyse Kap. 2.4.3, S. 157 zur Einzelbildinterpretation Kap. 2.4.2, S. 155).

Die Aufgabenstellung im Pretest war allerdings gegenüber der Hauptuntersuchung intentional modifiziert; es ging darum, ein historisches Foto (mindestens 10-15 Jahre alt) eines Gebäudes, eines Straßenzuges oder eines öffentlichen Platzes in Darmstadt zu recherchieren:

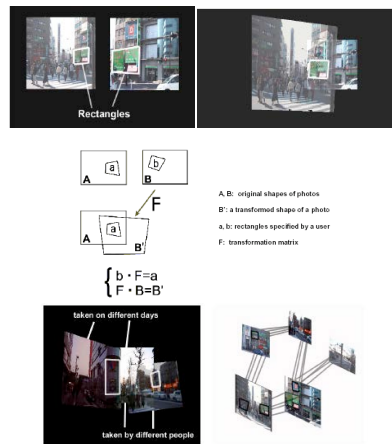
146 Zu diesen Erkenntnissen gehört, dass eine Unterstützung bei der Bedienung der Software generell, beim Kopieren der Fotos von den verwendeten Digitalkameras und der Konvertierung auf das von der Visualisierungssoftware erwartete Format (jpeg, 320x240 Pixel) sinnvoll sein kann. In der Erhebung wurde diesem Umstand durch einen Tutor Rechnung getragen, der den an der Untersuchung teilnehmenden Studierenden hierbei technische Unterstützung angeboten hat.

Aufgabe:

Recherchieren Sie ein historisches Foto (mindestens 10-15 Jahre alt) eines Gebäudes, eines Straßenzuges oder eines öffentlichen Platzes in Darmstadt (z.B. Zeitungsarchiv, persönliche Fotos, Bildband).

Die Gebäude/Plätze sollen eine politische, technische, bildende, kulturelle, administrative oder sonst herausragende Funktion (gehabt) haben. Begründen Sie Ihre Auswahl und dokumentieren Sie Ihre Exkursion durch Darmstadt mit der Digitalkamera.

Bitte beachten Sie, dass zur virtuellen Rekonstruktion Ihrer Exkursion sich Bereiche in den Fotos überlagern müssen:

**Ausleihe der Digitalkameras:**

(Reserviert ab 8:30, Abholung mit „Vollmacht“ und Personalausweis, Uhrzeit bitte mit Nutzerbüro absprechen)

LICHTWIESE - GEBÄUDE L101 ZWEITER STOCK
HRZ Nutzerbüro Lichtwiese: im Raum L101/241 - Tel. 16-3158
Öffnungszeiten:
Mo - Do: 10 - 12 Uhr und 13 - 15 Uhr
Fr: 10 - 12 Uhr

Rückgabe:

Kamera 2&3: 12.6. spätestens 8:30 (sonst 11.6. Nachmittags: Bitte Termin mit Nutzerbüro absprechen)
Kamera 1: 16.6. spätestens 8:30 (sonst am 13.6. spätestens 13:30, bitte Termin mit Nutzerbüro absprechen)

Bitte kopieren Sie die Bilder von den Speicherkarten der Kameras bevor sie die Kameras zurückgeben!

Abbildung 2.11: Aufgabenstellung Pretest
Quelle der Abbildungen in der Aufgabenstellung: Tanaka et al. (2002, S. 307)

Die Gebäude oder Plätze sollten eine politische, technische, bildende, kulturelle, administrative oder sonst herausragende Funktion zum Zeitpunkt der Aufnahme gehabt haben¹⁴⁷. Die Auswahl sollte begründet erfolgen, der Weg durch den Stadtraum zu dem recherchierten Gebäude sollte mit Hilfe einer Digitalkamera dokumentiert und auf die Überlappung von Bildbereichen geachtet werden. Mit dieser Aufgabenstellung sollte geprüft werden, ob diese Form der seriellen Fotografie, die zunächst recht ungewöhnlich ist¹⁴⁸, für die Hauptuntersuchung ein Hemmnis sein kann. Für die Exkursion bekamen die Studierenden die Aufgabenstellung zusammen mit einer Erklärung der seriellen Fotografie auf einer A4-Seite ausgeteilt (vgl. Abbildung 2.11, S. 140), zwei Digitalkameras standen zur Ausleihe zur Verfügung.

Ausgehend von den Erfahrungen des Pretests wurden neben der geänderten Fragestellung noch Details optimiert und die Beschreibung der Aufnahmepraxis angepasst. So gab es neben einer anderen Aufforderung zu visueller Arbeit auch Ergänzungen bei der Formulierung zur Verwendung visuellen Materials, das nicht im Rahmen der Fotoexkursion erstellt wurde (Verwendung weiterer Bildquellen). Neu ist auch z.B. der Hinweis, dass vor der eigentlichen Exkursion ein kurzes Konzept entwickelt werden soll, was die Intention des digitalen Stadtmodells sein soll – in Anlehnung an den filmischen Charakter der interaktiven, animierten Überblendungen zwischen den Fotos auch als *Storyboard* bezeichnet. Im Pretest hatte sich herausgestellt, dass die Darstellungen ohne eine gedankliche Vorbereitung teilweise beliebig wirkten.

2.2.2 Hauptuntersuchung

Die Aufgabenstellung der Hauptuntersuchung bezieht sich explizit auf die Aneignung von Darmstadt als eigene Studienstadt, nicht mehr auf einzelne Gebäude, Straßen oder Plätze. Die Aufgabe wurde also dahingehend erweitert, den *Fokus der visuellen Arbeit bei der Erstellung des digitalen Stadtmodells selbst zu wählen* und das von Darmstadt zu zeigen, was persönlich für die Studienstadt wichtig ist: das ‚eigene‘ Darmstadt. Gleichzeitig sollte aufgrund der Ähnlichkeit mit dem visuellen Medium Film die konzeptionelle Arbeit

147 Die Aufgabe im Pretest und die Vorstellung der Schlüsselkategorie der historiographischen Raumproduktion anhand einer Falldarstellung in der Auswertung (vgl. Kap. 3.2, S. 174ff) haben keinen ursächlichen Zusammenhang. Der Student, der explizit Fotos und Aufnahmeorte unterschiedlicher Dezentennien systematisch aufeinander bezieht, hat den Impuls nicht etwa der Aufgabenstellung des Pretests entnommen: Auf diese (frühere) Aufgabenstellung wurde für die Hauptuntersuchung nicht verwiesen, auch hat der Student an dem vorherigen Seminar (Pretest des Erhebungsdesigns) nicht teilgenommen.

148 Diese Form des Fotografierens bricht mit den Erwartungen des Umfeldes: Fotografiert werden in Städten üblicherweise Sehenswürdigkeiten, bei denen bereits durch global zirkulierende Images eine Erwartungshaltung vorstrukturiert ist. Diese Images durch die eigene Bildproduktion zu reproduzieren und mit der offiziellen Darstellung in Einklang zu bringen, vermittelt ein Gefühl von Authentizität (vgl. Löw, 2006). Wenn entgegen diesem antizipierten ‚touristischen Habitus‘ Alltägliches repetitiv fotografiert wird, kann es zu Irritationen kommen (vgl. die entsprechende Frage im Leitfaden zur Hauptuntersuchung, Abbildung 2.13, S. 124).

2.2.3 Ablauf der Erhebungsphase

Im Unterschied zu qualitativen Verfahren, die mit narrativen Landkarten arbeiten (vgl. Lutz et al., 1997) müssen aufgrund des Arbeitsaufwandes für die Visualisierung des subjektiven Stadtimages – Fotoexkursion mit Bildumfang von 100-200 Fotos; (An)Ordnen und Verknüpfen – diese Vorbereitungen außerhalb des eigentlichen Interviewsettings erfolgen. Eine Verbindung von Datenauswertung und erneuter Erhebung, wie sie das *Theoretical Sampling* der *Grounded Theory* vorgeschlägt (u.a. Strauss, 1994, S. 43; zum Kodierparadigma S. 46, 56; sowie 70f.), lässt sich in der Form nicht realisieren (zur einer alternativen Lösung vgl. S. 154 dieser Arbeit).

Auch die Erhebung der dazu benötigten Foto(serien) wurde aus organisatorischen und zeitökonomischen Gründen als Block realisiert (Möglichkeit zur Ausleihe von Digitalkameras; Aufwand für die teilnehmenden Studierenden). Da die Erhebungsphase in einem Seminarkontext erfolgte, wurde durch die parallele Generierung des visuellen Materials auch eine *Vergleichbarkeit im Hinblick auf eine theoretische Sensibilisierung* (vgl. S. 150) der teilnahmebereiten Studierenden durch *den inhaltlichen Verlauf des Seminars* sichergestellt.

Das visuelle Material, als empirische Basis der vorliegenden Arbeit, wurde durch die Befragten zuvor selbst erstellt (Exkursion), diente als ‚roter Faden‘ für die qualitativen Interviews (Fotointerview) und wurde im Anschluss interaktiv in einem digitalen Stadtmodell vernetzt. Damit wird eine hohe Teilnahmembereitschaft vorausgesetzt. Die Fotos werden von den Studierenden in Einzelinterviews¹⁴⁹ vorgestellt, mit einem Erfahrungsbericht beginnend, eingeleitet durch einen kurzen und wiederum offenen Stimulus. Anschließend werden die Studierenden gebeten, die Fotos am Computer zu zeigen und hinsichtlich der Bildobjekte sowie der Intention der Aufnahme zu beschreiben. Die Interviewform ist daher ein Fotointerview (Stoetzer, 2004). Ähnlich der Technik des lauten Sprechens werden die Hintergründe, warum die jeweiligen Fotos erstellt wurden und welche Rolle sie für das digitale Stadtmodell spielen, verbalisiert – und damit auch die Verknüpfungs- und Platzierungsprozesse. Auf raumtheoretische Ebene entsprechen diese methodologischen Überlegungen der Überführung von (raumkonstituierenden) Handlungen vom praktischen ins diskursive Bewusstsein in reflexiven Settings (Löw, 2001, S. 162). Im Anschluss an die erste Erzählsequenz wurden zunächst immanente Nachfragen gestellt, dann wurden mit einem Leitfaden folgende Fragen systematisch erfasst:

149 Die Interviews fanden im Residenzschloß in Darmstadt, zentral in der Innenstadt gelegen, statt. Der Wahl des Interviewortes liegen folgende Überlegungen zugrunde: Während eine ‚offizielle Adresse‘ an der Universität als Interviewort für biographische Studien eher ungeeignet erscheint – sie finden überwiegend in den Privaträumen der Befragten statt (Sicherheit in der eigenen Umgebung, wenig Mehraufwand für die Befragten und Rückgriffsmöglichkeiten auf biographische Artefakte) – ist dieser Ort für Studierende hingegen Teil ihres Alltags. Die Interviewsituation stellt somit lediglich im Hinblick auf die Verwendung und Art der Kommunikationssituation (Aufzeichnung des Gesprächs für die Auswertung) eine Ausnahme dar.

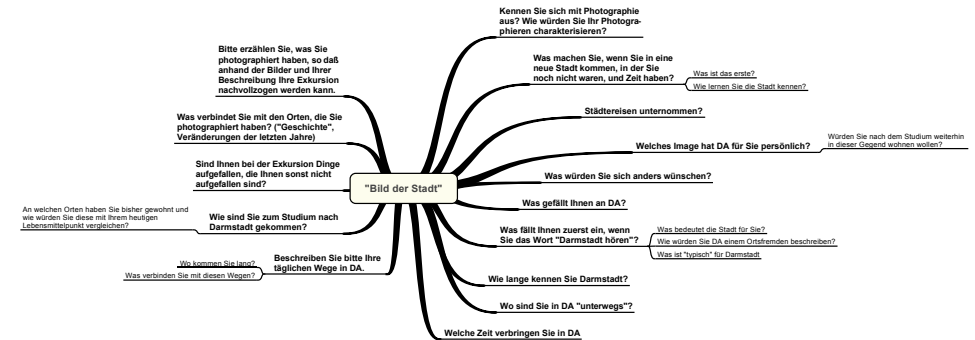


Abbildung 2.13: Mindmap des Leitfadens

Damit eine Zuordnung zwischen angezeigtem Bild und den korrespondierenden Aussagen der Studierenden in der Auswertung möglich ist, wurde eine Aufzeichnungsstrategie entwickelt, die den Interviewer in der Erhebungssituation von dieser Dokumentation entlastet, so dass die Konzentration auf die Gesprächsführung erfolgen kann. Aufgezeichnet werden *entgegen einem Videointerview nicht die interviewten Personen selbst, sondern nur die Bildschirmanzeige des Computers*. Die Darstellung am Computerbildschirm kann neben den Fotos und den interaktiven Visualisierungen der digitalen Stadtmodelle auch Gesten mit dem Mauszeiger am Bildschirm beinhalten, etwa das Zeigen auf markante Gebäude oder Details, die eine hohe subjektive Bedeutung haben. Für die Videoaufzeichnung wurde der Videoausgang des Computers direkt mit einem S-VHS-Videorekorder¹⁵⁰ verbunden, während gleichzeitig die verbale Kommunikation auf der Audiospur aufgezeichnet wurde¹⁵¹. Eine Videoaufzeichnung der Interviewsituation selbst fand hingegen nicht statt.¹⁵²

150 Die direkte Aufzeichnung des Videosignals des Computers führt zu einer höheren Bildqualität als das Abfilmen der Monitoranzeige mit einer Videokamera. Zur weiteren Verbesserung der Bildqualität wird daher ein SVHS-Recorder eingesetzt.

151 Die Interviews wurden zusätzlich direkt als mp3-Dateien aufgezeichnet, was die weitere Verwendung im Forschungsprozess erleichtert.

152 Auf die Aufzeichnung des Gesprächs und der Computeranzeige wurde vor Interviewbeginn hingewiesen; die Anonymisierung der Interviews im Hinblick auf verwendete Personennamen wurde zugesichert und eine Einverständniserklärung für die Verwendung der Fotos, der Interviews und der digitalen Stadtmodelle eingeholt.

Die Aussagen im Interview und die jeweils angezeigten Fotos werden mit diesem Aufbau immer synchron zueinander aufgezeichnet und können während der Auswertung einander zugeordnet werden, wenn die Analyse der unterschiedlichen Materialarten miteinander kombiniert wird.

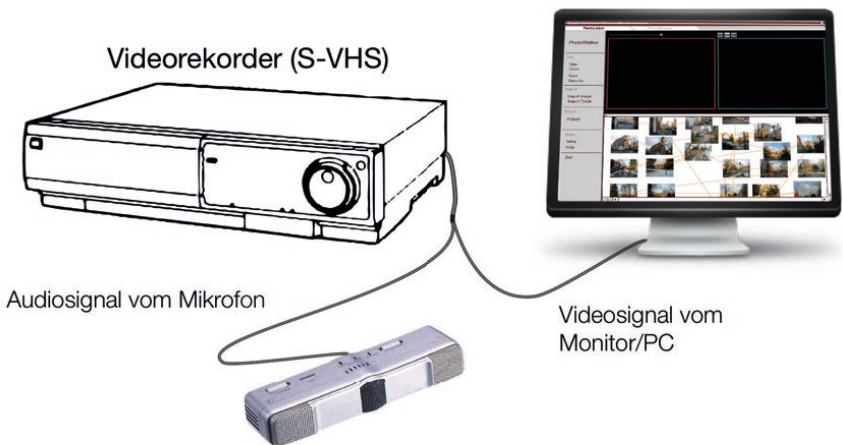


Abbildung 2.14: Synchroner Aufzeichnung von Bildschirmdarstellung (Video) und Interview (Audio)¹⁵³

Festzuhalten bleibt daher, dass der Ort, an dem die Interviews zur Fotoexkursion und zum digitalen Stadtmodell erfolgen, sorgfältig in Abhängigkeit von der untersuchten Zielgruppe und dem erforderlichen technischen Equipment gewählt wurde. Die Aufzeichnung ermöglicht, die Darstellung der Fotos sowie Gesten mit dem Mauszeiger auf dem Computermonitor synchron zur sprachlichen Ebene zu dokumentieren, ohne die Interviewsituation selbst auf Video aufzuzeichnen.

153 Noch eleganter wäre natürlich eine durchgängig digitale Lösung gewesen, bei der die vom Computer erzeugte Bildschirmdarstellung (der Fotos) wiederum direkt im Computer aufgezeichnet worden wäre. Entsprechende Programme existieren, haben aber den Nachteil, dass sie sich eher zur Aufzeichnung kurzer Videosequenzen für Softwareschulungen eignen als für komplexe Animationen oder Videos. Digitalvideos erzeugen große Datenmengen, die unkomprimiert die Speichermöglichkeiten des Computers überlasten und werden daher in Echtzeit (d.h. parallel zur Aufnahme) stark komprimiert. Eine softwarebasierte Aufzeichnung der Computeranzeige – zusätzlich zur Darstellung der interaktiven Stadtmodelle – war zum Zeitpunkt der Erhebung technisch nicht möglich. Durch die Auslagerung der Aufzeichnung an eine extern realisierte Lösung ist auch eine Redundanz gegeben. Gerade im Hinblick auf den explorativen Charakter der empirischen Studie und die verwendeten methodischen Innovationen ist diese Absicherung sinnvoll.

2.3 Sample

Das vorgestellte Forschungsdesign eignet sich, wie anhand der methodologischen Herleitung und des Pretests gezeigt wurde, um raumbezogene Identifikationsprozesse erheben und auswerten zu können. Insgesamt konnten 16 Studierende für die Mitarbeit an dieser Studie gewonnen werden. In der tabellari-schen Übersicht sind diejenigen Fälle grau hinterlegt, anhand derer die einzelnen Schlüsselkategorien exemplarisch in Form von ausführlichen Falldarstellungen im Kapitel 3 (S. 177ff.) hergeleitet werden.

Name (anonymisiert)	Geschlecht	Studienfach	Semester
Christine H.	w	Dipl. Soz.	6
Christoph W.	m	Architektur	5
Daniel D.	m	Dipl. Soz.	7
Frederik O.	m	Lehramt Berufsschule	5
Gerd S.	m	Dipl. Soz.	9
Hans S.	m	Lehramt Berufsschule	5
Ingrid K.	w	Dipl. Soz.	7
Irmgard O.	w	Dipl. Soz.	7
Luise D.	w	Architektur	5
Mark K.	m	Architektur / Dipl. Soz.	13 (abgeschl.) / 1.
Natalie D.	w	Mag. Päd, Soz./ Psych.	11 / 9
Ruben G.	m	Dipl. Soz.	9
Swenja R.	w	Dipl. Soz.	7
Tamara H.	w	Mag. Päd, Soz/ Psych.	11 /9
Thorsten A.	m	Dipl. Soz.	9
Urs W.	m	Lehramt Berufsschule	5

Tabelle 1: Übersicht über das Sample; Fälle 1. Ordnung

Für alle 16 Fälle im Sample liegen narrative, visuelle und interaktive Stadtdarstellungen vor, die jeweils direkt aufeinander bezogen werden können – diese Möglichkeit zur Triangulation (vgl. Flick, 2004) auf Methoden- und Datenebene wurde bei der Entwicklung des empirischen Design explizit berücksichtigt:

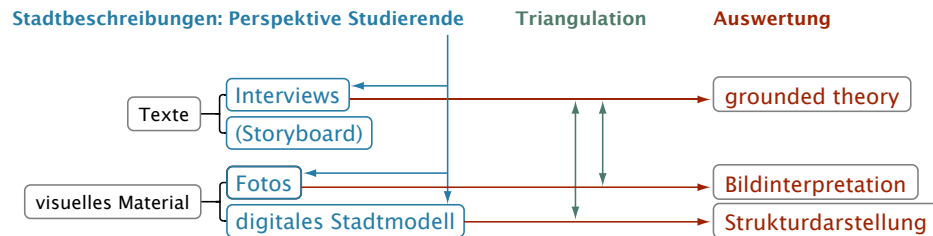


Abbildung 2.15: Übersicht Sample – Materialsorten, Triangulationsmöglichkeiten und Auswertungsverfahren

Durch die Möglichkeit, die einzelnen empirischen Materialien aufeinander im Kontext einzelner Aussagen beziehen zu können, lassen sich ‚blind spots‘ von Methoden reduzieren. Visuelle Feldzugänge können räumliche Konfigurationen der Orte abbilden. Wenn Fotos in diesem Sinn verwendet werden, kann es zu einer Irritation kommen (und die visuelle Methode allein an ihre Grenzen bringen), wenn die räumliche (An)Ordnung nicht den Erwartungen entspricht und das, was eigentlich gezeigt werden sollte, nicht abgebildet werden kann. Die *Abbildung von abwesenden raumkonstituierenden Elementen* oder die Visualisierung von „leeren Räumen“¹⁵⁴ ist methodisch auf ergänzende Zugänge angewiesen, die durch den Einbezug sprachlicher Stadtdarstellungen in dieser Arbeit gegeben ist.

2.4 Auswertungsstrategien

Die Auswertung erfolgt zunächst getrennt für die einzelnen Materialarten, denn sie bieten ein gegenseitiges Erklärungspotential – das Interview beispielsweise für die Intentionen bei der Auswahl der Fotos und der Vernetzung zum digitalen Stadtmodell. Eine vorschnelle Integration aller Materialsorten in die Analyse hätte die Generierung konkurrierender Lesarten im Interpretationsprozess verhindern können und so die Auswertung des empirischen Materials verflacht (vgl. auch Fn. 159, S. 154). Fotos und digitale Stadtmodelle wurden daher entlang eines modifizierten *Theoretical Samplings* erst in einem fortgeschrittenen

154 Mortelmans (2005) zeigt, wie die Abwesenheit von sozialen Gütern zur Konstruktion von Exklusivität genutzt wird. Im Schaufenster von Edelboutiquen beispielsweise wird einzelnen, ausgewählt platzierten Elementen durch die Leere zwischen ihnen das Image von Luxusgütern zugeschrieben. Interessanterweise wird dieser Ansatz über eine visuelle Methode realisiert und mit der Frage eingeführt, wie man Leere abbilden kann. Die Verfügungsmacht über Räume, die damit einhergeht, wird in Kapitel 3 im Rahmen der Fallauswertung eine Rolle spielen (Villenviertel Mathildenhöhe).

Stadium der Interpretation methodisch kontrolliert eingeführt, anstatt nach ersten Auswertungen erneut empirische Daten zu erheben, wie es als Konzept für die Grounded Theory beschrieben wurde (vgl. ausführlich S. 154). Im Folgenden werden die Auswertungsverfahren entlang der unterschiedlichen Materialarten vorgestellt.

2.4.1 Grounded Theory

Die Forschungsrichtung der Grounded Theory orientiert sich am Interpretativen Paradigma (vgl. auch Fn. 105 S. 109) und hat den Anspruch, qualitativ-hypothesengenerierend neue Perspektiven auf die soziale Wirklichkeit zu entwickeln und damit letztendlich zu einer neuen Theoriebildung beizutragen. Sie will eine Antwort auf die fundamentale Frage geben, wie neues Wissen generiert werden kann. Die Grounded Theory wurde von Anselm Strauss und Barney Glaser in den 1960er Jahren entwickelt und steht hinsichtlich der Biographie von Anselm Strauss in der Theorie der Stadtforschung der Chicagoer Schule (vgl. Löw et al., 2007, S. 31ff.). Barney Glaser war Schüler von Paul Felix Lazarsfeld, der als Begründer der modernen empirischen Sozialforschung gilt und Mitautor der Gemeindestudie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ ist (Jahoda / Lazarsfeld / Zeisel, 1975, orig. 1933). Anselm Strauss setzte sich früh im Studium mit Arbeiten der Chicagoer Schule auseinander, wurde Assistent bei Herbert Blumer, hat im Nachkriegsdeutschland stadtsoziologische Untersuchungen durchgeführt (Legewie / Schervier-Legewie, 2004) und ist auch als Autor zahlreicher architektursoziologischer Arbeiten in den USA in Erscheinung getreten. Die Grounded Theory ist aufgrund ihrer historischen wie forschungslogischen Ursprünge ein genuin (stadt-)soziologisches Forschungs- und Interpretationsprogramm und eignet sich insbesondere dazu, die räumliche und zeitliche Verschränkung sozialer Phänomene zu analysieren: Andrew Abbott (1997) plädiert gegen ein „Variablenparadigma“ (S. 1152) in der empirischen soziologischen Forschung und für die Grundüberlegungen der Chicagoer Schule, die Eingebundenheit jedes sozialen Phänomens in spezifische räumliche und zeitliche Kontexte, d.h. in Relationennetzwerke räumlicher und zeitlicher Art (1997, S. 1158). Für diesen Grundgedanken sieht Abbott in der gegenwärtigen und künftigen Ausrichtung der empirischen Sozialforschung viel Potential:

“We now have the empirical power to return social facts to their temporal and spatial contexts. We can look directly at social action by particular social actors in particular social times and places.” (Abbott, 1997, S. 1169)

Entsprechend vertritt auch der Ansatz der Grounded Theory bei der Analyse von Daten den Anspruch, die *Eingebundenheit des Forschenden* in ein bestimmtes theoretisches Paradigma¹⁵⁵, Erfahrungen aus voran-

155 Kerry Daly stellt kritisierend fest dass die Verortung des methodologischen Standpunktes etabliert ist, die des theoretischen Standpunktes jedoch nicht:

gegangenen empirischen Untersuchungen, persönliche Erlebnisse sowie theoretische Vorannahmen durch das Studium der (Fach-)Literatur zum Untersuchungsgegenstand zu berücksichtigen – zusätzlich zu der relationalen räumlichen wie zeitlichen Einbindung der untersuchten sozialen Phänomene.

Indem diese Rückgriffe auf Erfahrungen und Vorwissen – Anselm Strauss und Juliet Corbin verwenden dafür den Begriff der *theoretischen Sensibilität* ((Strauss / Corbin, 1990:1996, S. 25ff.)), Strauss selbst spricht von *Kontextwissen* (1994, S. 36f.) – explizit thematisiert werden, wird vermieden, dass sie ‚unbemerkt‘ in die Interpretation und Auswertung der Daten einfließen können. Der Hauptaspekt der theoretischen Sensibilität ist jedoch die damit gewonnene, *kreative Kompetenz*, „die Forschungssituation und die damit verbundenen Daten auf neue Weise zu sehen und das Potential der Daten für das Entwickeln einer Theorie“ (Strauss / Corbin, 1990:1996, S. 27) durch eine *neue Verknüpfung* von empirischen und (fach-)theoretischen Beobachtungen sowie professionsbiographischen und persönlichen Erfahrungen zu nutzen.

Die beschriebene Kompetenz, methodisch kontrolliert neue Erkenntnisse zu generieren und zur Theorieentwicklung der Disziplin beizutragen, geht auf den sprachlich ähnlichen Begriff der *sensibilisierenden Konzepte* zurück. Er wurde von Herbert Blumer geprägt, um zu verdeutlichen, dass viele *soziologische Begriffe keine klar und eindeutig definierten Konzepte* seien (“[...]the concepts of our discipline are fundamentally sensitizing instruments[...]” (Blumer, 1954, S. 7), sondern der empirischen Forschung eher Hinweise geben, was im Forschungsprozess beachtet werden soll:

“A definitive concept refers precisely to what is common to a class of objects, by the aid of a clear definition in terms of attributes or fixed bench marks. [...] A sensitizing concept lacks such specification of attributes or bench marks and consequently it does not enable the user to move directly to the instance and its relevant content. Instead, it gives the user a general sense of reference and guidance in approaching empirical instances. Whereas definitive concepts provide prescriptions of what to see, sensitizing concepts merely suggest directions along which to look.” (Blumer, 1954, S. 7)

Der Vorschlag, die soziologische Theorie von der Vorstellung abschließender und derart eindeutiger Begriffe zu entlasten, dass ihre Operationalisierung entfallen kann, wurde durch die qualitative Sozialforschung aufgegriffen und *Blumers Begriff als Ausgangspunkt der interpretativen Arbeit verstanden* (vgl. Bowen, 2006, S. 14).

Sie ist – wie jede systematische Theorie – durch die *Trias Induktion, Deduktion und Verifikation* gekennzeichnet. Induktion bezeichnet den logischen Schluss von einzelnen Beobachtungen zu einer allgemeingültigen Regel, die zunächst vorläufig und von weiteren Randbedingungen gekennzeichnet ist. Jo Reichertz (1993, S. 264ff.) unterscheidet noch zwischen *quantitativer und qualitativer Induktion*. Der logische

“I have been increasingly unsettled by the separation of self and theory. Although we seem to be doing a better job of putting the researcher's self into the methodological picture, we have not done a very good job of putting the self into the theoretical picture. If we accept the idea that persons generate theory, then why is there never a person attached to that theory in a direct way?” (Daly, 1997, S. 360)

Schluss von Eigenschaften einer Stichprobe auf die Grundgesamtheit, die Generalisierung, bezeichnet er als *quantitative Induktion*. Sie ‚verlängert‘ quasi die Gültigkeit bekannter Regeln (die für die Stichprobe oder den Einzelfall gelten) und überträgt sie auf eine größere Gruppe (die Grundgesamtheit, für die die Aussage getroffen werden soll). Der logische Schluss ist damit nicht wahrheitsübertragend, sondern führt zu Wahrscheinlichkeitsaussagen. Eine *qualitative Induktion* bezeichnet hingegen den Schluss von Eigenschaften einer bestimmten Gruppe auf weitere, noch unbekannte. Im ersten Fall wird die Reichweite bekannter Regeln erhöht, im zweiten hingegen das Spektrum der Aussagen.

Die *Deduktion* ist der umgekehrte logische Schluss, die Ableitung von einer Regel auf beobachtbare Einzelfälle und bereitet die *Verifikation*, die Überprüfung von Hypothesen, vor. Die Trias Induktion, Deduktion und Verifikation lässt sich auf folgenden Nenner zusammenfassen: Aus empirischen Daten werden vorläufige Schlussfolgerungen gezogen, deren Konsequenzen wiederum an der empirischen Wirklichkeit überprüft werden. In der Forschungspraxis wird dieses Vorgehen iterativ angewendet, wobei die einzelnen Schritte zwar aufeinander aufbauen, aber nicht permanent sequentiell ausgeführt werden (vgl. dazu Strauss, 1994, S. 37). Gegenüber dieser idealtypischen, formallogischen Darstellung bei Anselm Strauss (1994) führt Jörg Strübing den heuristischen Schluss, die *Abduktion*, auf, die jedoch streng genommen *keine dritte logische Schlussform* darstellt (Strübing, 2008, S. 45). Die Einteilung einer empirischen Beobachtung kann entweder entlang bisher für gültig erachteter Regeln erfolgen – dies wäre ein induktiver Schluss, wie Strauss ihn versteht, wenn der Umfang der Aussage (qualitative Induktion) oder der Gültigkeitsbereich der Aussage (quantitative Induktion) erhöht werden. Werden empirische Beobachtungen lediglich unter bekannten Regeln subsumiert, handelt es sich weiterhin um ein deduktives Vorgehen (Reichertz, 2003).

Lässt sich eine empirische Beobachtung nicht mit bestehenden Regeln oder Erklärungen vereinbaren, ist es notwendig, den bisherigen Wissensbestand zu erweitern. Indem eine neue Regel oder die Zusammenstellung einer neuen typischen Merkmalskombination generiert wird, können diese Unstimmigkeiten aufgehoben werden. Dieser mentale Prozess, der empirische Beobachtungen völlig neu gruppiert und neue Erklärungsansätze für zunächst unerklärliche Phänomene bereitstellt, wird als *Abduktion* bezeichnet. Jo Reichertz (2003, S. 8ff.) und Jörg Strübing (2008, S. 44) kritisieren recht bissig den Versuch, dieses Vorgehen als ausreichendes Qualitätsmerkmal qualitativer Forschung zu definieren, denn ein solcher ‚Gedankensprung‘ lässt sich weder durch systematisches Vorgehen herbeiführen, noch sind die Aussagen, zu denen er führt, notwendigerweise ‚richtig‘, selbst wenn es sich ‚nur‘ um Wahrscheinlichkeitsaussagen handelt. Der Begriff der Abduktion geht auf Charles Sanders Peirce zurück und unterscheidet sich von der qualitativen Induktion dadurch, dass etwas Wahrgenommenes (percept) mit einem erinnerten, stilisierten Wahrnehmungsurteil (perceptuum) *nicht* in Einklang gebracht werden kann. Der Prozess, in dem ein neues Wahrnehmungsurteil erzeugt wird, ist vorsprachlich und liegt damit außerhalb jeder Kontrolle – wissenschaftliche Erkenntnisgenerierung würde, ließen sich keine Auswege aus diesem Dilemma finden, damit ad absurdum geführt:

„Wenn wir einerseits auf Abduktionen angewiesen sind, um Erkenntnisse zu gewinnen und sich andererseits dieser Teil des Prozesses der intersubjektiven Überprüfbarkeit entzieht, wie sollen wir dann zu objektiven Ergebnissen gelangen?“ (Strübing, 2008, S. 46)

Aus diesem Dilemma führen zwei Wege: Obwohl sich Abduktionen nicht durch systematisches Vorgehen erzeugen lassen, gibt es doch Möglichkeiten, für diesen „kreativen Schluß“ (Reichertz, 1993, S. 271) günstige Bedingungen zu schaffen. Insbesondere die Grounded Theory hat dazu ausgearbeitete Konzepte (vgl. theoretische Sensibilität bei Strauss / Corbin (1990:1996, S. 56ff.). Abduktiv gewonnene Erkenntnisse für sich sind jedoch unbestätigt, zunächst spekulativ und daher im besten Fall probabilistisch. Erst die Integration in den zirkulären Prozess der (ad hoc-)Hypothesenbildung anhand qualitativer Induktion, Abduktion und Verifikation (an bereits erhobenen empirischen Daten sowie an weiteren Erhebungen, d.h. Deduktion) ermöglicht eine Theoriegenerierung, die *neues Wissen in einem transparenten Prozess* hervorbringt.

Charakteristisch für qualitative Methoden ist – ganz allgemein – eine *größere Flexibilität* im Hinblick auf Kriterien der Erhebung und Auswertung von Daten. Flexibilität bezeichnet dabei die Möglichkeit, die gewählte Methode *begründet* im Hinblick auf den Feldzugang und die Fragestellung in einem gewissen Rahmen anzupassen (vgl. Legewie / Schervier-Legewie (2004, S. Abs. 62)), *ohne die methodologischen Grundlagen der jeweiligen Ansätze zu verletzen*. Immy Holloway und Les Todres (2003) haben zu diesem Punkt phänomenologische und ethnographische Forschungsmethoden sowie die Grounded Theory verglichen und gezeigt, dass die Vorstellungen der methodischen Flexibilität deutlich variieren. Aus diesem Grund plädieren sie dafür, die Verortung des Forschenden in theoretischer und methodologischer Hinsicht transparent zu machen und die Entscheidungen für bestimmte Forschungsmethoden und ggf. ihre Abwandlung plausibel und nachvollziehbar zu reflektieren.

Strauss selbst sieht die Grounded Theory im Gespräch mit Heiner Legewie eher als methodologisches Programm denn als konkrete Auswertungsmethode an:

„Zunächst einmal meine ich, Grounded Theory ist weniger eine Methode oder ein Set von Methoden, sondern eine Methodologie und ein Stil, analytisch über soziale Phänomene nachzudenken. Ich habe diesen Stil gewissermaßen unvollständig entwickelt aus meinen Bedürfnissen als Interaktionist und Feldforscher heraus.“ (Legewie / Schervier-Legewie, 2004, S. Abs. 58)

Die Art des Kodierens ist eine der drei zentralen Aspekte¹⁵⁶ der Grounded Theory. Strauss beschreibt mit dieser Tätigkeit die eigentliche Arbeit an der Theorie- und Konzeptentwicklung, die über eine Vorschlagwortung und Klassifikation der untersuchten Phänomene deutlich hinausgeht. Aus diesem Grund charakterisiert er das Kodieren auch als theoretisch (vgl. Legewie / Schervier-Legewie (2004, S. Abs. 59).

156 Strauss (1994, S. 51) nennt zehn Hauptelemente, reduziert diese aber im Gespräch mit Heiner Legewie auf drei grundlegende Vorgehensweisen, die eine Untersuchung nach der Grounded Theory ausmachen (Legewie / Schervier-Legewie, 2004, S. Abs. 59&64). Die Darstellung orientiert sich im Folgenden an diesen drei Grundvoraussetzungen und greift die weiteren Hauptelemente der Grounded Theory im kontextbezogen auf.

Der *Prozess des Kodierens* ist eine Auseinandersetzung mit dem empirischen Material in dessen Verlauf verschiedene Typen des Kodierens eine zunehmende Theoretisierung und Abstraktion ermöglichen, gleichzeitig jedoch nicht in einer sequentiellen Logik als voneinander klar abgrenzbare Stadien erfolgen. Charakteristisch für die Grounded Theory ist ein ständiger Rückbezug dieses Interpretationsprozesses auf vorgelagerte Abstraktionsstufen, auf das empirische Material und das Feld selbst. Mit dem Begriff des Kodierparadigmas wird dieser Vergleich als systematische Komponente des Forschungsprozesses festgeschrieben.

Auf der Ebene des *offenen Kodierens* wird das empirische Material in einzelne Phänomene gegliedert und diese intensiv miteinander verglichen. Die Vorgehensweise ist dabei sehr feingliedrig – bei Interviews zeilen-, teilweise wortweise (Strauss, 1994, S. 58) – und nah am empirischen Material, so dass für die Beschreibung einzelner Kategorien auch Begriffe oder Ausdrücke aus dem Material selbst verwendet werden können¹⁵⁷. Neben den Vergleichen ist das Stellen von generativen Fragen, die auf Hypothesenbildungen zu dem vorliegenden Einzelphänomen hinauslaufen, ein zentraler Aspekt des offenen Kodierens¹⁵⁸. Im Laufe der fortschreitenden Interpretation auf der Ebene des offenen Kodierens lassen sich kaum noch neue Konzepte im Material entdecken. Die entwickelten Konzepte gelten als gesättigt und es ergibt sich ein fließender Übergang auf die nächste Abstraktionsstufe.

Das *axiale Kodieren* ähnelt dem offenen Kodieren, wird aber eher ‚entlang‘ der beim offenen Kodieren entwickelten Kategorien durchgeführt statt direkt am Material – die Analyse dreht „sich an einem bestimmten Punkt um die ‚Achse‘ einer Kategorie“ (Strauss, 1994, S. 63). Damit wird das Wissen im Hinblick auf den jeweiligen Code um Kontextbedingungen, Eigenschaften und Ausprägungen der Verbindungen zu anderen Konzepten und Fällen vertieft. Der Rückbezug direkt in das empirische Material ist dabei möglich, damit die Fortschreibung der theoretischen Konzeptentwicklung plausibel und gegenstandsbezogen bleibt.

Auf der Basis der entwickelten und ausdifferenzierten Erklärungsansätze empirischer Phänomene werden diejenigen ausgewählt, die im Hinblick auf die Forschungsfrage relevant und besonders aussagekräftig sind. Diese Abstraktionsebene wird daher als *selektives Kodieren* bezeichnet. Das Vorgehen ähnelt den vorherigen Kodiervorgängen im Hinblick auf systematische Vergleiche und ein in-Beziehung-Setzen der bislang entwickelten und ausdifferenzierten Codes. Als Ergebnis des Auswertungsprozesses benennen Strauss (1994) sowie Strauss / Corbin (1990:1996) die zentrale Kategorie als *Schlüsselkategorie*. Es ist jedoch auch möglich, dass die entwickelte Antwort auf die forschungsleitende Frage *mehrere Schlüsselkategorien gleichberechtigt* enthält (Strauss, 1994, S. 65).

157 Sie werden als natürliche Codes (Strauss, 1994, S. 60 und 64f.) bzw. als in-vivo-Codes (Strauss / Corbin, 1990:1996, S. 50) bezeichnet. Zur Unterscheidung werden Kodierungen, die sich aus dem (fach-)theoretischen Vorwissen ergeben, als konstruierte Codes bezeichnet. Sie können implizite Annahmen über ihre inhaltliche Bedeutung transportieren, daher sollte bei ihrer Verwendung im Interpretationsprozess über das Schreiben von Memos möglichst genau festgehalten werden, wie der Begriff inhaltlich definiert wird.

158 Gestellt werden so genannte W-Fragen (wer, wie was, warum, wieviel, wo; vgl. Strauss / Corbin, 1990:1996, S. 57ff.).

Cynthia Weston et al. (2001) betonen, dass *Teamarbeit* bei der Interpretation auf allen Kodierungsebenen ein wichtiges Gütekriterium qualitativer Forschung sei. Eine Interpretation im Alleingang (durch den Forschenden) berge die Gefahr, methodisch nicht ‚streng‘ genug vorzugehen, da eine kommunikative Validierung der entwickelten Konzepte bereits auf den ersten Stufen der Kodierung ausbliebe. Diese Mahnung ist bei der Verwendung unterschiedlichen empirischen Materials, das teilweise ein gegenseitiges Erklärungspotential bietet¹⁵⁹, ebenso zu berücksichtigen. Aus diesem Grund wurde die Interpretation der textlichen und visuellen Daten in der vorliegenden Arbeit über unterschiedliche Interpretationsgruppen¹⁶⁰ verteilt. Mit diesem Vorgehen wurde gewährleistet, dass zum einen ein Konsens über die Kategorienbildung und die daraus entwickelte Theoriebildung bestand (Plausibilität der Interpretationen) und zum anderen Informationen, die den Interpretationsweg unzulässig abgekürzt hätten, der Interpretationsgruppe *nicht* vorlagen. Sie wurden ex post validierend hinzugezogen (z.B. Aussagen aus den Interviews bei der Interpretation zentraler Fotos; vgl. dazu die Einzelbildinterpretation „Postkarte“, Kap. 3.2.4, S. 214ff.).

Empirische Daten werden beim Verfahren der Grounded Theory *begleitend zum Prozess der Auswertung weiter erhoben* und entsprechend des Kodierparadigmas ergänzend und kontrastierend in die Interpretation mitgebracht. Das Sample wird demnach nicht vorher klar definiert, sondern aufgrund der Auswertung bisheriger Daten wird entschieden, wie weitere Fälle erhoben und integriert werden können. Die Auswahl der Fälle richtet sich nach der sich entwickelnden Theorie – das Verfahren wird daher als *Theoretical Sampling* bezeichnet:

„Das Theoretical Sampling ist ein Verfahren, bei dem sich der Forscher *auf einer analytischen Basis* entscheidet, welche Daten als nächstes zu erheben sind und wo er diese finden kann. Die grundlegende Frage beim Theoretical Sampling lautet: *Welchen Gruppen oder Untergruppen von Populationen, Ereignissen und Handlungen (um voneinander abweichende Dimensionen, Strategien usw. zu finden) wendet man sich bei der Datenerhebung als nächstes zu?* Und *welche* theoretische Absicht steckt dahinter?“ (Strauss, 1994, S. 70; Herv. im Original)

Im Rahmen dieser Arbeit wird mit einem modifizierten Konzept des Theoretical Samplings gearbeitet. Aufgrund des Gesamtkonzeptes der Untersuchung war eine Datenerhebung in einem zeitlichen Block sinnvoll, damit die Studierenden mit einer weitgehend einheitlichen Sensibilisierung für die Aufgabenstellung – „Ihr Darmstadt“ visuell darzustellen – an der Untersuchung teilnehmen. Die Modifikation gegenüber dem Konzept des Theoretical Sampling erfolgt aufgrund methodischer Überlegungen. Die zugrundeliegende Idee, basierend auf dem fortschreitenden Erkenntnisstand empirisches Material in die Aus-

159 In den geführten Interviews wurde auf Motive und Verwendungszweck der erstellten Fotos explizit eingegangen. Wird dieses Wissen z.B. in die Bildinterpretation und Analyse der digitalen Stadtmodelle „zu früh“ eingebracht, kann dies die Entwicklung alternativer Lesarten empfindlich stören.

160 Die Interpretationsgruppen trafen sich regelmäßig, um das empirische Material der Teilnehmer zu bearbeiten (fachliche Zusammensetzung: Stadtsoziologen, Erziehungswissenschaftler, Medienpädagogen, Sozialarbeiter, Theologen)

wertung einzubeziehen, ließ sich realisieren, indem statt eines erneuten Feldzuganges auf den bestehenden Datenpool zugegriffen wurde: Die Suche nach *ähnlichen Fällen* zur Absicherung der Interpretationshypothesen sowie nach *abweichenden Fällen*, um weitere, bisher nicht bedachte Lesarten in die Interpretation einzubringen und die beobachteten Phänomene in ihrer ganzen Vielfalt zu erfassen (minimale und maximale Kontrastierung), wurde über diese Modifikation des Theoretical Sampling realisiert. Im Rahmen „klassischer“ Feldzugänge (Biographieforschung, ethnographische Studien) ist die Forderung nach einer erneuten *Datenerhebung* sinnvoll, im vorliegenden Fall sprechen methodologische und forschungspraktische Gründe¹⁶¹ dafür, die Erhebung in einem Block durchzuführen und die bereits generierten Fälle im Rahmen des Theoretical Samplings dann hinzuzuziehen. Darüber hinaus können die mit den verschiedenen Materialsorten möglichen wechselseitigen Bezugsmöglichkeiten zwischen Interviewaussage, visueller Abbildung (in der Regel Fotos, die die Studierenden erstellt haben) und Platzierung im digitalen Stadtmodell sukzessive in den Interpretationsprozess integriert werden, ohne die Sättigung der Kategorien vorwegzunehmen (vgl. auch Fn. 159).

2.4.2 Bildinterpretation

Die Interpretation von visuellem Material wie Fotos und Gemälde steht methodisch vor dem Dilemma, dass die bewusste Wahrnehmung das Artefakt fast unmittelbar und ‚im Ganzen‘ erfasst – auch wenn die wahrnehmungspsychologische Forschung zeigen kann, dass dieser Wahrnehmungsprozess zwar sehr schnell, aber sprunghaft und unvollständig erfolgt (vgl. Kap 0, S. 121). Die Verfahren zur Interpretation von Bildern versuchen daher, den Wahrnehmungsprozess künstlich zu verlangsamen, vermeintliche kulturelle Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und diesen Prozess insgesamt zu versprachlichen¹⁶². Den grundlegenden Perspektivwechsel von der Annahme authentischer Darstellungen zu Beginn der Fototechnik hin zu der Einsicht, dass die Abbildungen nur Repräsentationen seien, datieren Benjamin Jörisen und Winfried Marotzki (2009) spätestens auf die 1980er Jahre und betten diesen Wechsel in einen allgemeinen erkenntnistheoretischen Perspektivwechsel ein:

„Pragmatische, relativistische und konstruktivistische Positionen haben zeitgleich mit der Krise der fotografischen Repräsentation auch eine ‚Krise der Repräsentation‘ im allgemeinen, also auch in Bezug auf sprachliches Wissen, registriert [...]. Damit wären also beide Entwicklungslinien wiederum miteinander kongruent. Für unseren Zusammenhang folgt daraus, dass es sozusagen einen gemeinsamen erkenntnistheoretischen Boden gibt, der sich im gleichen Maße für alle Ebenen der Artikulation (also

161 Methodologisch spricht für dieses Vorgehen, dass das theoretische Vorwissen der teilnehmenden Studierenden sich im Seminarverlauf vertieft und die Perspektive auf die eigene Stadt beeinflussen kann. Forschungspraktisch ist aufgrund des hohen Aufwands der Materialerstellung seitens der Interviewpartner sowie der Erhebungssituation die Blockung der empirischen Phase sinnvoll.

162 Ein Überblick über Bildinterpretationsverfahren mit Fokus auf die dokumentarische Methode und Hinweisen zur Textförmigkeit sozialwissenschaftlicher Methoden findet sich bei Bohnsack (2003).

für verbal-argumentative ebenso wie für narrative und visuelle Artikulationsformen) verändert hat.“ (Jörissen / Marotzki, 2009, S. 100 mit Hinweisen auf weiterführende Literatur und Textbelegen)

Für die Auswertung von Einzelbildern wird im Rahmen dieser Arbeit das vierstufige Verfahren von Katja Stoetzer und Winfried Marotzki (2007) ausgewählt, das auf dem ikonologischen Ansatz von Erwin Panofsky (1994) basiert und durch das filminterpretatorische Modell von David Bordwell und Kristin Thompson (2008) inspiriert ist. Aus dieser Verbindung heraus eignet es sich besonders für die Interpretation von Einzelbildern eines digitalen Stadtmodells, die als interaktive Darstellung animiert ineinander übergeblendet werden, um einen filmischen Eindruck hervorzuheben.

Die Bildinterpretation nach Marotzki / Stoetzer (2007) verläuft in vier aufeinander aufbauenden Interpretationsschritten. Zunächst wird eine *Beschreibung der Objekte* gegeben, bei der es sich um ein Identifizieren von Lebewesen und sozialen Gütern handelt, und die von Panofsky als „vorikonographische Beschreibung“ (1994, S. 210) bezeichnet wird. Auch indem Bildmotive ‚nur‘ identifiziert und benannt werden, lässt sich nicht ausschließen, dass dieses Vorgehen auch kulturspezifische Bedeutungen transportiert, die auf dieser Interpretationsebene möglichst noch ausgeklammert bleiben sollen. Methodologisch wird die Standortabhängigkeit des empirischen Beobachters beschrieben, der von seiner eigenen kulturellen, sozialen und räumlichen Platzierung abstrahieren soll. Als Ausweg zu dieser kaum realisierbaren Forderung bietet sich ein methodisch kontrolliertes Vorgehen durch kommunikative Validierung und Kontrolle individueller Interpretationsleistungen¹⁶³ an. Die Beschreibung der abgebildeten Objekte bezeichnen Marotzki / Stoetzer (2007) daher auch als ein „reflektierendes Identifizieren“, das „Hypothesen der Objektbenennung“ erzeugt (S. 18).

Die nächste Stufe der Interpretation, die *Ordnung der Objekte*, widmet sich möglichen Bedeutungen und daraus abgeleiteten Sinnzusammenhängen. Die zuvor durch methodisch kontrolliertes Identifizieren der Bildmotive künstlich ausgeklammerten Bedeutungen werden auf dieser Stufe als Hypothesen benannt:

„Dadurch werden diese Bedeutungsgehalte in methodisch kontrollierter Form eingeführt und damit der Reflexion zugänglich gemacht. Der entscheidende Punkt dieses Interpretationsschrittes besteht also darin, historische und kulturelle Wahrnehmungs- und Thematisierungsweisen der Reflexion zuzuführen.“ (Marotzki / Stoetzer, 2007, S. 21)

Panofsky bezeichnet diesen Schritt als „ikonographische Analyse“ (1994, S. 210f.), deren Funktion auch die Frage nach den *Sinnzusammenhängen* der abgebildeten Objekte und Lebewesen ist. Entsprechende Narrative für alltagskulturelle Darstellungen oder Fotos der eigenen Stadt müssen in der Interpretationsgruppe systematisch erarbeitet werden, da über sie Sinngehalte transportiert werden:

„Entscheidend ist bei diesem Teilinterpretationsschritt die Annahme, dass das Bild selbst nur in wenigen Fällen eine eindeutige Sinnstruktur, also nur einen eindeutigen Sinnzusammenhang entfaltet. Es kommt gerade darauf an, die Vielfältigkeit zur Geltung

163 Vgl. die ausführlichere Argumentation bei Marotzki / Stoetzer (2007, S. 19 mit Hinweisen zu weiterführender Literatur)

zu bringen. Wir gehen davon aus, dass visuelles Material immer eine Vielzahl von Lesarten zulässt, aber – das zeigt die Interpretationspraxis – eben nicht beliebig viele. Nicht alle Lesarten halten der diskursiven Prüfung in einer Interpretationsgruppe stand.“ (Marotzki / Stoetzer, 2007, S. 23)

Die verdichteten Lesarten und vorläufigen Hypothesen zu den Bildmotiven und ihren kulturellen Besonderheiten sowie die entwickelten Narrative über die Intention ihrer Abbildung werden auf der dritten Interpretationsebene, der *Inszenierung der Objekte*, anhand formaler Merkmale der Bildkomposition weiter ausgearbeitet. An dieser Stelle gehen Katja Stoetzer und Winfried Marotzki (2007) wieder stärker film-analytisch vor und beziehen die Formalia der „mise-en-scène“ (Bordwell / Thompson, 2008, S. 215ff.) ein: „(a) setting: Landschaften, Räume, Hintergründe etc.; (b) Farbe und Licht; (c) Staging: Einstellungsgrößen, Perspektive und Komposition“ (Marotzki / Stoetzer, 2007, S. 25).

In der abschließenden Interpretationsebene werden die identifizierten Bildmotive, ihre (An)Ordnung und Inszenierung sowie daraus abgeleitete und bereits verifizierte sinnkonstituierende Narrative auf ihre gesellschaftlichen Implikationen hin untersucht:

„Das Phänomen wird hier Ausdruck für eine Person, ein Milieu, eine Gesellschaft oder einer ganzen Zeit.“ (Marotzki / Stoetzer, 2007, S. 26).

Diese Ebene, nach Marotzki / Stoetzer (2007, S. 26) die „bildungstheoretisch orientierte Analyse der Selbst- und Weltreferenzen“ fragt demnach, wie ein soziologisch relevantes Thema individuell aufgegriffen und bildlich umgesetzt wird.

Im Rahmen dieser Arbeit wird das Bildinterpretationsverfahren von Marotzki / Stoetzer (2007) nur exemplarisch angewandt, um räumlich-strukturell und inhaltlich zentrale Abbildungen, mit denen die digitalen Stadtmodelle erstellt wurden, ergänzend zu analysieren. Gerade der vierte Interpretationsschritt ermöglicht damit Aussagen darüber, wie sich in dem untersuchten Foto die reflexive Auseinandersetzung mit der Stadt visuell kondensiert (vgl. die Bildinterpretation in Kap. 3.2.4, S. 214ff.).

2.4.3 Graphenanalytische Strukturdarstellung der digitalen Stadtmodelle

Ergänzend zur theorieimmanenten Frage nach raumbezogenen Identifikationsstrategien zur ‚Aneignung‘ von Orten vertritt die vorliegende Arbeit den Anspruch, eine Methode im Bereich der qualitativen visuellen Forschung zu entwickeln, mit der raumbezogene Prozesse erhoben und analysiert werden können. Dies wird anhand von Untersuchungen an Modellen von Städten realisiert. Digitale Stadtmodelle lassen sich auf Fotos erstellen und ermöglichen eine interaktive Navigation ‚zwischen‘ den Orten, die durch die Fotos repräsentiert werden.

Sie wurden von den Befragten selbst erstellt, wobei die Auswahl des Abzubildenden im räumlichen Setting vor Ort erfolgt, aber keineswegs beliebig ist: Sie folgt der Aufgabenstellung, das zu zeigen, was an der eigenen Studienstadt (Darmstadt) persönlich wichtig ist. Die miteinander verknüpften Bilder gehen aufgrund der interaktiven Transformation und den Navigationsmöglichkeiten in dem digitalen Stadtmodell über ‚klassisches‘, d.h. analoges oder digitales Bildmaterial hinaus. Eine Einzelbildanalyse aller Fotos z.B. nach Panofsky (1994) oder Breckner (2003, 2010) wird dem Charakter des visuellen Artefakts auf methodischer Ebene nicht gerecht und scheidet aus rein pragmatischen Gründen bei einer durchschnittlichen Anzahl von 180 Fotos pro Fall aus.

Das Besondere des visuellen Stadtzugangs über ein digitales Stadtmodell liegt in der Art, *wie* die visuellen Abbildungen aufeinander bezogen werden. Sie werden aufgrund von „räumlichen Links“ (Tanaka et al., 2002) miteinander verknüpft – *und damit grundlegende raumkonstituierende Prozesse am Modell reproduziert*. Die Positionen der Fotos und Abbildungen hängen von den Verbindungen zu den weiteren Fotos und Bildern im Stadtmodell ab – der raumtheoretische Bezug der Visualisierungslösung wird an dieser Stelle besonders deutlich: Die Platzierung einer Abbildung des Stadtraums erfolgt dabei immer in Relation zu den anderen Abbildungen und ihren Platzierungen im virtuellen Modell. Das Herstellen dieser Beziehungen, das Setzen der räumlichen Links, ist daher ein Spacing, das die jeweilige Abbildung in das virtuelle Modell integriert. Da diese Platzierungen an einer virtuellen Stadtdarstellung handelnd vollzogen werden, bezeichne ich sie als *Spacings im virtuellen Raum* (vgl. Kap. 1.2, S. 40ff.). Mit ihnen gehen Syntheseleistungen einher, die sich auf die Wahrnehmung der Abbildungen und Erinnerungs- und Vorstellungsprozesse beziehen und die Platzierung in Relation zu bisherigen wie auch antizipierten Platzierungen mit beeinflussen. Das Netzwerk der Verknüpfungen ist damit ein relationaler Raum, der durch Spacings im virtuellen Raum und realweltliche Syntheseleistungen konstituiert wird. Anhand dieses Netzwerkes kann das digitale Stadtmodell interaktiv betrachtet werden.

Die Auswertung der digitalen Stadtmodelle stellt daher diese Verknüpfungsleistung in den Vordergrund. Je nachdem, wie die Verknüpfungen durch die Studierenden angelegt sind, kann sich ein linearer Pfad ergeben – dann wenn sich jedes Foto auf genau ein weiteres bezieht. Es sind aber auch komplexe, labyrinthartige Spacings im virtuellen Raum möglich. Neben der narrativ vermittelten Bedeutungsebene der Interviews kommt so der *Struktur der erstellten interaktiven Stadtdarstellungen eine zentrale Bedeutung zu*.

Abbildungen, die besonders hoch vernetzt sind, entsprechen von ihrer Funktion im digitalen Stadtmodell her zentralen Orten einer realweltlichen Stadt: Sie sind von vielen weiteren Punkten aus erreichbar bzw. verbinden diese miteinander. Zentrale, virtuelle Orte des digitalen Stadtmodells ergeben sich demnach über die Häufigkeit¹⁶⁴ der Verknüpfung der Abbildungen in absteigender Reihenfolge. Sie allein zu

164 Vgl. für eine kritische Diskussion von Zentralitätsmaßen in der Netzwerkanalyse Mutschke (2008).

betrachten reicht jedoch nicht, denn damit würde das grundlegende Argument für diese Visualisierungsmethode, die Analogie der digitalen Stadtdarstellung zu den raumtheoretischen Grundannahmen, aus der Analyse ausgeblendet. Die Auflistung zentraler Orte ermöglicht keine Aussagen mehr über die Platzierungen *in Relation* zu anderen Platzierungen, also zum strukturellen Aufbau.

Die Analyse der Verknüpfungsinformationen setzt voraus, dass die entsprechenden Informationen aus dem digitalen Stadtmodell extrahiert werden können – was erst nach einer aufwändigen Analyse des Formates möglich war, in dem die Daten gespeichert werden (s.u.). Die Software zur Erstellung des digitalen Stadtmodells kann immer zwei Bilder gleichzeitig darstellen, bei denen viereckige Ausschnitte zueinander in Beziehung gesetzt werden¹⁶⁵. Diese Verknüpfungsinformationen werden sequentiell in einer XML-Datei gespeichert. Wird ein weiteres Bild zu dem räumlichen Netzwerk hinzugefügt, ersetzt es in der Anzeige am Bildschirm eines der beiden vorigen Bilder. In der erstellten Datei finden sich die Spacings im virtuellen Raum in chronologischer Reihenfolge ihrer Vernetzung. Die Abfolge der virtuellen Platzierungen wird hier jedoch nicht weiter verfolgt – das empirische Material ist bereits sehr umfangreich und die Fragestellung erfordert keine *sequentielle* Analyse dieser Spacings¹⁶⁶.

Die Datendatei ist im ‚Rohzustand‘ viel zu umfangreich und für eine Auswertung ungeeignet:

```
<ST_hyperlinks>
  <ST_hyperlink id="1">
    <spatial_anchor>
      <starting_resource>
        <URI exif="false">
          IMG_0205.JPG
        </URI>
        <coordinates>
          -102,-26,-79,-36,-69,66,-99,79
        </coordinates>
        <comments></comments>
        <transformations>
          -857.0754,-421.8869,3008.0923,-367.2116,2450.1104,406.2968,
          -898.8204,75.3414
        </transformations>
      </starting_resource>
      <ending_resource>
        <URI exif="false">
          IMG_0206.JPG
        </URI>
        <metadataURI>
          IMG_0206.html
        </metadataURI>
        <coordinates>
          -159,-118,156,-118,157,116,-156,117
        </coordinates>
        <comments></comments>
```

165 Vgl. Abbildung 2.6, S. 111 sowie Abbildung 2.7, S. 112.

166 Dies wäre für reine Anwendungsforschung interessant, wenn untersucht werden soll, wie Nutzer mit dem Programminterface interagieren und in welcher Reihenfolge sie vorgegebene Bilder verbinden (Standardisierung; Videoanalyse der Bildschirminteraktion) – und wird in dieser Arbeit daher nicht weiter verfolgt.

```

    <transformations>
      -102.1193,-26.7328,-78.7347,-36.8372,-68.5883,67.8860,
      -99.2907,80.6647
    </transformations>
  </ending_resource>
</spatial_anchor>
<time_difference></time_difference>
</ST_hyperlink>
</ST_hyperlinks>

<attribute>
  <URI exif="false">
    IMG_0206.JPG
  </URI>
  <width>
    640<
  </width>
  <height>
    480
  </height>
  <creator></creator>
  <title></title>
  <place>
    [point(175, 42), 80, 60, 460]
  </place>
  <comments></comments>
  <timestamp></timestamp>
  <mark></mark>
</attribute>

```

Abbildung 2.16: Auszug aus der Datendatei (Stadtmodell „Ruben H.“; vgl. Kap. 3.3, S. 228ff.)

In Abbildung 2.16 ist eine Verknüpfung von zwei Fotos, von der Bilddatei „IMG_0205.JPG“ zu „IMG_0206.JPG“ dargestellt. Die Daten sind für die Navigation redundant enthalten, damit im digitalen Stadtmodell die Verbindung zwischen den Bildern in beiden Richtungen möglich ist (Verknüpfung von „IMG_0206.JPG“ zurück zu „IMG_0205.JPG“; hier nicht mit aufgeführt). Um die Analyse der virtuellen Platzierungsprozesse zu ermöglichen, sollen lediglich die Informationen extrahiert werden, welche Bilder sich aufeinander beziehen und für die Strukturdarstellung von den Koordinaten der verlinkten Bildbereiche abstrahiert werden. Die verwendete Software, Photowalker®, ist zwar für nicht-kommerzielle Nutzung frei verwendbar, jedoch ist das Format, in dem die digitalen Stadtmodelle gespeichert werden, nicht dokumentiert.

Für die Analyse der Struktur der interaktiven Stadtdarstellungen müssen – aufgrund der großen Datenmenge automatisiert – die Informationen extrahiert werden, welche Bilder sich auf welche anderen. Über *reverse-engineering*¹⁶⁷ ließ sich anhand mehrerer Tests ermitteln, wie die mit Hilfe der Spacings im virtuellen Raum erstellten Beziehungen in der Datendatei abgelegt werden.

¹⁶⁷ Die Information, in welcher Datei genau die Informationen gespeichert werden, stammen von Herrn Tanaka (persönl. Korrespondenz, September 2004), es gab aber auch auf Nachfrage keine Angaben dazu wie diese Verlinkung in der XML-Datei codiert wird.

Dazu wurden – außerhalb des empirischen Samples – als Test zunächst nur zwei Fotos miteinander verknüpft, um in der entsprechenden XML-Datei die Codierung der Verknüpfung nachzuvollziehen. Sukzessive konnten so über mehrere testweise verknüpfte Fotos die notwendigen Informationen, wie die räumlichen Links als Strukturinformationen auf technischer Ebene gespeichert werden, generiert werden. Anschließend wurden mit einem daraufhin entwickelten Konvertierungsprogramm¹⁶⁸ die relevanten Informationen der digitalen Stadtmodelle des Samples extrahiert. Die relationalen Verknüpfungen der Abbildungen zueinander wurden dabei gleichzeitig so aufbereitet, dass sie für eine statistische Auswertung übernommen werden können. Die vereinfachte Datenstruktur hatte nun folgendes Format (analog zur Abbildung 2.16, S. 160):

0205 -- 0206

Mit „0205“ wird die Datei „IMG_0205.JPG“ bezeichnet, analoges gilt für das zweite Foto – entsprechende Substitutionslisten¹⁶⁹ befinden sich am Anfang der neu erstellten Dateien. Bei der Verwendung von mehr als 20 Fotos ist es jedoch auch mit dieser Datenreduktion noch schwierig, die Verknüpfungsstruktur zu verstehen. Daher wird zur Visualisierung der Struktur der digitalen Stadtmodelle ein graphenanalytisches Verfahren genutzt. Die Graphentheorie als Teilgebiet der Mathematik und Informatik analysiert Zusammenhänge zwischen Objekten aufgrund ihrer Beziehungsnetzwerke. Die entwickelten Algorithmen werden in vielen Disziplinen angewendet, in der Soziologie z.B. bei der Analyse sozialer Netzwerke.

Softwaretechnisch wird die Darstellung mit dem Programm Graphiz® realisiert, das Strukturbeziehungen und Pfaddiagramme (gerichtete und ungerichtete Graphen) erstellen kann und so Netzwerkstrukturen visualisiert. Gesteuert wird es über die Skriptsprache DOT, die von AT&T Labs Research entwickelt wurde und in der die Beziehungen von Objekten beschrieben werden. Zur Erläuterung, wie Strukturdarstellungen optimiert werden können, wird im Folgenden ein hypothetisches digitales Stadtmodell angenommen, bei dem folgende Beziehungen zwischen fünf Abbildungen bestehen:

¹⁶⁸ Joachim Buthe, am Fachbereich 2 für die Systemadministration verantwortlich, hat mir bei der Erstellung des Skripts entscheidend geholfen. Dafür möchte ich mich an dieser Stelle ganz herzlich bedanken!

¹⁶⁹ Die Substitutionsliste hat mit datenschutzrechtlichen Aspekten der Verschleierung von Realnamen durch Synonyme bei Interviewerhebungen nichts zu tun, sondern folgt rein technischen Anforderungen: Für eine computergestützte Strukturdarstellung dürfen die Knotenpunkte (Nodes) keine komplexen Benennungen haben, keine Punkte oder Leerzeichen im Namen etc. Die Substitution der Dateinamen der Fotos ermöglicht auch eine bessere Les- und Interpretierbarkeit für nicht-maschinelle Auswertung und Fehlersuche. Am Anfang der Programmieranweisung wird die abstrakte Bezeichnungen der Nodes wieder mit den Dateinamen der jeweiligen Abbildungen zusammengebracht, damit in der berechneten Darstellung die jeweils verknüpften Bilder angezeigt werden.

Abbildung A bezieht sich auf B und auf C, Abbildung B bezieht sich ebenfalls auf Foto C. Weiterhin sind Ausschnitte von Foto D auf die Abbildung E bezogen, sowie von Foto E auf Foto A – abgekürzt wie im obigen Beispiel:

A -- B; B -- C; A -- C; D -- E; E -- A

Die Programmieranweisung lautet entsprechend:

```
graph G {
  A -- B
  B -- C
  A -- C
  D -- E
  E -- A
}
```

Das Programm zeichnet dann zwischen den einzelnen Knoten, d.h. den visuellen Abbildungen der Stadt, die entsprechenden Verknüpfungslinien. Eine Besonderheit der Visualisierungssoftware liegt nun darin, unterschiedliche Arten der Visualisierung zu wählen. Die einfachste Form ist die der *hierarchischen Darstellung*, bei der sequentiell vorgegangen wird und Fotos, von denen mehrere Verknüpfungen zu anderen existieren, als Abzweigungen von einer linearen Aneinanderreihung der Fotos abgebildet werden. Alle jeweils abzweigenden Pfade werden als gleichwertig betrachtet, auch wenn sie nur einen Schritt weit führen, d.h. aus der Verknüpfung zu einem einzelnen Foto bestehen. Bezogen auf die Wegeführung einer Stadt würde es sich um eine (sehr kurze) Sackgasse handeln, deren Bedeutung für die visuelle Darstellung in der Strukturübersicht gleichwertig mit einer die ganze Stadtdarstellung durchziehenden Straße wäre.

Für komplexere Verknüpfungen ist daher die *energieminimierte Darstellung* sinnvoll. Metaphorisch umschrieben werden kann sie mit der Vorstellung, die Verknüpfungen zwischen den Fotos bestünden aus Stahlfedern, die durch den schrittweisen Aufbau des Modells, also die sukzessive Darstellung der Fotos und ihrer Verknüpfungen, unterschiedlich stark gespannt werden. Die Verknüpfungsinformationen, d.h. die Daten zur strukturellen Anlage der digitalen Stadtdarstellung, werden sequentiell in diese Darstellung eingefügt. Beziehungen zwischen zwei Abbildungen, die in der Datendatei nicht direkt sequentiell aufeinander codiert sind, führen dann dazu, dass zwischen den Abbildungen unterschiedliche Spannungen aufgebaut werden. In einem materiell ausgeführten Modell der Verknüpfungsstruktur würde eine hohe Federspannungen zwischen zwei Knotenpunkten dafür sorgen, dass sich diese aufeinander zu bewegen, während diejenigen, zwischen denen die Stahlfedern nur wenig gedehnt sind, sich voneinander entfernen würden. Im ersten Fall würde die Spannung zwischen den Knotenpunkten abnehmen, im zweiten zunehmen. Insgesamt würde sich nach mehreren Drehungen und Verschiebungen einzelner Segmente des Verknüpfungsnetzes ein

Gleichgewicht einstellen, also die einzelnen Federspannungen ein einheitliches Energieniveau einnehmen. Mathematisch stellt diese Überlegung ein Optimierungsproblem dar, für das verschiedene Algorithmen zur Verfügung stehen. Die Visualisierungssoftware Graphviz® nutzt dazu den Optimierungsalgorithmus NEATO, der vergleichbar mit Auswertungsverfahren der multidimensionalen Skalierung¹⁷⁰ ist:

“It draws a graph by constructing a virtual physical model and running an iterative solver to find a low-energy configuration. Following an approach proposed by Kamada and Kawai [1989], an ideal spring¹⁷¹ is placed between every pair of nodes such that its length is set to the shortest path distance between the endpoints. The springs push the nodes so their geometric distance in the layout approximates their path distance in the graph. This often yields reasonable layouts [...]” (North, 2004, S. 2 mit Hinweisen auf weiterführende Literatur)

In der folgenden Abbildung ist das Beispiel der fünf verknüpften Fotos wieder aufgenommen und ihre strukturelle Beziehung zunächst sequentiell-linear abgebildet. Die unterschiedlichen Entfernungen zwischen den Knoten ergeben sich durch diese Anordnung:

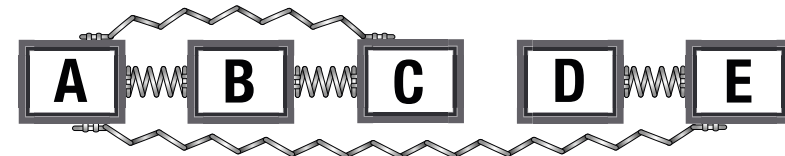


Abbildung 2.17: Verknüpfung der Bilder – Links zwischen den Bildern als virtuelle Stahlfedern; nicht optimierte, lineare Darstellung

Während die Federspannung zwischen Foto A und B, B und C sowie D und E schwach ausgeprägt ist, werden aufgrund der linearen Anordnung die virtuellen Stahlfedern zwischen Foto A und C und insbesondere zwischen Foto A und E stark gespannt. Bei einer geringen Anzahl von Fotos ist die mögliche Vernetzungsdichte begrenzt und eine Optimierung kann von Hand erfolgen – das gezeigte Beispiel würde sich dafür problemlos eignen. Die Optimierung, als Gleichgewicht zwischen den Verbindungen in einer (An)Ordnung dargestellt über die Länge der virtuellen Links, sieht für das fiktive Beispiel von fünf Fotos dann folgendermaßen aus:

170 Die multidimensionale Skalierung arbeitet jedoch mit Distanzen, die sich aus den Eigenschaften der betrachteten Objekte ergeben (vgl. Backhaus / Erichson / Plinke / Weber, 2000, Kap. 9).

171 Der Begriff der „idealen Feder“ bezeichnet ein schematisches, vereinfachtes physikalisches Modell und berücksichtigt komplexe Eigenschaften wie Materialermüdung nicht, da eine Simulation dieser Eigenschaften hier keine erkenntnisgenerierende Funktion hätte. Eine ideale Feder ist beliebig weit und oft dehnbar und kehrt ohne „Ausleiern“ in ihre Ausgangsposition zurück.

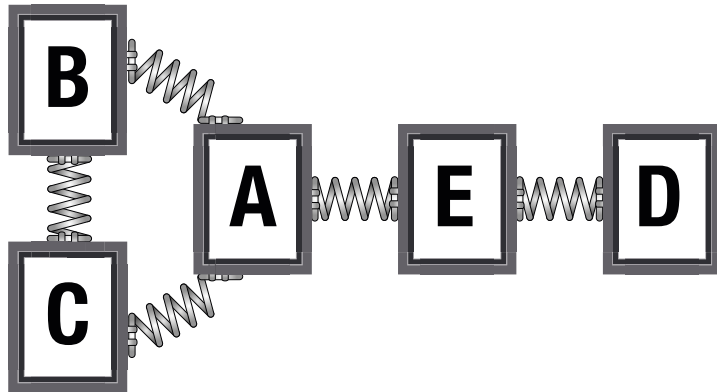


Abbildung 2.18: Verknüpfung der Bilder – Links zwischen den Bildern als „virtuelle“ Stahlfedern; optimierte Darstellung

Die strukturelle (An)Ordnung der Abbildungen im Stadtmodell wird durch diese Optimierung demnach nicht verändert, sondern lediglich die gleichzeitige Visualisierung aller Verknüpfungen so gewählt, dass möglichst wenige Überschneidungen der Verbindungen zwischen den Fotos entstehen. Die Optimierung ist eine mathematische Lösung, die manchmal lediglich eine Annäherung zulässt, und *nicht immer eindeutige Lösungen* liefert. Damit sind die Darstellungen *mathematische Näherungslösungen*, die nach Erreichen bestimmter Parameter als optimiert gelten. Eine solche Iterationsfolge zeigt Abbildung 2.19: Ausgehend von einer Verknüpfung von sechs Knotenpunkten wird zunächst der Knoten B bewegt (vgl. Abbildung 2.19 Teil b), anschließend der Knoten F (Teil c). Die energieminierte Darstellung (Teil d) ist in diesem Fall nach 21 Iterationen erreicht.

Die inhaltliche Interpretation der Strukturinformationen – die *nicht* softwarebasiert erfolgen kann – ist mit einer übersichtlicheren Darstellung einfacher, da die Struktur des relationalen Raumes in eine isomorphe Darstellung überführt wird, die für die Interpretation leichter lesbar ist (vgl. Abbildung 2.19 Struktur a gegenüber Struktur d):

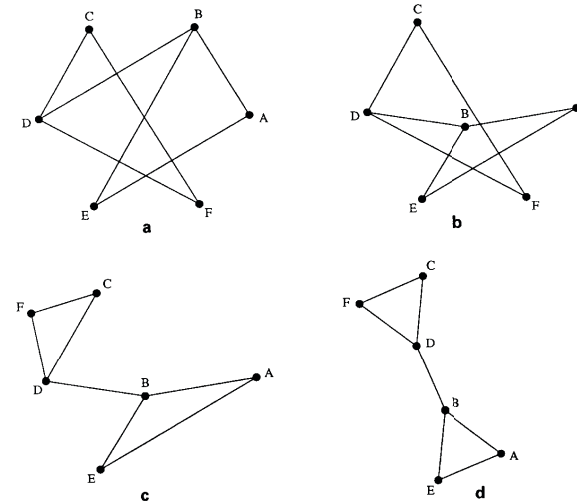


Abbildung 2.19: Optimierung eines nicht-direktionalen Graphen. Quelle: Kamada / Kawai (1989, S. 11)

Abbruchbedingungen für die Strukturinformationen im Sample sind eine erreichte Iterationshöhe (10000 Durchläufe des mathematischen Optimierungsalgorithmus) oder eine in den letzten 20 Schritten nicht mehr verbesserte Darstellung. Die Analyse der strukturellen Anlage der interaktiven Stadtdarstellungen bietet gerade bei großen Datenmengen, also großer Fotokorpora sowie einer umfangreichen Platzierung von Verknüpfungen zwischen den Fotos eine Hilfestellung zur Systematisierung. Hochvernetzte Abbildungen erscheinen in der so aufbereiteten Strukturdarstellung des digitalen Stadtmodells räumlich dicht beieinander – die vielfältigen Verknüpfungen als ‚virtuelle Federn‘ verstärken sich dabei in ihrem Effekt. Der strukturelle Aufbau determiniert die Möglichkeiten der Rezeption des digitalen Stadtmodells und gibt wichtige Hinweise für die Stadtdarstellung. Gerade bei komplexen Vernetzungsgraden (vgl. als empirisches Beispiel Abbildung 3.26, S. 265) käme ein analytischer Zugang über die *interaktive Rezeption* des Stadtmodells an seine Grenzen.

Dennoch ist die Strukturanalyse von ihrem Erklärungspotential – wie jede Forschungsmethode – kritisch einzuschätzen, denn die Optimierung der visuellen Darstellung hat natürlich auch „blind spots“: Der Algo-

rhythmus arbeitet mit Daten, die aus den Dateinamen abgeleitet werden, er bietet *keine inhaltsbasierte Analyse der Bildkorpora*. Die aus den strukturellen Beziehungen abgeleiteten Darstellungen müssen daher auf Plausibilität überprüft werden: Für diesen Fall, dass ein gewählter Exkursionspfad in der Stadt mehrfach über einen zentralen Ort, für Darmstadt beispielsweise den Luisenplatz, führt und dazu jeweils *andere* Abbildungen verwendet und vernetzt werden, ist die Struktur des fotobasierten Relationennetzwerkes linear und in der visuellen Darstellung würden die einzelnen Fotos des Luisenplatzes wie Abbildungen unterschiedlicher Orte erscheinen.¹⁷²

2.5 Kategoriensystem – Schlüsselkategorien und Dimensionierung

In der Auswertung der Fotointerviews und digitalen Stadtmodelle wurden Identifikationsstrategien herausgearbeitet, die auf der Ebene alltäglicher Routinen und historisierender Bezüge, mit Kontrasten und Rekonstruktionen bzw. sozialen Netzwerken operieren.

Die Strategien bezeichneten damit zunächst von der Begriffswahl her völlig unterschiedliche Phänomene – Materielles, soziale Strukturen, Dualismen, Alltag. Über die Frage nach den ‚Herstellungsbedingungen‘ lassen sie sich jedoch plausibel systematisieren: Die identifizierten Strategien beziehen räumliche (An)Ordnungen mit ein oder stellen diese explizit her – *die gemeinsame Ebene der Strategien ist daher, dass sie über räumliches Handeln, Spacings und Syntheseleistungen, konstituiert werden und als Ressourcen Zeit und Wissen mit einbringen*.

Indem Verknüpfungsleistungen und Platzierungen *repetitiv* erfolgen, werden Räume erzeugt, die *über flüchtige (An)Ordnungen hinausgehen* und die mit ihnen einhergehenden *Identifikationsmöglichkeiten so verstetigt*. Daher spielt *Zeit als Ressource* eine große Rolle – und zwar umso mehr, je aufwändiger die Produktion von Räumen mit entsprechenden Identifikationsmöglichkeiten durch die handelnde Person selbst ist.

Wissen kann auf drei Ebenen dabei *sonohl eingesetzt als auch erworben* werden: (1) als *lokalspezifisches* Wissen über den historischen Kontext von Gebäuden, Orten und deren Einordnung in einen größeren Zusammenhang; (2) als *professionsspezifisches* Wissen mit fachkulturellem Hintergrund; (3) als *soziales* Wissen (z.B. Normierung von Handlungen an bestimmten Orten, Ausnahmen und Dichte rechtlicher Regelungen). Die mit der Auswertung des empirischen Materials herausgearbeiteten *Schlüsselkategorien raumbezogener Identifikationsstrategien*

172 Wenn auf eine isomorphe Darstellung zwischen digitalem Stadtmodell und physikalisch-geographischem Stadtraum Wert gelegt wird, könnte dies über ein Geotagging der Fotos erfolgen, d.h. die geographische Position der Kamera zum Zeitpunkt des Fotos wird über GPS ermittelt und in die Fotos einkodiert (vgl. zu einem entsprechenden experimentellen Ansatz mit anderer Fragestellung Brian K. Smith / Blankinship / Ashford / Baker / Hirzel, 2000). Die Möglichkeit dazu ist zum jetzigen Zeitpunkt bereits in etlichen Digitalkameras implementiert; während der Feldphase wäre die geographische Zuordnung (Geolokalisation) der Fotos nur über zusätzliche GPS-Datenlogger und zeitliche Synchronisation mit den Fotos möglich gewesen. Da eine andere Fragestellung verfolgt wurde, ist dies jedoch nicht umgesetzt worden.

gien – auf der Ebene der Raumkonstitution systematisiert – werden als *biographische, historiographische, gegenkulturelle und iterative Raumproduktion* bezeichnet.

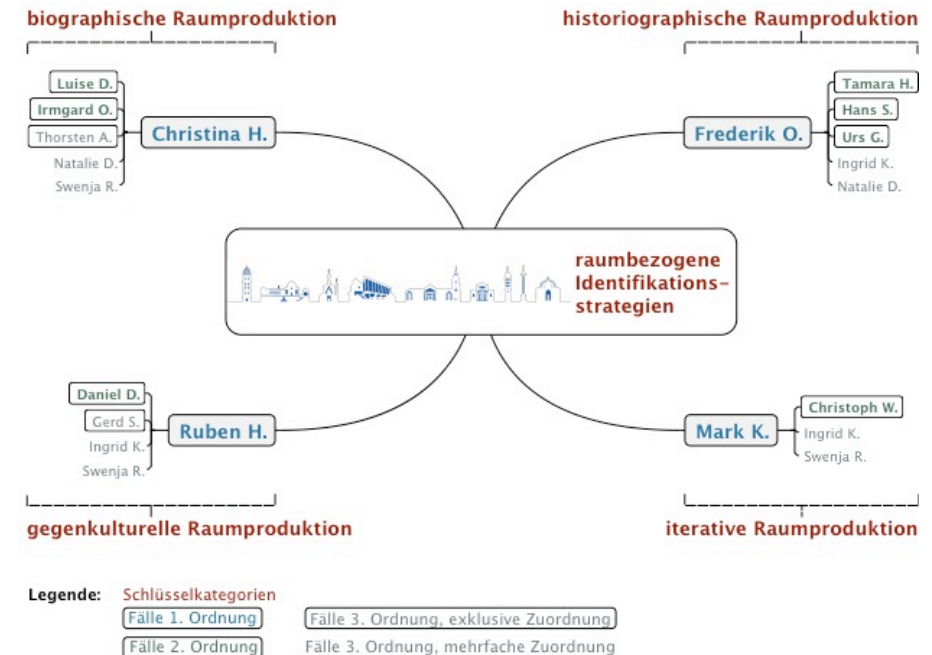


Abbildung 2.20: Schlüsselkategorien und Fallzuordnung. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PtU, TU Darmstadt, 2013

Vier Fälle haben sich bei der Auswertung des empirischen Materials herauskristallisiert, die die gefundenen Strategien *besonders deutlich* zeigen und weitgehend auf eine von ihnen fokussieren. *Entlang dieser Fälle werden im Kapitel 3 daher die Identifikationsstrategien idealtypisch*¹⁷³ dargestellt. Wissen und Zeit als Ressourcen

173 Der Begriff des Idealtyps geht auf Max Weber zurück und bezeichnet ein aus der empirischen Realität abgeleitetes Gedankenmodell, das einheitlich und widerspruchsfrei sein soll. Die Ableitung erfolgt mittels Abstraktion, Isolation und Generalisierung – und entfernt damit (paradoerweise) dieses Gedankenmodell von der empirisch beobachtbaren Realität. Die Bedeutung von Idealtypen als Reprä-

werden entlang dieser Darstellung mit diskutiert. Abbildung 2.20 (vgl. vorige Seite) zeigt die Verortung der Schlüsselkategorien im empirischen Sample.

Stellvertretend für die *Schlüsselkategorie biographische Raumproduktion* werden in Kapitel 3.1 Interview und digitales Stadtmodell von „Christina H.“ vorgestellt. Diese Schlüsselkategorie integriert die alltäglichen Routinen in der Stadt auf eine Weise, die als ästhetisch empfundene Räume und deren Atmosphären in den Vordergrund stellt und Platzierungen im Stadtraum möglichst nach diesen Kriterien wählt. Bestimmte Orte werden als wiederkehrende Anlaufpunkte repetitiver Handlungen in die Fortschreibung der Biographie mit einbezogen und die sie verbindenden Wege sollen als möglichst ästhetische Erfahrungen erlebt werden.

Die institutionalisierte Wegführung ermöglicht den Syntheseleistungsprozessen eine partielle Entkopplung von den Spacings, so dass ein Abschweifen der Wahrnehmung auf das Besondere der durchwanderten räumlichen (An)Ordnungen und damit eine Kompensations- und Erholungsfunktion auf Alltagsebene verstetigt wird.

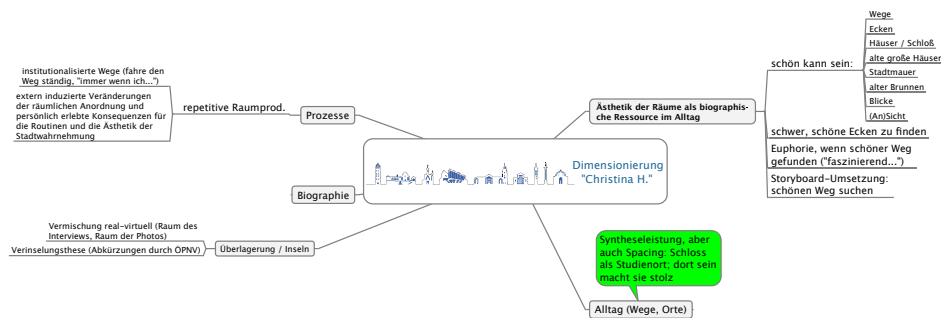


Abbildung 2.21: Dimensionierung „Christina H.“. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PtU, TU Darmstadt, 2013

sensanz empirischer Wirklichkeit ist nach Weber daher auch nur gering (wie er mit dem Hinweis auf das Erklärungspotential des „Wesens“ des Christentums für eine historische Analyse zeigt) – im Gegensatz zu ihrem „hohen heuristischen Wert für die Forschung und hohem systematischen Wert für die Darstellung, wenn sie lediglich als begriffliche Mittel zur Vergleichung und Messung der Wirklichkeit an ihnen verwendet werden“ (Weber, 1904:1988, S. 198f).

Im Sinne der verstehenden und erklärenden Soziologie Webers wird der Begriff des Idealtypus hier verwendet, um in den Falldarstellungen eine besonders deutliche Orientierung an einer raumbezogenen Identifikationsstrategie aufzuzeigen. Die Darstellung der Dimensionierung der Schlüsselkategorien und ihre Abbildung auf sie besonders prägnant verwendende Studierende zeigt deutlich, dass raumbezogene Identifikationsformen in der empirischen Realität in „Mischformen“ auftreten – entsprechend lassen sich Fälle im Sample auch nicht immer exklusiv einer Strategie zuordnen.

Urbane Räume werden mit dieser Strategie in ihrer Alltäglichkeit und Durchschnittlichkeit mit der sich fortschreibenden Biographie verbunden, indem routinierte Spacings nicht-institutionalisierte Syntheseleistungen ermöglichen.

Im Sample gibt es mehrere weitere Fälle, die die Strategie biographischer Bezüge sehr ähnlich umsetzten (Luise D. Natalie D., Swenja R.: auf Kleinigkeiten, Nebensächlichkeiten bei den Wegen achten; z.T. Verbindung von Orten über ÖPNV visuell umgesetzt) und vergleichbare biographische relevante Orte¹⁷⁴ aufgreifen (Weg von der Wohnung zur Universität/Arbeitsstelle; Irmgard O., Thorsten A. Wohnen als zukunftsbezogene ästhetisch-biographische Ressource).

Analog zu biographischen Bezügen personaler Art greift die *Identifikationsstrategie der historiographischen Raumproduktion* auf eine Art Stadtbiographie zurück (Kap. 3.2). Massive Veränderungen in der Materialität, wie sie durch Katastrophen und Kriegsfolgen hervorgerufen werden, erzeugen offensichtliche Brüche in der räumlichen Verweislogik. Sie können durch Rückgriffe auf (lokalspezifisches) Wissen präziser erklärt werden und ermöglichen die imaginäre Rekonstruktion vergangener (An)Ordnungen und der von ihnen erzeugten Atmosphären.

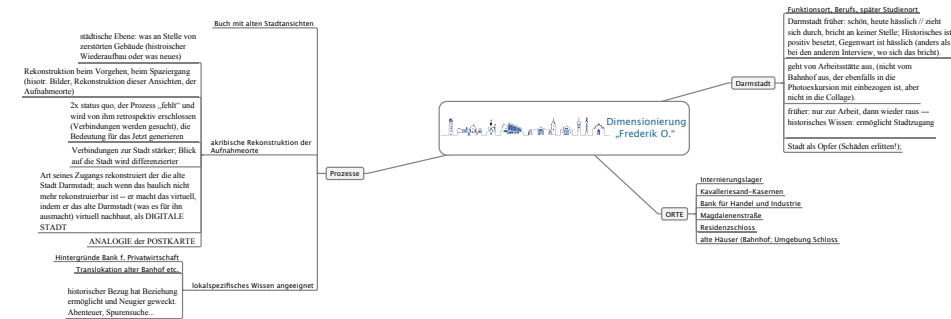


Abbildung 2.22: Dimensionierung „Frederik O.“. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PtU, TU Darmstadt, 2013

Auch diese Identifikationsstrategie operiert mit ästhetischen Werturteilen im Hinblick auf die Außenwirkung der materiellen und symbolischen Konfiguration von Orten, wählt als Form der Auseinandersetzung

174 Die Aufforderung, das „eigene Darmstadt“ als Studienstadt sprachlich und visuell zu beschreiben, legt damit die Universität als biographischen Bezugspunkt nahe. Die Bezüge zu diesem wie weiteren Orten tauchen im Sample jedoch unterschiedlich deutlich auf – hier sind Bezüge mit besonderem Schwerpunkt angesprochen.

zung jedoch nicht eine Platzierungspraxis, um gegenwärtig „schöne“ Atmosphären in die eigene Raumproduktion einzubeziehen. Die gegenwärtige Wahrnehmung ist eher negativ konnotiert und ästhetisch-ansprechende Atmosphären werden mit alter Bausubstanz und historischen Stadtansichten verbunden. Da die Transformation der urbanen Räume auf einer Jahrzehnte umfassenden Zeitskala visuell nicht gelingt, erfolgt sie imaginär als Rekonstruktionsleistung.

Indem Orte der Stadt auf diese massiven Transformationsprozesse hin untersucht werden, kann zusätzliches lokalspezifisches wie auch fachspezifisches Wissen generiert werden. Durch die Überlagerung von Räumen gegenwärtiger materieller und symbolischer Konfiguration mit imaginierten historischen (An)Ordnungen wird eine Rekonstruktion der Transformationsprozesse am Ort möglich und das aktuelle Stadtbild um die fehlende Verweisfunktion der materiellen und symbolischen Artefakte virtuell ergänzt. Mit dieser Raumproduktion wird eine Identifizierung möglich, da die Gründe für die Veränderungen nicht in stadtplanerischen Konzepten gesucht, sondern anonym externalisiert werden können (Kriegsschäden). Um diese Abstraktion leisten zu können, muss Wissen (lokalspezifisch, teilweise fachspezifisch) erworben werden und entsprechende Orte der Stadt erkundet werden – die Auseinandersetzung mit der Stadt folgt im Fall des diese Strategie repräsentierenden Studierenden dem Forscherdrang, Orte auf Transformationsprozesse über Zeiträume von mehreren Jahrzehnten hin zu untersuchen.

Auch andere Studierende erschließen sich die Stadt über historische Bezüge (Tamara H.: zum Stadtteil, in dem sie wohnt; historische Bezüge und künftige Entwicklungen, d.h. Bau- und Sanierungsvorhaben werden detailliert beschrieben; Altbauten werden ihrer atmosphärischen Außenwirkungen wegen geschätzt) oder stellen das eigene Wohnumfeld außerhalb Darmstadts mit einem vergleichbaren zeitlichen Transformationsbezug dar (Hans S.). Quasi antithetisch stellt sich der Fall der Studentin Ingrid K. dar, die zwar auch historische Transformationen zwischen Räumen beschreibt und dabei explizit die An- bzw. Abwesenheit konstitutiver Personengruppen mit einbezieht¹⁷⁵, deren Bewertung jedoch einen maximalen Kontrast darstellt: Früher war alles schlechter – heute ist das Meiste besser, könnte das Fazit lauten, das sich auf die bauliche und soziale Situation bezieht.

In Kontrastierungen und Dualismen wird die Stadt in dem Fallportrait dargestellt, der stellvertretend die Schlüsselkategorie *gegenkulturelle Raumproduktion als Identifikationsstrategie* repräsentiert (Kap. 3.3). Die zunächst ambivalent wirkende Darstellung der Stadt wird plausibel, wenn man die raumkonstituierenden Prozesse Spacing und Syntheseleistung analytisch trennt: Positiv besetzt sind die Wahrnehmungen von relationalen (An)Ordnungen, die Exklusivität vermitteln wie bestimmte Clubs oder Restaurants, historische Bausubstanz und ‚Weite‘ als exklusive Verfügungsmöglichkeit über Raum. Diese Wahrnehmungen

175 Bezug genommen wird auf soziale Randgruppen, vor allem am Hauptbahnhof, die mit den baulichen Veränderungen von dort verdrängt worden sind.

werden jedoch nicht von Spacings begleitet, die die mit diesen Räumen verbundenen impliziten Handlungsnormierungen reproduzieren. Die Logik der Orte wird intentional verweigert und durch gegenkulturelle Spacings ersetzt. Die Gegensätze beziehen sich auf ‚etablierte‘ Syntheseleistungen und ‚nonkonformistische‘ Spacings. Dieser Dualismus in der Raumkonstitution lässt sich nicht durchgängig aufrecht erhalten, prägt aber als sich selbst bremsender Identifikationsprozess die Darstellung der Stadt. Diese Form der Raumkonstitution bietet zwar Identifikationsmöglichkeiten – auch und gerade wenn sie als gegenkulturelle Räume institutionalisiert und damit im Hinblick auf Identifikationsleistungen verstetigt werden können – führt aber gleichzeitig eine Distanz ein. Diese ‚künstliche‘ oder kritische Distanz ermöglicht zweierlei: Wohlfühlen in der Stadt und ein Sich-Zurückziehen, z.B. als räumliche Veränderung durch Wegzug.

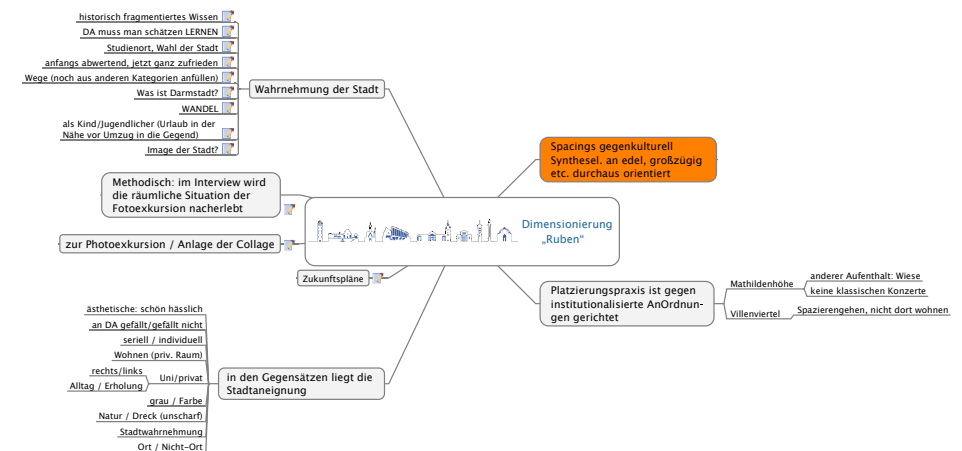


Abbildung 2.23: Dimensionierung „Ruben H.“. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PtU, TU Darmstadt, 2013

Die Verweigerungshaltung normierten Handlungspraxen gegenüber bezieht sich auf Orte, die im Sinne kapitalistischer Verwertungslogik durch Touristen konsumiert werden (sollen). An diesen Orten – insbesondere der Mathildenhöhe – werden die Aufenthaltsmöglichkeiten durch juristisch verbindliche Regeln definiert, deren Einhaltung mit Kameras und Sicherheitsdiensten überprüft wird. Diese Überwachung von Orten wird auch in weiteren Stadtdarstellungen angesprochen (Gerd S., Swenja R., Ingrid K.) und teilweise die

176 Ein digitales Stadtmodell ist entlang von wechselnder Materialität der Stadt zwischen Asphalt, Fassaden und Grünflächen entlang konzipiert (Christoph W.).

Weiterhin hat jeder Teilnehmer eine interaktive Stadtdarstellung, d.h. ein digitales Stadtmodell durch Vernetzen der Fotos erstellt. Die empirische Erhebung wurde so gestaltet, dass die einzelnen Materials-orten direkt aufeinander beziehbar sind, also zu einzelnen Aussagen im Interview die gezeigten Bilder und ihre Position in der vernetzten Darstellung (digitales Stadtmodell) zugeordnet werden können.

Die Vernetzung wurde mithilfe einer Software realisiert, bei der durch den Benutzer Bildbereiche miteinander durch „räumliche Links“ (Tanaka et al., 2002) vernetzt werden. Das Darstellungskonzept hat einen starken inhaltlichen Bezug zum relationalen Raumbegriff von Marina Löw, wurde jedoch davon unabhängig zur Erstellung digitaler Städte mit relativ niedrigschwelligem technischen Anforderungen in Japan entwickelt und benötigt lediglich einen Bildkorpus (Digitalkamera, digitalisierte Analogfotos oder anderes visuelles Material), das anhand gemeinsam abgebildeter Gegenstände oder Personen oder inhaltlicher Bezüge vernetzt wird.

Das Leitthema der Fotoexkursion konnten die Studierenden selbst wählen: Das was ihnen an ihrer Studienstadt Darmstadt wichtig ist. Die Fokussierung auf Studierende als Befragte hat zum Hintergrund, dass Darmstadt in der Außendarstellung seinen Titel „Stadt der Wissenschaft“ gern hervorhebt und zur Geltung bringt, dieses jedoch stark ökonomisch geprägt ist und Bürger wie Studierende nicht mit nennt. Studierende befinden sich am Anfang ihres Studiums in einer transitorischen Lebensphase, die durch zunehmende Ablösung von der Herkunftsfamilie auch in räumlicher Hinsicht gekennzeichnet ist (Auszug aus dem Elternhaus, ggf. Wechsel in eine andere Stadt). Sie müssen sich am Studienort neu eingewöhnen und ihn sich ‚aneignen‘. Wenn dieser Prozess im Übergang zum Hauptstudium weit fortgeschritten oder abgeschlossen ist, lässt er sich retrospektiv erheben und reflektieren (vgl. auch Chow / Healey, 2008).

Die Vernetzung der Bildfolgen – welche Bildbereiche und Bilder miteinander verbunden werden – wird dabei während der Exkursion bereits antizipiert (anhand der Aufgabenstellung mit selbst gewähltem Leitthema). Die Verknüpfung von realen Fotos mit weiterem visuellem Material (Skizzen, Stadtplänen etc.) ist dabei möglich und erinnert von der Technik her an herkömmliche Collagen. Die Interaktivität kommt während der Rezeption zum Tragen, wenn die vernetzten Fotos so ineinander überblendet werden, dass der Eindruck entsteht, man würde z.B. eine Straße entlanggehen oder in einem Park spazieren. Die Vernetzungen, die die Studierenden vornehmen, beziehen sich dabei entweder auf tatsächlich wiederholt abgebildete Personen bzw. Objekte oder aber auf intendierte Beziehungen: So können Fotos, die zu einer anderen Tages- oder Jahreszeit entstanden sind, ebenfalls eingebunden werden, wenn dies der Intention des Studierenden entspricht. Es können auch Beziehungen zwischen Bildern hergestellt werden, die visuell nicht schlüssig sind, deren Sinn aber auf inhaltlich-biographischer Ebene zu finden ist.

Die Fotos stellen als räumliche (An)ordnung wichtige Orte aus der Perspektive der Befragten dar. Es entsteht ein relationaler Raum als Netzwerk von Fotos, dessen Raumkonstitutionen datentechnisch manifestiert sind und ex post analysiert werden können.

Mit der Exkursion und Vernetzung der Fotos wird die Auseinandersetzung mit der eigenen Stadt angeregt und sie als positiver Nebeneffekt in interessanten Nuancen detaillierter wahrgenommen.

Fotointerviews ergänzen die Rekonstruktion der Identifikationsstrategien am digitalen Stadtmodell, da die Strukturanalyse der vernetzten Fotos keine prozessualen, inhaltlichen Aussagen ermöglicht. Mit Hilfe der Fotostimuli können auch Aussagen zu Themen evoziert werden, die sich nicht visuell darstellen lassen (z.B. Irritationen durch das *Fehlen* von als typisch für einen Ort erachteten Lebewesen oder sozialen Gütern) oder deren Bewertung durch den Interviewpartner von der visuellen Darstellung deutlich abweicht. Die im methodischen Design vorgesehene Möglichkeit, Fotos und Interviewaussagen aufeinander beziehen zu können, ist daher notwendig.

Die Auswertung der empirischen Basis nutzt das Verfahren der *Grounded Theory* sowie eine *selbst entwickelte Strukturanalyse für die Interpretation der digitalen Stadtmodelle* auf graphenanalytischer Basis. Das methodische Design – die *visuell-relationale Analyse von raumbezogenen Identifikationsprozessen* – stellt eine Weiterentwicklung ‚klassischer‘ mapping-Verfahren dar, umgeht die Nachteile des Zeichnens mentaler Karten durch computergestützte, interaktive Darstellungen zur Analyse relationaler Raumkonstitutionen und sieht visuelle und strukturanalytische Auswertungsverfahren vor. Subjektive Bedeutungszuschreibungen, Relevanzstrukturen bei der Konstitution von Räumen und die Möglichkeit, abwesende raumkonstituierende Elemente zu thematisieren, werden durch Fotointerviews synchron miterhoben.

Die Subjektzentriertheit und Offenheit des methodischen Designs trägt der Multidimensionalität des öffentlichen Nahraumes und der Möglichkeit der Überlagerung von Räumen Rechnung und gibt den Befragten die Möglichkeit, konkurrierende Räume und vielschichtige Verortungen zu thematisieren und zu visualisieren: Stadt als Orte sozialer Begegnungen, Kommunikation und Kontrolle, als Träger von Kultur und Geschichte, als Möglichkeit widerständiger Platzierungen, Ressourcen für alltägliches Handeln bereitstellend – kurz: als Ort, an dem raumbezogene Identifikationsprozesse stattfinden.

3. Empirische Ergebnisse: Falldarstellungen

Das Ergebnis der Auswertung von Interviews, digitalen Stadtmodellen und schriftlich fixierten Konzeptarbeiten zu den Stadtdarstellungen („Storyboards“; vgl. Kap. 2.2, S. 138) ist ein Kategoriensystem, dessen vier Kategorien die zentralen Konzepte darstellen, mit denen die forschungsleitende Frage – *wie* sich Aneignungen von Orten stadtsoziologisch beschreiben lassen und welche raumbezogenen Identifikationsstrategien dabei entwickelt werden – beantwortet werden kann. Die am empirischen Material entwickelten Kategorien sind gleichrangige Schlüsselkategorien¹⁷⁷ der Aneignung von Orten anhand von raumbezogenen Identifikationsstrategien.

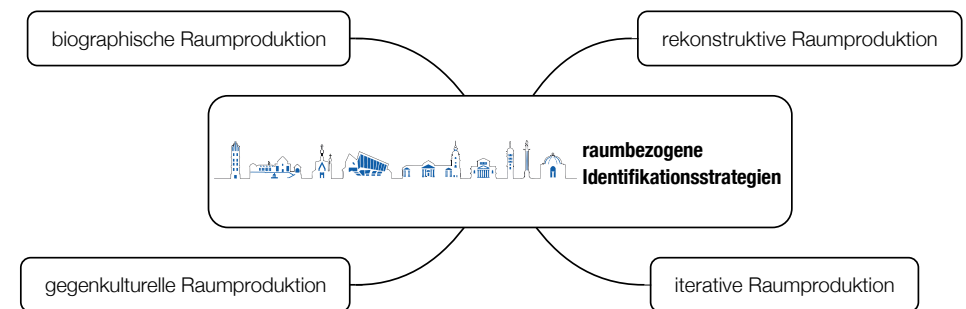


Abbildung 3.1: Schlüsselkategorien raumbezogener Identifikationsstrategien. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PtU, TU Darmstadt, 2013

Die erste Schlüsselkategorie, *biographische Raumproduktion*, bezeichnet eine Identifikationsstrategie, die sich auf Orte bezieht, die im Lebenslauf eine besondere Bedeutung haben oder hatten. Die biographische Raumproduktion ist nicht auf eine retrospektive Perspektive beschränkt, bei der ausschließlich auf zurückliegende lebensgeschichtliche Ereignisse und die Orte, an denen sie erfolgten, zurückgegriffen wird. Sie kann sich auch auf die aktuelle Lebenssituation beziehen und – wie die Fallrekonstruktion, die diese Schlüsselkategorie repräsentiert – auf Alltagshandlungen, d.h. auf Spacings und Syntheseleistungen im

177 Vgl. zur Diskussion mehrerer gleichberechtigter Auswertungsergebnisse als Schlüsselkategorien auch S. 131.

alltäglichen Handeln zurückgreifen. Orte werden im Gegenwartsbezug als Anlaufpunkte im repetitiven Handeln so in die eigene Lebensgeschichte integriert, dass die sie verbindenden Wege als möglichst ästhetische Erfahrungen erlebt werden. Aufgrund ihrer institutionalisierten Wegführung ermöglichen sie ein Abschweifen der Wahrnehmung und so eine Kompensations- und Erholungsfunktion im Alltag. Urbane Räume werden mit dieser Strategie in ihrer Alltäglichkeit und damit auch Durchschnittlichkeit mit der sich fortschreibenden Biographie verbunden. Die Verknüpfungen zwischen Biographie und urbanem Raum müssen sich auf dieser Ebene als ‚lohnend‘ behaupten. Eine Stadt wird mit dieser Strategie anhand ihrer alltäglichen Syntheseleistungs- und Platzierungsangebote bewertet, nicht aufgrund von besonderen Ereignissen.

Die zweite Schlüsselkategorie, die *rekonstruktive Raumproduktion*, ist eine Identifikationsstrategie, die auf Veränderungen und Konstanz in der materiellen und symbolischen Konfiguration von Orten fokussiert. Sie bezieht dabei die Geschichte urbaner Räume analog einer Stadtbiographie mit ein. Die Wahrnehmung urbaner Räume wird in Bezug zur historischen Transformation der wahrgenommenen (An)Ordnungen gesetzt. Die gegenwärtige Wahrnehmung der Stadt kann über die materielle und symbolische Transformation über einen wählbaren Zeitrahmen hinweg erklärt werden. Insbesondere wenn eine Kontinuität in der materiellen Struktur und Substanz urbaner Räume *nicht* gegeben ist, ermöglicht diese Struktur, das fehlende Verweispotential materieller und symbolischer (An)Ordnungen durch lokalspezifisches Wissen zu substituieren.

Die *gegenkulturelle Raumproduktion* als dritte Schlüsselkategorie ist eine Wahrnehmungs- und Platzierungsstrategie, die die am Ort vorhandenen materiellen und sozialen Güter aufgreift und sich ihrer etablierten Nutzungslogik in der eigenen Platzierung widersetzt. Die Atmosphären als Außenwirkungen von (An-)Ordnungen, die kulturell aufgeladen sind, werden als ästhetisch wahrgenommen und zur eigenen Distinktion verwendet. Das raumbezogene Handeln am Ort ist jedoch nicht das, was aus der (An-)Ordnung der symbolischen und materiellen Güter und Lebewesen im Sinne einer Eigenlogik dieser Orte antizipiert werden könnte, sondern verweigert sich intentional dieser Logik. Orte, die durch ihre materielle Konfiguration und symbolische Verweisstruktur als Konsumorte von Hochkultur interpretiert werden können, eignen sich gerade durch ihre kulturelle Bedeutung für gegenkulturelle Platzierungen. Durch sie erfolgt eine gegenkulturelle Raumproduktion und Aneignung dieser Orte.

Die vierte herausgearbeitete Identifikationsstrategie ist rekursiver Natur. Diese Schlüsselkategorie wird als *iterative Raumproduktion* bezeichnet, da das Kernelement dieser Strategie eine Kombination aus der Rekonstruktion von Raumanneignungen Dritter und eigener Raumanneignungen ist. Über symbolisch-materielle Markierungen wird im Stadtbild nach Spuren dieser Aneignungen gesucht und gleichzeitig versucht, eigene Spuren zu hinterlassen. Die angeeigneten Orte haben damit Bezüge zur eigenen Biographie und sind gleichzeitig durch die Biographie Dritter geprägt. In dieser doppelten und in sich rekursiven Bezugnahme –

urbane Räume werden angeeignet, indem die Spuren zuvor erfolgter Aneignung und Markierung von Orten rekonstruiert werden – liegt die Besonderheit dieser Identifikationsstrategie.

Die Strategien werden idealtypisch¹⁷⁸ anhand ausgewählter Fälle dargestellt, treten in realiter jedoch in Kombinationen unterschiedlicher Gewichtung auf. Sie können auf multiplen zeitlichen wie räumlichen Maßstäben (scales) operieren und werden durch Ressourcen wie Zeit und Wissen unterstützt. Diese zusätzlichen Aspekte der zentralen Identifikationsstrategien werden im Anschluss an die Vorstellung der einzelnen Schlüsselkategorien zusammenfassend diskutiert.

Im Folgenden wird *jede der fallübergreifenden Schlüsselkategorien exemplarisch an einem Einzelfall verdeutlicht, der sie besonders deutlich repräsentiert, aber auch Verbindungen mit weiteren Schlüsselkategorien aufweist*. Die Darstellung jeder der vier zentralen Kategorien erfolgt dabei als Fallrekonstruktion, da weniger eine biographisch-chronologische Darstellung als die inhaltliche Dimensionierung der Schlüsselkategorie im Zentrum der Analyse steht:

„Beim Aufbau einer Fallrekonstruktion konzentriert sich der Forscher auf analytische Abstraktionen, um auf der einen oder der anderen Ebene der Abstraktion eine Theorie zu formulieren“ (Strauss, 1994, S. 278).

Die vier Falldarstellungen, die im Folgenden dargestellt werden, sind durch weitere Fälle gestützt, die jedoch nicht in vergleichbarer Weise als idealtypische Exemplifikationen herangezogen werden können¹⁷⁹.

3.1 Biographische Raumproduktion

Der Prozess der räumlichen Identifikation der Soziologiestudentin Christina steht stellvertretend für den Strategietypus der biographischen Raumproduktion. Mit dem Umzug in die Studienstadt Darmstadt entfällt das Pendeln und mit deutlich mehr Zeit ‚vor Ort‘ werden neue Wege und die Stadt aus einer anderen Perspektive kennen gelernt. Damit ändert sich die Wahrnehmung der Stadt von einem negativen Image, das an der Ästhetik der räumlichen Umgebung orientiert ist, zu einer positiven Vorstellung, die das neu erworbene räumliche Wissen um „schöne Wege“ im Alltag integriert. Die Wege, die verschiedene Orte der Stadt im Alltag chronologisch miteinander verbinden, wählt Christina nach möglichst ästhetischen Gesichtspunkten. So werden Stationen im täglichen Leben wie Wohnheim, Universität oder Besorgungen im Hinblick auf ihre Lokalisierung im urbanen Raum entlang möglichst ansprechender Wegeführung miteinander verbunden. Der ästhetische Anspruch an die alltäglichen Wege entspricht der Copingstrategie, die nicht auf ‚besondere Orte‘ angewiesen ist, um einen Erholungseffekt zu erzielen.

¹⁷⁸ Vgl. die Diskussion des Begriffs in Fn. 173, S. 143.

¹⁷⁹ Vgl. die Dimensionierung der Schlüsselkategorien in Kap. 2.5, S. 142.

Da die Wahrnehmung der Stadt im Alltag entlang einer ästhetisch anspruchsvollen Wegeplanung erfolgt, ist das digitale Stadtmodell, das genau diese Thematik visuell umsetzt, von der Struktur her notwendigerweise *linear* – es folgt der Chronologie des Alltags und nimmt den Betrachter virtuell mit auf den Weg. Darmstadt als Studienort wird dazu ohne Extreme dargestellt, d.h. auf besonders schöne oder besonders hässlich empfundene Orte wird zugunsten der alltäglichen Wahrnehmung der Stadt aus der Perspektive der Studentin Christina verzichtet.

3.1.1 Studienort Darmstadt

Christina wohnt zum Zeitpunkt des Interviews seit zwei Jahren in Darmstadt. Sie wurde in Darmstadt geboren und wohnte mit ihren Eltern in der näheren Umgebung. Aus dieser Zeit kannte sie Darmstadt nur vom Einkaufen in der Innenstadt, die mit der Straßenbahn erreicht werden konnte.

ich bin ja in Darmstadt geboren, eigentlich .. also .. ich bin in Darmstadt geboren und .. ähm .. hab aber jetzt wirklich Darmstadt kennen gelernt .. so richtig .. äh würde ich jetzt sagen erst seit .. ich hier wohne .. und das ist seit .. äh .. 2000? .. 2001? ... Ähm .. 2000 .. glaub ich .. ja .. bin ich hergezogen .. und| und .. ja, da hat das eigentlich angefangen, dass ich| .. ja .. mich mit Darmstadt dann irgendwie erst mal richtig auseinander gesetzt habe| Also die ganzen Jahre vorher .. da war ich eigentlich nur im Luisencenter .. wenn ich in Darmstadt war, .. weil ich dann .. also| ich hab 20 km südlich von hier gewohnt, bei meinen Eltern, eh, und dann immer mit der Straßenbahn nach Darmstadt gefahren .. Luisencenter, einkaufen gewesen und dann wieder .. aus Darmstadt rausgefahren mit der Straßenbahn... (CH., Z. 322-333)

Die Nähe zu Darmstadt war ausschlaggebend für die Wahl als Studienort (CH., Z. 375, 384f.). Sie hat zunächst ein naturwissenschaftliches Studium begonnen, das nach wenigen Wochen zu einer Art Moratorium geführt hat, während dessen eine inhaltliche Neuorientierung erfolgte (CH., Z. 385-388; Z. 402-405). Auf der Suche nach einem den eigenen Interessen stärker entgegenkommenden Studiengang hospitierte die Studentin in Seminaren und Lehrveranstaltungen möglicher in Frage kommender Disziplinen (CH., Z. 402-405). Aufgrund der bis zur Entscheidung Soziologie zu studieren in Darmstadt verbrachten Zeit, wird der Studienort selbst mit dieser Festlegung nicht mehr hinterfragt (CH., Z. 405-408). Studienortswechsel sind zum Zeitpunkt des Interviews eine Option für das Hauptstudium, auch im Kontext von Auslandsaufenthalten (CH., Z. 410-442). Die aktuelle Situation wird vom Studium als auch vom Studienort her als sehr zufriedenstellend eingeschätzt (CH., Z. 436-439; zum Studium im Schloss: Z. 498-501).

3.1.2 Stadtwahrnehmung

Die Fotoexkursion und das interaktive Stadtmodell wurden durch die Studentin vorbereitet, indem zuvor schriftlich festgehalten wurde, wie die Umsetzung der Aufgabe, den Studienort Darmstadt darzustellen, erfolgen sollte. Da die serielle Fotografie und interaktive Verknüpfung der Fotos einen starken visuellen Fo-

kus darstellt, wurde bei der Ausarbeitung des Forschungsdesigns (vgl. Kap. 2.2, S. 138) für diese Notizen der Begriff „storyboard“ aus der Filmanalyse entliehen (Bordwell / Thompson (2008, S. 17); vgl. auch Kap. 2.2, S. 138). In dieser Arbeit werden damit die schriftlich festgehaltenen Überlegungen bezeichnet, die die Studierenden anstellten, bevor sie die Fotos für die interaktive Darstellung im virtuellen Stadtmodell erstellten.

Der Stimulus zur visuellen Aufgabe – das, was an der eigenen Studienstadt wichtig sei über ein interaktives Netzwerk von Fotos zu zeigen – sollte zunächst eine reflexive Herangehensweise an die Aufgabenstellung evozieren. Hintergrund dieser Vorgehensweise ist, dass räumliches Handeln im Alltag in der Regel aus dem praktischen Bewusstsein heraus erfolgt und nicht direkt zugänglich ist. In reflexiver Auseinandersetzung jedoch kann ein Teil des praktischen Bewusstseins in das diskursive überführt und kommuniziert werden – und so für die empirische Forschung genutzt werden (vgl. ausführlich Kap. 1.1.1.3, S. 20 sowie Löw (2001)). Indem vor der Exkursion überlegt wurde, was von Darmstadt und wie es gezeigt werden soll, kann die Fototour auch Aspekte des alltäglichen raumbezogenen Handelns für eine methodisch kontrollierte Auswertung ex post liefern.

3.1.2.1 Erster Eindruck

Im Interview wird der von der Lebensgeschichte her chronologisch erste Eindruck von Darmstadt auf Besuche mit den Eltern in dieser Stadt zurückgeführt. Mit dem Studium folgte schließlich der Umzug nach Darmstadt, später ein weiterer innerhalb Darmstadts. Die Stadt selbst wird in dieser Abfolge immer besser und vielschichtiger kennen gelernt, dennoch stehen negative Assoziationen am Anfang des visuellen Eindrucks:

Also ich find, Darmstadt hat ziemlich viele hässliche Ecken .. un| das hab ich auch gesehen als ich da unten an den Müllverbrennungsanlagen gew| gewohnt habe, also da in der Gegend, das war| das war einfach nicht schön so von| .. ähm von den Häusern (CH., Z. 460-463)

Die negativen Eindrücke – erstens durch die in der Retrospektive auf die Einkaufszone Innenstadt beschränkte Wahrnehmung der Stadt vor dem Umzug sowie zweitens durch die industriell geprägte Gegend in der Nähe der Müllverbrennungsanlage nach dem ersten Umzug – werden erst allmählich abgelöst. Darmstadt wird im Alltag interessanter erlebt und vermittelt andere Eindrücke. Als Ergebnis dieser ersten Neubewertung wird die Stadt zunächst etwas gemäßiger eingeschätzt, bleibt aber ‚mittelmäßig‘:

es gibt glaub ich nichts .. v| von Darmstadt, (4) wo ich mir nicht vorstellen könnte, dass es in einer anderen Stadt noch viel ... ähm ... ja, also jetzt .. besser .. vielleicht .. \[sehr leise:] auch noch ... geht (CH., Z. 600-602).

Dementsprechend fällt nach einem weiteren Umzug innerhalb Darmstadts und einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Stadt eine längerfristige Bindung an den Ort schwer:

Weil mein Leben lang in Darmstadt| also hier geboren und hier dann irgendwie .. am Ende noch sterben, das| nee das will ich nicht .. das muss nicht sein. .. So schön ist dann irgendwie Darmstadt auch nicht. ... (CH; Z. 442-445)

Im letzten Satz wird bereits eine Kehrtwende – trotz eines möglichen ironischen Beigeschmacks – angedeutet, nämlich dass die Stadt nicht mehr so eindimensional wahrgenommen und rezipiert wird, wie zu Beginn des Studiums.

Im exmanenten Nachfrageteil des Interviews entwickelt Christina fiktive Szenarien, was an Darmstadt anders sein sollte, damit die Stadt ihr besser gefallen würde. Sie stellen Möglichkeitsräume dar, die unabhängig von jeglicher Realisierbarkeit imaginiert werden sollten. In diesem Kontext tätigt die Studentin die Aussage, es sei zwar schade, dass Darmstadt nicht an einem großen Fluss liege, um dann fortzufahren:

[...] aber .. dafür hat Darmstadt andere schöne Ecken .. aber die muss man .. erst mal .. finden .. also die sind nicht offensichtlich ähm in Darmstadt .. also ich kenn die auch alle nicht, obwohl ich hier jetzt hier wohn seit drei Jahren .. ähm und das wird wahrscheinlich noch ewig dauern (CH., Z. 485-489)

Darmstadt hat als Stadt gegenüber den ersten Eindrücken deutlich an Renommee gewonnen und Christina bemüht sich in ihrer Darstellung, der nun mehrdimensional wahrgenommenen Stadt in ihrer Wertung gerechter zu werden. Als Grund für die Schwierigkeiten, die Stadt von Anfang an sympathisch zu finden, führt sie an, dass die „schönen Ecken“ nicht leicht zu finden seien und eine Suche nach diesen lange Zeit in Anspruch nehmen würde, eventuell sogar gar nicht abgeschlossen werden könne. Die Stadt muss neu entdeckt werden, d.h. es bedarf einer intensiven Auseinandersetzung mit der Stadt, um gegen Widerstände wie z.B. erste negative Eindrücke, neue Identifikationsleistungen erbringen zu können. In dem Terminus der räumlichen Auseinandersetzung verbirgt sich die jeweilige Identifikationsstrategie als Modus der Produktion von Raum, in den Zeit als Ressource miteingeht.

3.1.2.2 Wegeplanung in Routinen

Die Orte, die in dem digitalen Stadtmodell gezeigt werden sollen, hatte Christina vorab anhand eines Stadtplans festgelegt. Es sind Orte, an denen sie täglich vorbeikommt und die in der alltäglichen Wahrnehmung der Stadt eine Rolle spielen. Die methodische Frage, wie diese Orte dargestellt werden können, wird anhand des Rückgriffs auf eigene alltägliche Handlungsmuster gelöst. Die Orte, die aufgesucht werden müssen, werden nach ihrer Lokalisierung im Stadtraum miteinander so durch Wege verbunden, dass ein Kompromiss zwischen aufgewendeter Zeit für die Gesamtstrecke und einer ästhetisch anspruchsvoll empfundenen Wahrnehmung der Stadt entlang dieser Wege gesucht wird:

also ich hab mir das vorher aufgeschrieben, dass ich so ein paar bestimmte .. Plätze oder Orte irgendwie¹⁸⁰ hatte, die ich irgendwie zeigen wollte und die hab ich dann| hab ich so mit dem Stadtplan ausgedruckt, die habe ich dann verbunden auf dem Stadtplan, habe mir ne schöne Route rausgesucht, wo ich langlaufen will ..und .. ja, da bin ich dann langgelaufen. .. Ähm .. die Orte sind| also .. wie ich langgelaufen bin, das ist eher so .. das sind Plätze, die| die ich eigentlich so im tagtäglichen| .. alltäglichen Leben irgendwie .. immer .. ja besuche vielleicht irgendwie oder so| oder wo ich immer was zu erledigen hab oder so .. ähm .. [schnalzt mit der Zunge] ja und da eben hab ich dann den schönsten Weg mir rausgesucht| auch n Weg, den ich .. gerne geh| den ich dann auch freiwillig gerne gehe, wenn ich da und da (*) hin muss, dann ... ähm .. nehm ich den schönsten Weg dahin. (CH., Z. 20-32)

Sie verwendet einen Stadtplan, damit sie alle Orte, die sie in der Fotoexkursion zeigen will, in einer Wegführung aufsuchen kann. Die Planung des Weges erfolgt vorab und greift auf bereits bekannte Wege zurück, die im Alltag genutzt werden. Größere Entfernungen wie vom Wohnheim zur Innenstadt und zurück werden mit öffentlichen Verkehrsmitteln (Straßenbahn) oder dem Fahrrad zurückgelegt, kleinere Strecken zu Fuß.

Die Ästhetik des explizit ausgewählten und keineswegs beliebigen Weges, die sich über *besondere Orte* herstellt, kompensiert die Notwendigkeit alltäglicher Besorgungen und Wege in der Stadt. Die notwendigen Wege des Alltags werden über symbolisch-ästhetisch aufgeladene Orte geleitet und so umgedeutet, so dass die zurückzulegenden Wege nicht als Notwendigkeit, Last oder Mühe erlebt werden, sondern positiv konnotiert sind: Sie werden nicht nur „freiwillig“ sondern sogar „gerne“ (CH., Z. 31) gegangen. Mit anderen Worten: Sie befreit sich vom Zwang alltäglicher Wege, indem sie sich die schönste Wegführung aussucht und den Erholungscharakter betont. Deutlich wird dies insbesondere, wenn die Blickrichtungen, d.h. die Syntheseleistung, während der routinierten Wege thematisiert werden, die an die eines Urlaubers erinnern¹⁸¹.

Die Vorbereitung der Exkursion mit der Wahl des thematischen Schwerpunktes – hier in der Rekonstruktion aus dem empirischen Material dargestellt als Intention, die schönen Wege zwischen Alltagsorten in Darmstadt zu zeigen – hat dazu geführt, dass die alltägliche, repetitive Raumproduktion vom praktischen Bewusstsein in das diskursive überführt wurde. Aufgefallen ist, dass bei der Planung der Fotoexkursion aktuell-biographisch bedeutsame Orte gewählt wurden, die im Alltag des Stadterlebens eine Rolle spielen und über visuell ansprechende Wege miteinander verbunden werden. Die folgende Passage aus dem Interview zeigt das Bewusstwerden der Routinen und damit den Transfer von Raumproduktionen aus dem praktischen hin zum diskursiven Bewusstsein:

180 Die vorgestellte Relativierung „irgendwie“ in der zitierten Textstelle taucht an insgesamt 194 Stellen im Interview auf, eine weitere Form der Relativierung („ziemlich“) 25mal. Es ist daher davon auszugehen, dass die formulierten Relativierungen eher eine institutionalisierte Sprachgewohnheit darstellen, d.h. habitueller Natur sind und quasi antithetisch einer dogmatischen Wissensformulierung entgegenstehen. Die Interviewpartnerin mindert somit nicht Einzelaussagen in ihrer Bedeutung, sondern stellt eher den subjektiven Zugang zu Wissen und Erfahrungswelten dar und ist als Understatement zu interpretieren.

181 Zum touristischen Blick vgl. z.B. allgemein Urry (1990), zur Beeinflussung touristischen Blickverhaltens Dann (1988, 1996a, 1996b), zur Reziprozität des Blicks zwischen Tourist und Einheimischen Maoz (2006).

| das ist mir dann auch r| .. richtig aufgefallen, wie ich so irgendwie so mein| meine alltäglichen Wege da irgendwie so organisiere .. so| so ne an Kette| so ne Aneinanderkettung von irgendwelchen Sachen wo ich sowieso noch hin muss .. und diese aber versuch| .. also irgendwie so'n Kompromiss zu ähm schaffen zwischen dem kürzesten Weg .. und dem schönsten Weg irgendwie. (CH., Z. 259-264)

Die Wegeplanung ist ein Abwägen verschiedener Anforderungen: Welche Orte sind mit einer zeitlichen Vorgabe aufzusuchen, d.h. die Anwesenheit vor Ort ist auch an bestimmte zeitliche Vorgaben gekoppelt, wie werden die weiteren Stationen des Tagesablaufes in eine sinnvolle Ordnung gebracht? Die Organisation der täglichen Wege kann dabei auf bekannte Wege zurückgreifen, die routiniert zurückgelegt werden. Zunächst muss jedoch ein Repertoire an ästhetisch anspruchsvollen Wegen erarbeitet werden – durch eigene Erkundungen, Zufallsfunde oder den Tipp von Freunden. Diese Strategie setzt ein Wissen über ein mögliches Wegenetz voraus, das erst zeitintensiv angeeignet werden muss.

Indem die Wegführung als Kompromiss zwischen ästhetisch-atmosphärischem Anspruch an bestimmte Orte und aufgewendeter Zeit erfolgt, erinnert sie an ein bekanntes kombinatorisches Optimierungsproblem, das des Handlungsreisenden (TSP, travelling salesman problem), der auf möglichst kurzem Gesamtweg eine vorgegebene Anzahl von Städten bereisen soll. Da die meisten Orte, die in dem digitalen Stadtmodell vorgestellt werden, täglich aufgesucht werden, stellt sich das Problem der Optimierung nicht in der Komplexität, da in aller Regel auf bewährte Wegführungen zurückgegriffen werden kann (vgl. auch Kap. 3.1.2.5, S. 190).

3.1.2.3 Welche Orte werden verbunden?

Da die Ästhetik des (An)Blicks offensichtlich die Wahrnehmung und Bewertung der Stadt anhand der gewählten Wegstrecken strukturiert, werden im Folgenden die positiv attribuierten Objekte (Materialitäten) und Atmosphären diskutiert. Der erste Ort, der im Interview erwähnt wird und der im digitalen Stadtmodell auftaucht, ist das Justus-Liebig-Haus.

Und das Justus-Liebig-Haus war dann, glaube ich auch mein erst| mein erster .. äh .. n| äh Fixpunkt irgendwie sozusagen, den ich| .. wo ich lang laufen wollte und da hab ich mir erst mal den schönsten Weg dahin \[lacht:] ausgesucht.\ (6) Ja, weil das Justus-Liebig-Haus find ich total schön. Das mag ich ganz| .. ganz \[lacht auf:] gerne \. Da steht auch jetzt dieser alte Brunnen, der die ganze Zeit vor dem (*) Luisencenter stand.[...] Ja, da ham| .. hab ich auch erst mal ne Pause gemacht und n bisschen dran rumgespielt \[lacht] ... hm .. ja. (CH., Z. 72-81)

Das Justus-Liebig-Haus, selbst schon als Gebäude geschätzt, gewinnt durch den Brunnen weiter an subjektivem Wert. Das Ensemble Liebig-Haus-Brunnen lädt den Ort symbolisch (weiter) auf, gleichzeitig dient das Haus auch als Referenzpunkt und wird in Anlehnung an die Lynchschen Kategorien (1965, S. 60ff.) städtischer Orientierung als „Fixpunkt“ bezeichnet (Z. 72; bei Lynch: Merkzeichen, im Original: landmark; S. 96ff.).

Der Grund für die Bedeutung des Orts liegt in seiner Ruhe: Ein Brunnen als Treffpunkt inmitten der Unnahbarkeit und Hektik der Stadt lädt zum Verweilen ein. Durch die Gestaltung des Platzes, das räumliche Arrangement – der Brunnen ist im Vorplatz des Eingangsbereich zum Lichtenberghaus mit ausreichend Abstand zum Eingang, Weg bzw. zur Bepflanzung platziert – und die Spezifik der angeordneten Objekte, hier des Datterichbrunnens, auf dem Bronzefiguren montiert sind, deren Köpfe, Gliedmaßen und Rumpfe weitgehend frei beweglich sind, wird eine atmosphärische Einladung zum Verweilen produziert: Der Brunnen ‚lädt ein‘, mit ihm zu spielen, die Figuren neu zu arrangieren (vgl. Abbildung 3.4, S. 198).

Der zweite Fixpunkt ist das Residenzschloss am Markt. Dieser Fixpunkt hat einen starken aktuell-biographischen Bezug, da er den Ort des Studiums explizit kennzeichnet. Das Institut für Soziologie befindet sich im 3. OG des Schlosses und die meisten Lehrveranstaltungen finden in den Räumen des Schlosses oder im nahe gelegenen Hauptgebäude statt. Ergänzend zum Studium arbeitet die Studentin an diesem Ort, der wegen Studium und Arbeit fast täglich aufgesucht wird und in den Alltag integriert ist:

Ja, dann das Schloss war dann, glaube ich, so de| den 2. .. de| der (*) 2. Punkt, den ich mir rausgesucht hatte, weil am Schloss bin ich tagtäglich irgendwie| .. da bin ich immer und ähm .. ja deswegen musste das einfach zu| .. äh zu meinem Darmstadt gehören .. (.) das Schloss auf jeden Fall. (11) Ja, da bin ich einfach reingelaufen und .. einmal .. Rundumblick, weil ich das so schön finde und das auch immer noch .. eigentlich so toll finde, dass äh| dass ich im Schloss (*) studiere .. also .. das finde ich schön \[leise:] eben\.. (16) (CH., Z. 94-101)

Der zentrale Ort des Studiums ist der ehemalige Sitz der Großherzoge von Hessen-Darmstadt – die symbolische Aufladung des Ortes ist über seine geschichtliche Bedeutung gesichert. Gleichzeitig macht die Aussage, im Schloss zu studieren, deutlich, dass dem Studium selbst damit eine gesteigerte Bedeutung zukommt. Die Bedeutung des Gebäudes im Geschichtsverlauf erlaubt eine deutliche Distinktion zu Lernorten in anderen Städten. Im weiteren Interviewverlauf wird auf historische Gebäude in Darmstadt erneut Bezug genommen und nochmals betont, dass das Studieren im Residenzschloss einen besonderen Reiz habe (vgl. CH., Z. 495-501).

Gleichzeitig stellt das Schloss in chronologischer Hinsicht einen Wendepunkt im Alltag dar. Wenn Studium und Arbeit abgeschlossen sind, ist der Blick aus dem Schloss Richtung Marktplatz mit dem Gefühl von „Feierabend“ verbunden:

Ja, da| das finde ich auch so'n| so'n schönen Blick irgendwie immer, wenn ich aus dem Schloss rausgehe und das war ähm| .. ist dann eben immer so mein| .. mein| mein Heimweg von der Uni .. aus dem Schloss eben raus, Richtung Marktplatz und dann irgendwo dahinten .. entweder mit dem Fahrrad oder Richtung Straßenbahn dann eben .. das find ich auch immer so'n schönen Anblick, weil das| .. das ist so der| der Feierabend..anblick irgendwie. Da gehe ich aus dem (*) Schloss raus und dann .. ja .. ist die Uni irgendwie .. (*) hinter mir und dann .. ja. (CH., Z. 101-109)

Mit diesem chronologischen Wendepunkt geht ein Perspektivwechsel einher: Der Rückweg kann angetreten, ausstehende Besorgungen erledigt werden – es ist ein Ausblick auf freie Zeit, ein ritualisierter, institutionalisierter Abschluss des Studienalltags.

Gegenüber vom Schloss liegt der Marktplatz, der aufgrund der alten Bausubstanz einiger der ihn umgebenden Häuser fasziniert und durch die Weite des Platzes, die besonders deutlich wird, wenn man ihn in Richtung Residenzschloss durch die schmale Gasse von der Fußgängerbrücke über den Cityring aus betritt:

Genau, und das fand ich immer so ne schöne Sicht, wenn man aus diesem .. Gang .. rausgeht, dann auf den Marktplatz und sich dann nach rechts .. dreht und dann eben diese großen alten Häuser und dann das Schloss natürlich dann| das find ich| .. find ich immer sehr schön, diesen Anblick. (CH., Z. 86–90)

Über den Marktplatz als dritten zu zeigenden Ort werden die weiteren Stationen des Rückwegs erreicht: ein Discount-Markt sowie eine Drogerie. Regelmäßig¹⁸² kauft Christina nach der Uni im Discount-Markt ein (CH., Z. 109–112), anschließend beim Drogeriemarkt, der sich gleich um die Ecke befand (CH., Z. 121–125). Nach dem Einkauf wird der Rückweg ins Wohnheim mit der Straßenbahn fortgesetzt.

Das Wohnheim wird sehr geschätzt, da es von der Lage, den Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung und von der Anbindung an die Innenstadt per ÖPNV für die eigene Situation ideal ist:

Ja, das Wohnheim find ich ziemlich toll eigentlich, ja... also ich glaub, das würd ich echt vermissen ... wenn ich jetzt mal irgendwie mal| .. hier weg wäre. ..Dann würd ich auf jeden Fall das Wohnheim vermissen und auch die Lage, wo das Wohnheim liegt...Also find| find ich für einen Studenten .. absolut perfekt einfach. .. Eben mit| mit| mit Wald und| und diesem .. ähm mit dem Stadion, mit den ganzen Sportmöglichkeiten neben dran, die Straßenbahn alles| ähm .. das ist alles .. in der Nähe. .. Man ist schnell in der Innenstadt| also das ist| .. das ist vielleicht so was, was ich ganz ... also in meiner Situation ganz toll find. (CH., Z. 607–616)

Der Umzug nach Darmstadt aus der Wohnung der Eltern führte die Studentin jedoch zunächst zu einer Wohnung in der industriell geprägten Gegend bei der Müllverbrennungsanlage (Z. 333–340). Obwohl die Entfernung in die Innenstadt zum Studium vergleichbar ist (vgl. Z. 353), empfindet sie die Anbindung des Wohnheims per Straßenbahn viel besser, d.h. der neue Wohnort wird im Gegensatz zur ersten Wohnung nicht als weit außerhalb liegend empfunden (vgl. CH., Z. 339f. „...da war ich nicht wirklich in Darmstadt“). Das hat Konsequenzen für die Wahrnehmung ihrer Studienstadt:

... aber .. ich hab jetzt einfach viel bessere Möglichkeiten, in die Stadt zu kommen. .. Deswegen bin ich hier auch öfter und ich glaub, deswegen hab ich mich dann auch öfter .. also| .. oder hab ich .. ein| die Möglichkeit einfach gehabt, Darmstadt .. kennen zu lernen, wahrscheinlich .. oder eben auch die S. kleinen Schleichwegen dann auch irgendwie .. einfach .. ähm .. ja .. die mal kennen zu lernen. (CH., Z. 353–359)

182 Beide Geschäfte werden in der Regel auf dem Rückweg aufgesucht, worauf der doppelte Gebrauch der Adverbien „immer“ (Discount Z. 116, anschließend Drogeriemarkt aufsuchen, Z. 124) sowie „regelmäßig“ (Z. 110) hinweisen.

Die Identifikationsstrategie, Darmstadt genauer kennen zu lernen, setzt auf die Wahrnehmung der Stadt im Alltag. Die Stadt genauer zu erkunden, ist eine Möglichkeit, das Repertoire an möglichen und ästhetisch empfundenen Wegführungen aufzubauen. Weitere Möglichkeiten sind Zufallsfunde, d.h. ein als schön empfundener Weg wird entdeckt, oder Tipps von Freunden. Diese Thematik wird mit dem Begriff „Schleichwege“ verdeutlicht und als das zentrale Thema von Interview und Stadtmodell, die Verbindung von Orten, ins Zentrum gerückt. Schleichwege sind verborgene, nur wenigen bekannte Wege, auf denen sich das Ziel oft schneller oder über einen schöneren Weg erreichen lässt. Mit dem Begriff wird gleichzeitig auf die Notwendigkeit hingewiesen, diese Wege zu suchen – womit die These, dass Darmstadt eine Stadt auf den 2. Blick sei und Identifikationsstrategien erst entwickelt werden müssten, gestärkt wird.

3.1.2.4 Wahrnehmung im Alltag

Christina stellt ihr Darmstadt anhand der Wegstrecken zwischen biographisch wichtigen und alltagsrelevanten Orten dar. Diese Orte werden regelmäßig aufgesucht, der Weg zur Uni sowie der Rückweg sind stark institutionalisiert. Damit muss die Wegführung als Kompromiss zwischen Zeitaufwand und ästhetischem Erlebnis nicht ständig neu konzipiert werden, sondern wird in routiniertem Handeln reproduziert. Die interessante Frage ist nun, was wird von der Stadt wahrgenommen, wenn die täglichen Wege stark institutionalisierten Bewegungsmustern gleichen, so dass die Aufmerksamkeit gar nicht mehr dem aktuellen Weg gelten muss?

Ja .. was mir im Nachhinein bisschen aufgefallen ist, dass .. ähm .. wenn ich da langgehe, diese Wege| dass ich ähm .. sonst eigentlich .. gerne irgendwie ä| so abseits vom Weg ein bisschen gucke .. ähm .. weil e| die Wege kenn ich, die kann ich auswendig laufen, aber dann kucke ich irgendwie immer links und rechts ähm weil's .. da teilweise ei| einfach schöne| .. schöne Bilder irgendwie gibt, so zwischen dem Häusern, irgendwelche kleinen| .. ein kleiner Balkon oder ein kleines| .. weiß ich nicht, irgendwo steht ein Kind am Fenster oder eine Katze putzt sich, irgendwo so Kleinigkeiten einfach ähm .. da guck ich dann eher drauf und das hab ich bei der Exkursion eigentlich .. nicht gemacht, weil ich eben diese Kamera hatte, durch die ich durchguckelt hab.&Dann waren so Seiten .. Blicke .. irgendwie hab ich jetzt gar nicht ähm| .. gar nicht mitgenommen, eigentlich .. irgendwie. .. Da hab ich mir auch im Nachhinein überlegt, ob ich noch mal losgehe .. und eben genau an den Punkten einfach noch mal nach links und rechts fotografier, die Sachen, die ich mir sonst gerne angucke, einfach, .. (.) wie schöne Häuser, die irgendwo stehen, die man vielleicht .. auf m Weg sieht .. ähm .. Ja, das hab ich mir überlegt und hab's aber dann nicht gemacht. ... \[leise:] ich weiß gar nicht genau, warum ähm? .. Vielleicht weil die jedes Mal anders sind (CH., Z. 208–226).

Die routinierte Wegführung entlastet im Alltag, so dass die Konzentration auf symbolische oder materielle (An)Ordnungen *neben* den Wegen gerichtet werden kann. „Kleinigkeiten“ (CH., Z. 216) rechts und links des Weges können beobachtet werden, die Außenwirkung der (An)Ordnung als Atmosphäre gewonnen werden. Mit dieser Strategie wird den Wegen zwischen lokalisierten und temporal fixierten Ereignissen eine Erholungsfunktion zugewiesen. Während die bekannten Wege quasi automatisch abgelaufen

fen werden (CH., Z. 211f.), findet abseits der routinierten Spacings eine Syntheseleistung statt, bei der die bekannte Wegstrecke durch immer neue Beobachtungen ergänzt wird. So bleibt immer etwas Neues zu entdecken, selbst wenn die Wege in repetitiven Spacings reproduziert werden.

Für die Fotoexkursion und das digitale Stadtmodell konnte diese Strategie nicht 1:1 umgesetzt werden¹⁸³, obwohl die Studentin beabsichtigte, Darmstadt aus ihrer alltäglichen Wahrnehmung zu visualisieren. Die serielle Fotografie, die die Methode der interaktiven Stadtdarstellung weitgehend voraussetzt, um zwischen den Fotos über gemeinsam abgebildete soziale Güter die perspektivische Ineinanderblendung dieser Bilder erzeugen zu können, hat die Konzentration von den neben dem Weg beobachtbaren Dingen auf das Display bzw. den Sucher der Kamera gelenkt.

Die Fotos in dem digitalen Stadtmodell geben zwar nicht die Blickbewegungen während der Fotoexkursion wieder, denn dies wäre nur mit Hilfe eines mobilen Eyetrackers möglich¹⁸⁴, die Struktur und die Routine des alltäglich raumbezogenen Handelns werden dennoch reproduziert. Ermöglicht wird dies in der Verbindung von Fotointerview und digitalem Stadtmodell. In der reflexiven Auseinandersetzung mit eigenem routinierten Verhalten können Spacings und Syntheseleistungen, die ansonsten aufgrund ihres repetitiven Charakters dem praktischen Bewusstsein zugerechnet werden, dem diskursiven Bewusstsein zugänglich gemacht und sprachlich artikuliert werden¹⁸⁵.

Indem das eigene, repetitive räumliche Verhalten reflektiert und mit den Syntheseleistungen während der Fotoexkursion verglichen wird, überlegt die Studentin gedankenexperimentell, wie diese *andere* Wahrnehmung der Wege ex post in der interaktiven Darstellung des Stadtmodells abgebildet werden kann (CH., Z. 207ff.). Es bleibt bei dieser Überlegung, obwohl die Methode der Stadtdarstellung über das digitale Stadtmodell eine beliebige Verknüpfung der Fotos ermöglicht – der intendierte Ablauf mit einzelnen „Seitenblicken“ würde in der Strukturübersicht des Stadtmodells als dominante Wegführung sichtbar, der einzelne Seitenäste beigelegt wären. Die Entscheidung gegen eine nachträgliche Aufnahme dieser

183 Vgl. CH., Z. 207ff. Die Dynamik und Zufälligkeit dieser Wahrnehmungen konnte sie nicht abbilden, sondern nur den gewählten Weg. Sie überlegt, diese Seitenblicke mit einer zweiten Fotoexkursion nachzuholen, verwirft dies aber, weil diese Darstellung dann künstlich wäre und nicht der Dynamik im Alltag entspräche.

184 Eyetracker messen die Blickbewegungen der Augen und können in der Auswertung die Fixpunkte und Sakkaden (Blicksprünge) auf einem überblickartigen Szenebild darstellen. Ex post lässt sich so nachvollziehen, welche Elemente eines visuellen Gesamtbildes in welcher Abfolge und wie lange jeweils angeblickt wurden. Für eine eindeutige Auswertung wäre jedoch eine Aufgabenstellung (Bildvergleiche, Fehlersuche in Bildern etc.) an die Person, deren Blickbewegungen gemessen werden sollen, notwendig. Abgesehen von der Reaktivität dieses Verfahrens – die teilnehmende Person hätte sich mit einem am Kopf montierten Kameragestell durch die Stadt bewegen müssen – hätte es auch keine Konzentration auf die Bedeutungszuschreibung der atmosphärischen Komponenten an den durch die Wegführung verbundenen, alltäglichen Orten gegeben. Die Forschungsfrage würde zur kognitiven Verarbeitung der visuellen Sinnesreize verschoben und demnach die Disziplin der Soziologie verlassen. Vgl. zu dieser Thematik die Darstellung in Kap. 0.

185 Vgl. dazu auch die Diskussion der entsprechenden Belegstelle im Interview, CH., Z. 259-264, auf Seite 157.

Wahrnehmungen begründet sie damit, dass diese Bilder nicht authentisch wären, da sich das, was sich an für sie Interessantem abseits der Wege abspielt, immer ändert.

Damit bleibt festzuhalten – so paradox es zunächst wirkt –, dass ein an Routinen orientiertes räumliches Verhalten die Studentin entlastet und ihr damit die Möglichkeit gibt, Neues zu entdecken. Die Wahrnehmung der Stadt entlang weitgehend statischer Routen wird auf eine ungewöhnliche Weise dynamisiert – die zurückgelegten Wege ermöglichen eine Erholung von institutionalisierten Syntheseleistungen, gerade weil die Spacings routiniert erfolgen. Mit anderen Worten: Sie kann immer wieder neue Seiten an Darmstadt entdecken, weil sie sich nicht auf die Wegführung konzentrieren muss.

Obwohl die Routen weitgehend statisch sind, ist das Repertoire an Wegen nicht auf bereits bekannte beschränkt. Neue Wege können ebenso wie beiläufig Entdecktes – wie z.B. die Rolltreppe mitten in der Stadt am Kleinschmidtsteg (vgl. Z. 82-86) oder Fragmente der alten Stadtmauer – faszinieren:

Und diesen Weg hier, den| den ich| den ich ja jetzt langgegangen bin, den bin ich deswegen gegangen, weil .. ich den relativ neu entdeckt hab und den eigentlich ziemlich schön finde| .. also mit der Stadtmauer und mit dem Park, deswegen bin ich da lang gegangen. [lacht] .. Weil, das fand ich ziemlich faszinierend, dass .. ähm dass| es so ne tolle Ecke| oder ne schöne Ecke, wie ich finde, in Darmstadt gibt. ähm eigentlich direkt in der Innenstadt| also .. da ist ja| ein paar Meter weiter ist der Cityring, .. den ich jetzt nicht unbedingt schön finde .. und deswegen fand ich das toll, deswegen wollte ich da unbedingt lang gehen. (CH., Z. 60-68)

In dem Interviewausschnitt wird deutlich, dass eine Wahrnehmung der Stadt, die unabhängig von einer routinierten Wegführung erfolgt, der großen Dichte urbaner Räume eher gerecht werden kann. Da Ressourcen der Syntheseleistung kaum für die Platzierungsprozesse benötigt werden, kann diese von den Routinen unabhängig erfolgen – und in dieser Freiheit liegt die Möglichkeit, Neues zu entdecken. Insbesondere in urbanen Räumen mit einer hohen Dichte, d.h. einem komplexen Nebeneinander von materiellen und symbolischen Gütern sowie Lebewesen, ermöglicht diese Strategie die Konzentration auf angenehm empfundene Atmosphären.

In diesem Beispiel liegt die neue – und mit einem Bekannten das erste mal erkundete (CH., Z. 264-273) – Strecke sehr nah am Cityring, einer mehrspurigen und stark befahrenen Straße. Die unmittelbare Nähe ästhetisch angenehmer wie abgewerteter räumlicher (An)Ordnungen fasziniert und findet sich als Strategie der Kontrastierung und Gegenüberstellung in weiteren Interviews.

Gleichzeitig wird mit dieser Aussage betont, wie wichtig das Kennenlernen und Erkunden von Schleichwegen ist, die eine Alternative zu den Hauptverkehrsadern darstellen. Sie ermöglichen es, das Zurücklegen der Wege als erholsam zu empfinden und die Syntheseleistung z.B. auf zufällige Beobachtungen abseits der repetitiven Spacings zu konzentrieren, nicht aber auf den Weg selbst.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Orte, die im Alltag relevant sind, ausgewählt wurden, um Darmstadt in der täglichen Wahrnehmung visuell und narrativ darzustellen. Indem sie über Schleichwege ver-

bunden werden, die routiniert absolviert werden (Spacings), kann die Aufmerksamkeit stärker auf die Umgebung gerichtet werden als auf die Platzierungsprozesse. Institutionalisierte Spacings ermöglichen eine Entlastung der Raumkonstitution und ermöglichen von aktuellen Platzierungsprozessen ‚entkoppelte‘ Syntheseleistungen. Ein Gegenentwurf zum Alltags-Darmstadt ist das ‚andere Darmstadt‘: Weitere Aufenthaltsorte wie Sportmöglichkeiten und Natur in der Nähe des Wohnheims sind zwar nicht unwichtig, werden aber nicht durch alltägliche Wege miteinander verbunden, deshalb ließ es sich nicht „recht fertigen“ (CH., Z. 278-312), diese mit in die Darstellung im digitalen Stadtmodell aufzunehmen. Das gezeigte Darmstadt ist das des täglichen Lebens, ohne Extreme (schön wie hässlich). Das „ganz andere Darmstadt“ (CH., Z. 300) ist die schöne Waldgegend in der Nähe des Wohnheims mit Sportmöglichkeiten am Hochschulstadion.¹⁸⁶

Die fehlende Rechtfertigung ergibt sich für Christina mit der Aufgabenstellung, die Studienstadt Darmstadt zu zeigen – die sie für sich so interpretiert hat, eben nicht zeitliche wie örtliche Extreme, sondern die Wahrnehmung der Stadt aus der Perspektive ihrer täglichen Aufenthaltsorte zu zeigen, die sie über möglichst schöne institutionalisierte Wege verbindet.

3.1.2.5 Veränderung der Routinen – räumliche Irritation

Verändern sich die Orte, indem z.B. ein dort immer aufgesuchtes Geschäft umzieht, muss von dem routinierten Weg abgewichen werden und es kommt es zu einer Neuorientierung. Bis entsprechend der herausgearbeiteten Strategie neue, schöne Wege gefunden und als Schleichwege institutionalisiert sind, muss auf Hauptverbindungswege, z.B. die Fußgängerzone, ausgewichen werden, deren Atmosphäre aber gar nicht geschätzt wird (vgl. auch CH., Z. 130, Z. 138-147):

der Weg .. wie er jetzt ist .. der ist länger für mich und .. äh| .. also v| sowohl von der Strecke als auch von der Zeit her, die ich brauche, weil ich ja eben jetzt .. gezwungen bin .. durch diese .. Fußgängerzone zu gehen, die ich eigentlich versucht hab sonst immer zu meiden, indem ich irgendwo hintenrum gegangen bin, durch so kleine Wege. Da muss ich jetzt lang laufen und .. ja... das .. also ich fand’ s vorher schöner \[lacht:] weil da\ alles irgendwie so auf einem Fleck war| also .. Uni, Aldi, DM und Straßenbahnhaltestelle war mehr oder weniger alles auf einem Fleck, das waren so die Sachen die ich dann .. öfter mal .. irgendwie abgeklappert hab| da .. brauch ich jetzt .. länger für, einfach. .. (CH., Z. 151-160)

Die Veränderung eines Ortes, d.h. der lokalisierten materiellen und symbolischen (An)Ordnungen, hat für die Wahrnehmung der Stadt im Alltag der Studentin Konsequenzen. Die kleinen Schleichwege kann sie nicht mehr nutzen, weil ein über sie vernetzter, persönlich wichtiger Ort in seiner Funktionalität radikal verändert wurde. Stattdessen wird ihr eine andere Wegführung oktroyiert, um zu dem gleichen Er-

186 Vgl. dazu auch die Strategie der iterativen Raumproduktion, Kap. 3.4, S. 212.

gebnis zu kommen: Einkäufe auf dem Rückweg von der Uni zeitsparend zu erledigen. Die eigene Passivität und Ohnmacht hinsichtlich der räumlichen Veränderung verdeutlicht sie im Interview durch die Aussage, dazu „gezwungen“ zu werden (CH., Z. 153; vgl. auch den Gebrauch des Modalverb „muss“ in diesem Kontext in Z. 156).

In einer Neuorientierung und -bewertung integriert Christina die veränderte, unfreiwillige Wegführung durch einen Kompromiss: Wenn die veränderte Lokalisation eines wichtigen, funktionalen Fixpunktes den bisher schönsten Weg dorthin verhindert, dann soll der neue Weg wenigstens dadurch entschädigen, dass entlang der neuen Route möglichst viele potentielle Aufgaben gelöst werden können. So entdeckt sie auf dem neuen Weg einen Bäcker, eine weitere Drogerie, einen Buchhandel und ein Blumengeschäft, von denen ihr vorher keines aufgefallen war, obwohl die Umgebung ihr durchaus bekannt ist:

Mm .. aber ich hab jetzt schon| .. also, das erste Mal, als ich diese Schulstraße lang gelaufen bin| .. also, nicht das erste Mal, aber jetzt so das erste Mal auf meinem .. üblichen Heimweg dann .. ähm hab ich dann .. gemerkt, dass ich mir diese Straße irgendwie schon| .. na ja mir genau angeguckt hab| was ist in dieser Straße noch, also was kann man auf dem Weg grad noch mitnehmen, das hab ich gesehen, nämlich das ist ein Bäcker, da ist auch ne Drogerie, da ist ein Bücherladen und ähm .. ein Blumenladen, glaube ich noch, .. und das sind so Dinge, die mir glaub ich früher| .. also die ich nicht wirklich (.) wahrgenommen hab, eben weil ich’s nicht (.) gebraucht hab, vielleicht auch. .. Und das waren .. jetzt halt Sachen, da hab ich drauf geachtet. (CH., Z. 161-171)

Für einen neuen Weg muss erneut ein Kompromiss zwischen Zeitaufwand und Schönheit des Umfeldes gefunden werden. Möglich wird er, indem eine zuvor wenig geschätzte Straße nach positiven Anknüpfungsmöglichkeiten hin analysiert wird – und eine Neubewertung ermöglicht.

3.1.2.6 Neubewertung von Darmstadt

Das gilt für Darmstadt insgesamt: Der doppelte Perspektivwechsel – erst durch den Umzug nach Darmstadt und das Wegfallen des täglichen Pendelns, dann der Umzug von der industriell geprägten Gegend ins Studentenwohnheim in der Nähe der Lichtwiese – hat mit dazu beigetragen, dass Darmstadt als Stadt jeweils neu erlebt wurde.

Ähm .. also das hat bestimmt damit zu tun gehabt, wie ich .. ähm hier gewohnt hab, in Darmstadt eben. .. Also ähm .. ich .. wohn jetzt seit zwei Jahren? .. (.) Ungefähr .. seit 2 Jahren jetzt, glaub ich, ja, wohn ich in dem Wohnheim eben da oben .. und seitdem ist es eigentlich irgendwie .. hm .. immer .. na ja vielleicht lebendiger geworden| irgendwie anders .. ähm| .. hat bestimmt auch mit meinem| mit| mit| mit den Leuten eben zu tun, die .. um mich herum waren. (CH., Z. 548-554)

Der Umzug geht mit einem intensiveren Kontakt und einer größeren räumlichen Nähe zum eigenen Freundeskreis einher. Es ergeben sich mehr Anknüpfungspunkte, d.h. die Möglichkeiten der Syntheseleis-

tung werden deutlich mehr und komplexer. Mit dem Begriff ‚Anknüpfungspunkte‘ sind Identifikationsmöglichkeiten räumlicher Art gemeint. Sie beziehen sich auf soziale Netzwerke wie Freundeskreise und auf lokalisierte soziale Güter und können sich gegenseitig beeinflussen. So können z.B. durch soziale Netzwerke neue Orte kennen gelernt und angeeignet werden oder neue Perspektiven auf bekannte symbolische und materielle Konfigurationen entwickelt werden. Im umgekehrten Fall können soziale Kontakte über spezielle Orte zustande kommen, z.B. indem die Wahl eines Aufenthalts-, Freizeit- oder Lern-Ortes mit bestimmten habituellen Präferenzen einhergeht. Pierre Bourdieu hat dies am Beispiel dauerhafter Platzierungen, der Wahl des Wohnsitzes, beschrieben¹⁸⁷.

Im Interview berichtet die Studentin Christina dass sie über ihre Freunde weitere Orte von Darmstadt kennen gelernt hat, die sie sehr schätzt, die aber im Alltag kaum relevant sind. Aus diesem Grund spielen sie auch für Fotoexkursion und interaktive Stadtdarstellung im digitalen Modell, also für das ‚eigene Darmstadt‘ in der Alltagswahrnehmung keine Rolle und werden nur im Interview ergänzend erwähnt (z.B. Sportmöglichkeiten in der Nähe des Wohnheims, Naturnähe, Wald).

Die eigene Perspektive und die eigene Platzierung, mit der und von der aus Räume relational konstituiert werden, ist für den relationalen Raumbegriff ganz entscheidend. Aus der Perspektive der ersten eigenen dauerhaften Platzierung, d.h. hier aus der Perspektive der ersten eigenen Wohnung, wird diese als außerhalb von Darmstadt in einer industriell geprägten Gegend liegend empfunden. Erst eine Veränderung dieser Platzierung durch den Umzug ins Studentenwohnheim führt zu einem lebendigeren, intensiveren Lebensgefühl – vom neuen Wohn-Ort aus werden intensivere Verknüpfungen auf sozialer, materieller und symbolischer Ebene aufgebaut. Sie werden metaphorisch als Verwurzelung und als Bezüge gezeichnet:

ja, dass ich irgend| jetzt irgendwie so m| .. also w| w| glaub ich wirklich seit diesen zwei Jahren, seit ich da oben wohne irgendwie so n bisschen mehr in dem ganzen Geschehen irgendwie drin bin oder auch .. ähm ... auch| .. ja, das hat bestimmt auch .. no| noch mal seit| seit ich hier bin, den HiWi-Job hab ... Dass ich dann eben hier noch mal direkt| an der Uni noch mal verwurzelter .. bin oder vielmehr .. Bezug dazu hab. .. Dass das irgendwie alles dann so intensiver geworden ist. Dass ich sowieso dann jeden Tag hier war, eben zum| zum Arbeiten oder zum Studieren und .. dann aber eben auch in der Freizeit| und dann halt dass| also ich kenn die Ansicht vom Schloss auch um| um 3 Uhr nachts .. irgendwie auf dem Weg nach Hause irgendwie .. das ist alles so .. n bisschen .. vertrauter geworden .. irgendwie. .. \[leiser werdend:] Ja .. vielleicht liegt das da dran. \ ... (CH., Z. 557-569)

Eine erhöhte Verknüpfungsmöglichkeit legt aufgrund der Reziprozität der raumkonstituierenden Prozesse nahe, dass die Studentin selbst stärker in die Raumkonstitutionen Dritter, d.h. ihrer sozialen Netzwerke im Wohnheim, miteinbezogen wird (vgl. „mehr im Geschehen drin sein“, CH., Z. 559f.).

187

Den Zusammenhang von Ort und Habitus hat Bourdieu (1991a) jedoch einseitig als Einschreibung sozialer Strukturen in den physikalischen Raum formuliert, ohne *wechselseitige* Bezüge zwischen Materiellem und Sozialem auf theoretischer Ebene zu ermöglichen. Aus diesem Grund wird als theoretische Basis das relationale Raummodell von Martina Löw verwendet (vgl. ausführlich Kap 1). Die habituelle Ähnlichkeit aufgrund sich überlagernder sozialer, kultureller und ökonomischer Felder an einem Ort hat Bourdieu sehr anschaulich dargestellt.

Um in Darmstadt dem eigenen Habitus entsprechende Identifikationsmöglichkeiten zu entdecken, die in der eigenen Raumkonstitution verknüpft werden, muss Zeit als Ressource eingebracht werden: Darmstadt wird nicht nur als Studien- oder Arbeitsort erlebt, sondern auch während der Freizeit – selbst der Anblick der Uni nachts um drei ist dabei nicht ungewöhnlich. Eigene Platzierungen wie der Umzug ins Wohnheim und zeitliche Rahmenbedingungen können Quantität und Qualität (im Sinne von habitueller Passfähigkeit) der identifikationsstiftenden Verknüpfungen beeinflussen.

Die Identifikation mit dem räumlichen Umfeld erfolgt dabei über die Wahrnehmung *abseits* der täglichen Wege *in Raum und Zeit*: Auf der *räumlichen Ebene* werden routinierte Spacings, d.h. ein automatisches Ablaufen bekannter Wege genutzt, um die Wahrnehmung von eben diesen zu lösen. Auf der *zeitlichen Ebene* werden repetitive Raumkonstitutionen um Syntheseleistungen an alltäglich aufgesuchten Orten zu Zeitpunkten ergänzt, die *abseits* routinierter Tagesabläufe liegen (z.B. den Anblick des Residenzschlosses um drei Uhr nachts (vgl. CH., Z. 566f.)).

3.1.3 Was ist Darmstadt? Stadtimagen

Darmstadt wird als „durchschnittliche“ und „mittelmäßige“ Stadt dargestellt (vgl. CH., Z. 600-602). Diese Aussage bezieht sich auf die Wahrnehmung der Studienstadt im Alltag, ohne besonders schöne oder negativ empfundene Seiten mit einzubeziehen.

Also ich hab .. auch schon| schon viel schönere oder hässlichere Unis gesehen .. das ist irgendwie alles so m| .. na ja ziemlich ... mittelmäßig [lacht] vielleicht irgendwie| wobei ich .. schon finde, dass e| .. dass es hier sehr schöne ... Sachen .. Ecken gibt, auf jeden Fall. (CH., Z. 603-606)

In diesem Urteil versucht die Studentin ihre Wahrnehmung zu rationalisieren und der Stadt in ihrer Darstellung im Interview besser gerecht zu werden. Als hässlich wird die Gegend um die Müllverbrennungsanlage empfunden, wo sie zuerst wohnte. Ein zusammenhanglos wirkendes Nebeneinander von Bauteilen wird ähnlich abgewertet, da historische und neuere Gebäude „zusammen geklebt“ wirken (CH., Z. 453-460).

Wissen über die geschichtlichen Hintergründe wie die Zerstörung im 2. Weltkrieg in der „Brandnacht“ vom 11. September 1944 ermöglicht ihr eine Rationalisierung der eigenen Position.

In dem Versuch abzuwägen nennt sie viele Aspekte, die ihr an der Stadt gefallen. Dazu gehören Jugendstilhäuser, ein historisches Flair um die Ludwigskirche, das Staatsarchiv, das alte Hauptgebäude der Universität sowie das Residenzschloss, in dem sie Seminare besucht. Auch die Naturnähe am Rand von Darmstadt in der Nähe der Lichtwiese und ihres Wohnheims sowie die Weite von Plätzen und großen Straßen zählen dazu. Viele dieser Orte mit atmosphärischem Gewinn musste sie jedoch erst finden (vgl. dazu CH., Z. 463-505).

Christine stellt ein ‚Bild‘ von Darmstadt vor, das sie als „gemischt“ (CH., Z. 575) bezeichnet. Damit fasst sie unterschiedliche Stadien ihrer Stadtwahrnehmung zusammen. Sie hatte anfangs keinen durchweg positiven Eindruck von der Stadt und lernte erst mit der Zeit andere Orte kennen, an denen sie sich wohl fühlt.

Analog zu dieser Erfahrung charakterisiert sie Darmstadt als eine Stadt, bei der man Zeit braucht, sie (ein)schätzen zu können. Darmstadt sei keine Stadt auf den „ersten Blick“ – diese Feststellung exemplifiziert sie gedankenexperimentell an einem Ortsfremden, der die Stadt kurzzeitig besucht:

.. auf den ersten Blick glaube ich für jemanden der hier fremd ist und vielleicht am Bahnhof .. ankommt oder so .. dann würde ich sagen: Auf den ersten Blick vielleicht nicht unbedingt so schön .. aber .. es gibt schöne Ecken \[lacht:] auf jeden Fall, .. aber die muss man .. ja, die muss man halt erst mal finden, ja. ... ähm .. und ich find also| .. ja .. es ist vielleicht irgendwie ne Stadt, wo man .. bisschen .. länger sein muss, .. um diese Stadt auch wirklich .. kennen und vielleicht auch schätzen .. zu lernen, irgendwie. .. Also ich .. kann mir gut vorstellen, dass jemand, der nur .. eine Woche vielleicht hier ist oder so was, dass der n ziemlich grauenhaftes Bild von Darmstadt haben wird. .. Und dann halt wieder wegfährt mit diesem Bild eben im Kopf, wo ich denke, da ist es halt auch irgendwie unfair \[lacht:] .. weil so schlimm ist diese Stadt auch nicht\ .. (CH., Z. 576-587)

Sie selbst bemüht sich um eine möglichst objektive Darstellung, bei der weder positive noch negative Aspekte dominieren. Abgesehen von den Veränderungen in der Wahrnehmung und Bewertung der Stadt, die mit der Wohnsituation und zunehmenden ästhetisch charakterisierten Verknüpfungsmöglichkeiten zu materiellen und symbolischen Gütern wie sozialen Netzwerken einhergehen, fällt es Christina nicht leicht, ein Image von Darmstadt aus ihrer Perspektive anzugeben.

Auf die Nachfrage nach dem Image der Stadt wird auf die offizielle Bezeichnung Wissenschaftsstadt gar nicht eingegangen: Das offizielle Darmstadt wird zwar als Zentrum des Jugendstils vorgestellt, aber persönlich relevant ist weder eine plakativ-negative Attribuierung wie „graue Beamtenstadt“ noch die schillernde Illusion des Zentrums des Jugendstils.

Beamtenstadt, Studentenstadt oder Stadt des Jugendstils – das sind Begriffe, auf die sie sich zunächst bezieht, die aber die Stadt nicht zuverlässig beschreiben können:

Na, immer noch so'n| .. ja so'n bisschen .. was man glaub ich| also das hab ich früher ganz oft gehört, so Beamtenstadt ... und so was, eben dieses| dieses (*) Graue auch irgendwie ... langweilige ... Also, das ist so das .. das Image, was ich auch .. ähm von Darmstadt irgendwie so'n bisschen im Kopf hab .. aber halt vielleicht weiß wie ich| .. oder .. zumindest denke, dass ich's annähernd weiß, wie ich dieses Image umgehen kann ... ähm .. oder wo die| wo die Löcher in diesem Image irgendwie sind, wo's nämlich eben .. halt .. also meiner Meinung nach nicht stimmt, einfach. .. Weil Darmstadt ist nicht nur grau und langweilig und hier wohnen nicht nur Beamte .. und \[leise:] eben\ ... Ja, aber diese Image ist f| e| .. ja, find| find ich's .. äh irgendwie auch oft noch ... öhm| oder ich kann mich auch a| a| an vielen Situationen immer noch irgendwie mit diesem Image so .. ähm anfreunden, vielleicht. .. Also da kann ich verstehen, dass es dieses Image gibt einfach in Darmstadt. (CH., Z. 618-631)

Darmstadt als „graue Beamtenstadt“ ist ein Image, das biographisch bereits tradiert wurde, auf das sie aber nicht zurückgreifen möchte, weil sie es aufgrund ihrer Identifikationsstrategie täglich unterläuft: Sie weiß, wie sie es „umgehen“ kann und kennt die „Löcher in diesem Image“ (CH., Z. 623f.). Dennoch gibt

es Situationen, in denen dieses Image passen würde, also eine Wahrnehmung der Stadt als negativ konnotiertes, „anderes Darmstadt“ erfolgt.

Der Begriff „Studentenstadt“ als Gegenentwurf passt ebenfalls nicht (CH., Z. 631-634). Weitere Überlegungen beziehen die Mathildenhöhe als auf Jugendstil ausgerichtetes touristisches Highlight – auf diesem Image liegt ein Fokus des Stadtmarketings – mit ein. Dieses Image, das raumtheoretisch einer vom Stadtmarketing angebotenen institutionalisierten Syntheseleistung entspricht, stimmt nicht mit der eigenen Wahrnehmung und Vorstellung von Darmstadt (vgl. CH., Z. 634-645) überein.

Die eigene Auseinandersetzung mit der Stadt ermöglicht beiden Polen gegenüber eine Differenzierung, denn sie hat der Stadt ‚schöne Orte, Wege und (An)Blicke‘ abgerungen. Die Entdeckungen im Stadtraum brauchen Zeit. Einem ortsfremden Besucher kann dies ihrer Meinung nach nicht gelingen (s.o.; CH., Z. 576-587). Das eigene Image von Darmstadt ist das einer Stadt, die erst auf den zweiten Blick faszinierend ist, die viele schöne Ecken hat – wenn man sie denn erst gefunden hat. Auf den ersten Blick wird hingegen ein weniger ansprechendes Image aufgebaut.

3.1.4 Digitales Stadtmodell – Visualisierung Alltag–Biographie–Orte

Die Interpretation der interaktiven Darstellungen des digitalen Stadtmodells erfolgt auf der Basis ihres strukturellen und visuellen Aufbaus. Die Struktur der Vernetzung wird aus dem Stadtmodell mittels eines standardisierten, eigens dazu entwickelten Verfahrens extrahiert und mit Hilfe statistischer Analysen (vgl. ausführlich Kap 2.4.3, zum Algorithmus vgl. auch Kamada / Kawai (1989)) graphisch aufbereitet.

Die digitale Stadtdarstellung besteht aus 188 Bildern und ist von ihrer Struktur her linear, d.h. ein Bild ist immer nur mit dem vorangegangenen und dem nachfolgenden Foto verknüpft. Der Weg, den der Betrachter ‚in‘ der interaktiven Stadtdarstellung visuell zurücklegen kann, ist fest vorgegeben und hat den Charakter eines Diavortrags. Der Betrachtende wird auf dem Weg zu wichtigen Orten im Alltag visuell mitgenommen, anstatt in einem Netzwerk von Verbindungsmöglichkeiten sich selbst für eine zu entscheiden. Die Wegführung zwischen diesen Orten ist festgelegt und reproduziert alltägliches Handeln in der Weise, wie die Studentin ihre hauptsächlichen Wege absolviert.

Einzelne Fotos können bildinterpretatorisch erschlossen werden (vgl. Kap. 2.4.2, S. 155). Für dieses Stadtmodell wird auf eine ausführliche Einzelbildinterpretation verzichtet und stattdessen Abbildungen zentraler Orte verkürzt analysiert. Da die Auswertung der Vernetzungsstruktur keine im statistischen Sinne zentralen, d.h. hochvernetzten Bilder aufgrund der linearen Struktur liefern kann, werden die den Interviewaussagen nach zentralen Orte in ihrer visuellen Umsetzung analysiert.

Die lineare Darstellung im digitalen Modell stellt von ihrer Intention her eine direkte Umsetzung des Gedankens dar, Orte, die im Alltag aufgesucht werden, anhand möglichst schöner Wege zeitökonomisch miteinander zu verbinden. Diese Verbindungen entsprechen der Strategie, Orte, die (meist) täglich aufgesucht werden, so miteinander zu verbinden, dass die zurückzulegenden Wege im Alltag nicht als Belastung, sondern als ein erholsames Ereignis wahrgenommen werden. In der linearen Verknüpfung der Fotos im digitalen Stadtmodell wird der tägliche Weg idealtypisch nachgezeichnet.

Das Startbild der interaktiven Stadtdarstellung ist ein Foto, auf dem am rechten und linken Rand Gebäude zu sehen sind und in der Mitte eine Straße leicht abfallend in die Bildmitte als Zentrum zuläuft. Das Foto wurde an der Ecke Niederramstädterstr./Mühlstraße aufgenommen:



Abbildung 3.2: Startbild der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – biographische Raumproduktion

Die Gebäude auf der rechten Bildseite sind drei- bis viergeschossige Wohnhäuser, die sich im Straßenverlauf aneinander anschließen. Auf der linken Seite sind zur Bildmitte hin die Mauerfragmente eines alten Sakralbaus zu erkennen. Bei diesem Gebäude handelt es sich um die Ruine der ehemaligen Stadtkapelle, die als Denkmal an die Opfer des 2. Weltkriegs erinnern soll¹⁸⁸.

Weder im Interview noch im digitalen Stadtmodell finden sich Hinweise, warum dieses Bild als Startbild gewählt wurde. In der schriftlichen Ausarbeitung des Storyboards, das vorab entwickelt den Ablauf und die wesentlichen Aspekte der Exkursion und digitalen Stadtdarstellung strukturieren soll, wird jedoch die

Begründung angegeben: Ab hier beginnt für die Studentin subjektiv die Innenstadt. Wenn sie mit dem Fahrrad vom Wohnheim zur Uni fährt, kommt sie in sehr kurzer Zeit von diesem Punkt aus zu den wichtigen Orten im chronologischen Tagesablauf. Diese persönlich bedeutsamen Orte geben die weitere Abfolge der Fotos in der linearen Stadtdarstellung im digitalen Modell vor.

Über den Woogsplatz wird entlang einer alten Stadtmauer die Stadtbibliothek im Justus-Liebig-Haus erreicht, vor deren Eingang sich der Datterich-Brunnen befindet.



Abbildung 3.3: Weg zum Lichtenberg-Haus; Stadtmauer und Park

Der Weg führt entlang kleiner Straßen, Grünflächen, Bäumen und den Resten der alten Stadtmauer in eine kleine Grünanlage. Durch sie wird die Darstellung des Weges entlang einer Autostraße aufgebrochen, bei der die Blickperspektive von Häuserzeilen und parkenden Autos zu den Seiten hin eingengt wird. Im Interview findet sich noch der Hinweis, dass die Studentin diesen Weg besonders schön findet, weil er eine große Nähe zur Natur ausstrahlt – und quasi direkt neben dem stark befahrenen Cityring zu finden ist (CH., Z. 60-68).

Über „Schleichwege“, d.h. kleine und nicht sehr stark frequentierte Wege führt der virtuelle Weg, d.h. die verknüpften Fotos, über das Justus-Liebig-Haus und den Brunnen zum Markt.

188 Vgl. <http://www.darmstadt.de/standort/stadtportrait/gedenksaetten/index.htm#c4944> (Zugriff am 16.5.2013).



Abbildung 3.4: Datterichbrunnen vor dem Justus-Liebig-Haus

Die Figuren auf dem Brunnen sind in ihren Gliedmaßen beweglich und können durch Passanten in viele verschiedene Positionen und Haltungen gedreht werden – Veränderungen der räumlichen (An)Ordnung sind flüchtiger Natur. Der Brunnen besitzt einen Aufforderungscharakter, Zeit dort zu verbringen und mit den Figuren zu ‚spielen‘. Visuell umgesetzt im Foto liegt er am linken Bildrand entlang des gepflasterten Fußweges und dennoch dominant im Bildvordergrund. Im Hintergrund sind Bäume und ein kleines Haus zu erkennen.



Abbildung 3.5: Schloss mit leerem Marktplatz

Der Marktplatz und das Schloss werden über den Kleinschmidtsteg erreicht, so dass sich aus der engen Gasse heraus der Blick auf den Marktplatz weitet. Durch den großen leeren Platz wird das Schloss in exponierter Lage dargestellt und visuell betont.



Abbildung 3.6: „Feierabend-Anblick“ auf dem Rückweg

Der Weg im digitalen Stadtmodell führt weiter durch den Innenhof des Residenzschlusses zurück zum Marktplatz. Hier wird ebenso die Engführung des Blicks durch kleine Gassen oder Durchgänge genutzt, um den im Bildhintergrund liegenden Marktplatz als große freie Fläche in Szene zu setzen. Dazu werden vorwiegend Gebäude mit alter Bausubstanz abgebildet. Im Stadtmodell bildet der Ort des Studiums insofern einen Schwerpunkt, dass hier an *einem* Ort ein kleiner Rundweg gezeigt wird – obwohl die Bilder weiterhin linear angeordnet sind. Wäre die geographische Position der Kamera bei den Aufnahmen miterfasst worden (vgl. Kap. 2.2), so ließe sich innerhalb eines kleinen Radius eine Häufung der Fotos nachweisen. Die Zentralität dieses Ortes ergibt sich – neben der biographischen Bedeutung und entsprechenden Bezügen im Interview – durch die Häufung der Fotos ungeachtet des Modus ihrer Verknüpfung. Im Interview wird der Blick vom Schlossgelände aus sehr geschätzt und als „Feierabendblick“ (CH., Z. 107; Abbildung 3.6, S. 199) bezeichnet.

Weitere Orte, die gezeigt werden, befinden sich auf dem Rückweg: Drogeriemarkt und Discount-Markt in der Fußgängerzone, die Straßenbahnhaltestellen Innenstadt und Wohnheim sowie das Studentenwohnheim selbst. Von der Uni gelangt man über die Fotos zum Drogeriemarkt über kleine Wege an der Stadtkirche vorbei – was nicht der den kürzeste Weg ist. Der Drogeriemarkt liegt in einer Seitenstraße der Fußgängerzone auf der rechten Bildseite. Die gegenüberliegende Seite wird von der Schaufensterfläche eines Kaufhauses eingenommen, die teilweise mit Folie zugeklebt ist.



Abbildung 3.7: Drogeriemarkt

Auf dem Foto ist kein Grün, keine Natur oder alte Bausubstanz zu finden und der Blick wird durch die Schaufensterflächen im rechten wie linken Bildrand auf die perspektivische Bildmitte geleitet – er kann nicht wie bei den Freiflächen Park oder Marktplatz umherschweifen. Aufgrund der Veränderung in der visuellen Qualität des Weges kann davon ausgegangen werden, dass diese Wegführung deutlich stärker zeitoptimiert als an atmosphärischen Qualitäten orientiert ist.



Abbildung 3.8: Über die Einkaufszone zum Discount-Markt (neuer Weg)

Die Einkaufsstraße ist deutlich breiter und verbindet den Drogeriemarkt mit dem neuen Standort des Discountmarktes. Hier wird der kürzeste Weg genommen, beide Standorte sind in unmittelbarer Nähe und offensichtlich nicht sinnvoll durch „Schleichwege“ zu verbinden. Ein rudimentärer Naturbezug wird in der Einkaufszone durch gepflanzte Bäume hergestellt. Der Discountmarkt stellt einen Wendepunkt auf dem

Rückweg dar, denn danach sind alle täglichen Besorgungen effektiv und auf dem Heimweg zum Wohnheim erledigt.



Abbildung 3.9: neuer Weg über die Schulstraße

Der Rückweg führt über die Schulstraße zur Straßenbahnhaltestelle. Auch hier dominieren städtische Motive das Bild: Wohnhäuser in hoher Dichte, deren Erdgeschosse für eine gewerbliche Nutzung gestaltet sind. Im Interview wird über diesen Weg noch erwähnt, dass er auf weiteren funktionalen Nutzen hin analysiert wird, d.h. die Studentin prüft, ob die Wegführung sich für die Integration weiterer zu erledigender Aufgaben eignet (CH., Z. 164-171).



Abbildung 3.10: Straßenbahnlinien Einstieg Schulstraße / Ausstieg Jahnalle-Niedersamstädter Straße

Die beiden Bilder der Straßenbahnhaltestellen bilden eine ‚virtuelle Abkürzung‘ im Stadtraum, da die dazwischenliegende Bahnfahrt nicht visualisiert wird. Beide Standorte überbrücken damit eine nicht unerheb-

liche Distanz im realen Stadtraum. Diese Fotos dienen der Visualisierung eines möglichen Verkehrsmittels, mit dem die Strecke zwischen Innenstadt und Wohnheim zurückgelegt werden kann.



Abbildung 3.11: Schleichweg bzw. Trampelpfad zum Eingang des Wohnheims

Auf dem Gelände des Studentenwohnheims wird wieder auf alternative Wege zurückgegriffen. Abgebildet ist ein Trampelpfad, mit dem die offizielle Wegführung abgekürzt werden kann. Das Studentenwohnheim verschwindet fast im Hintergrund, während der Bildvordergrund von Büschen, Sträuchern und einem Fahrrad eingenommen und so die naturnahe Lage der eigenen Wohnsituation herausgestellt wird. Die Darstellung im digitalen Stadtmodell führt durch das Treppenhaus im Wohnheim weiter und endet mit der Eingangstür zur Wohnung. In der folgenden Übersicht ist der Verlauf der Exkursion eingezeichnet:



Abbildung 3.12: Wegführung durch die Innenstadt im digitalen Stadtmodell; eingezeichnet von der Studentin CH.

3.1.5 Biographische Raumproduktion als Identifikationsstrategie

Aus der Perspektive der ersten eigenen dauerhaften Platzierung, d.h. hier aus der Perspektive der ersten eigenen Wohnung, wird die Stadt neu kennen gelernt. Für eine erfolgreiche Identifikation müssen negative Erst-Eindrücke überwunden werden. Dies gelingt, indem Zeit und lokalspezifisches Wissen in den Prozess der Identifikation als Ressource investiert werden.

Dabei spielen biographisch relevante Orte des Alltags eine große Rolle. Die Wegführung zwischen diesen wird so gewählt (Spacings), dass die Notwendigkeit, jene und weitere Orte in einem vorgegebenen Zeitrahmen aufzusuchen, mit ästhetisch konnotierten Syntheseleistungen verbunden wird.

Die Raumproduktion, die eine Identifikation im Alltag ermöglicht, ist daher eine Optimierung der Syntheseleistungen über die Wahl, wie im Alltag biographisch relevante Orte verknüpft werden – über die Wegführung. Um ästhetisch empfundene Räume erzeugen zu können, wird eine Platzierungspraxis gewählt, bei der die Syntheseleistung auf die Außenwirkung der materiellen und symbolischen (An)Ordnungen konzentriert werden kann. Die Wege selbst sind stark institutionalisiert, d.h. die Spacings erfolgen repetitiv und weitgehend von den Syntheseleistungen unabhängig. Es entstehen eigene Räume, die biographische Referenzen und in ihrer atmosphärischen Wirkung ästhetische Qualitäten aufweisen – und von den konkreten, repetitiven Spacings gelöst sind. Die Räume, die als Folge dieser biographischen Raumproduktion entstehen, überlagern sich an diesen Orten mit den Raumkonstitutionen Dritter und ermöglichen auf dieser Ebene Identifikationsprozesse.

Biographische Referenzen sind entscheidend an der Wahl der Orte beteiligt – die Strategie der Raumproduktion integriert diese in den Alltag statt auf Kompensationseffekte von Events zu setzen. Biographische Referenzen können dabei auf verschiedenen zeitlichen Skalen erfolgen und retrospektiv, gegenwartsbezogen oder prospektiv ausgerichtet sein. Retrospektive biographische Bezüge können Wohnsituationen der Herkunftsfamilie aufgreifen, z.B. indem auf hohe Decken, Ziegelbauweise oder eine Hochhaussiedlung in der eigenen Raumproduktion verwiesen wird. Prospektiv sind fiktive Entwürfe, die Wünsche und Vorstellungen künftiger Platzierungen zum Thema haben wie Umzüge innerhalb der Stadt, Wegzug oder Auslandsaufenthalte, „Aussteigen“ über eine Wagenburg oder ggf. Entwürfe im Hinblick auf Partnerschaft und Familienplanung.

Im Interview werden retrospektive biographische Bezüge zu Darmstadt thematisiert (graue Beamtenstadt als Image vom Hörensagen; Besuche der Innenstadt in Kindheit/Jugend), die aber nicht weiterhelfen in der gegenwärtigen Situation: weder eignen sie sich als Identifikationsangebote, noch werden pauschale Disqualifizierungen der eigenen Wahrnehmung der Stadt gerecht. Prospektiv wird eine dauerhafte Platzierung in der Stadt ausgeschlossen – die Stadt ist Studienort und für diese Zeitspanne ist die Identifikation mit der Stadt schließlich gelungen, auch wenn dafür ein großer Aufwand nötig war.

Im vorgestellten Fallbeispiel kommen gegenwartsbezogene biographische Referenzen zum Tragen: Die Identifikationspunkte sind für den aktuellen Lebensabschnitt wesentliche Orte, zu denen das Residenzschloss unbedingt zum ‚eigenen Darmstadt‘ dazugehört. Mit diesem Argumentationsmuster wird über das Studium eine gegenwartsbezogene biographische Ressource in die Raumproduktion eingebunden und gleichzeitig ein Ort als Lernraum angeeignet, der einen Distinktionsgewinn verspricht. Über repetitive Spacings, d.h. eine routinierte Wegführung werden die miteinander verwobenen Prozesse von Syntheseleistung und Spacing in der Konstitution von Räumen so weit entkoppelt, dass die Wahrnehmung auf die Atmosphären der räumlichen Anordnungen konzentriert werden kann und nicht für die Bewältigung der Wege in Anspruch genommen werden muss.

3.2 Rekonstruktive Raumproduktion

Die zweite Strategie, die der rekonstruktiven Raumproduktion, sucht als Identifikationsleistung nach einer Verbindung zwischen einer historischen Stadtansicht und dem gegenwärtigen Stadtbild. Indem die Transformationsprozesse des urbanen Raums anhand seiner Materialität rekonstruiert werden, wird Wissen in den Bereichen Architektur, Geschichte und Soziologie aufgebaut, das diese Rekonfigurationsprozesse nachvollziehbar werden lässt. Die Rekonstruktion der Veränderungen im materiellen Abbild der Stadt können sich auf unterschiedlichen räumlichen Maßstabsebenen auf einzelne Gebäude oder Stadtviertel beziehen und auf der zeitlichen Skala einzelne Jahre bis etliche Jahrzehnte umfassen.

In der Fallrekonstruktion des Studenten Frederik O., die idealtypisch die Schlüsselkategorie rekonstruktive Raumproduktion repräsentiert, finden sich räumliche Maßstabsebenen der Rekonstruktion von einzelnen Gebäuden bis zu Straßenzügen als ‚typischer‘ Repräsentant eines Stadtviertels. Auf der zeitlichen Maßstabsebene wird ein Zeitraum von sechs bis sieben Jahrzehnten gewählt, der die Veränderungen im Stadtbild durch Zerstörungen im 2. Weltkrieg und Wiederaufbau deutlich in Szene setzt – sowohl im Hinblick auf das digitale Stadtmodell als auch auf das Fotointerview.

Auch diese Identifikationsstrategie – Verbindungslinien zwischen Vergangenheit und Gegenwart von Orten in der Stadt oder bestimmten Gebäuden zu ziehen – lässt sich in weiteren Interviews zeigen, in der folgenden Fallrekonstruktion aber liegt eine besondere Kongruenz von Fotoexkursion, Interview und digitalem Stadtmodell vor. Die thematischen Fokusse im Interview drehen sich fast ausschließlich um einzelne Motive, die in die interaktive Stadtdarstellung aufgenommen werden sollen. Um den Vergleich zwischen einer historischen Stadtansicht und dem aktuellen Stadtbild durchführen zu können, werden die Orte, von denen aus die historischen Abbildungen der Stadt erstellt wurden, ermittelt und die gegenwärtige Ansicht mit vergleichbaren Parametern fotografiert. Dieses Vorgehen versucht eine wis-

senschaftlich exakte Vergleichsebene als Grundlage der Rekonstruktion des Transformationsprozesses zu schaffen. Die rekonstruktive Raumproduktion als Identifikationsstrategie ist ein forschender Blick auf die Stadt.

3.2.1 Studienort Darmstadt

Frederik studiert zum Zeitpunkt des Interviews Lehramt an Berufsschulen im Zweitstudium. Als Erststudium hatte er eine technische Fachrichtung an einer nahe gelegenen Fachhochschule studiert (Z. 332-342), die es ihm ermöglichte, in der Entwicklungsabteilung der Telekom zu arbeiten. Der Arbeitsort war für mehr als zehn Jahre das sogenannte FTZ-Gelände hinter dem Bahnhof, benannt nach dem Fernmeldetechnischen Zentralamt (FTZ) der Bundespost auf einer ehemaligen, militärischen Liegenschaft (Z. 16-21), den Kavalleriesand-Kasernen.

In dieser Zeit wurde keine enge Bindung an die Stadt aufgebaut – Darmstadt blieb ein „reiner Berufsort“ (Z. 22). Anschließend an die berufliche Tätigkeit in Darmstadt wird an der TU ein Lehramtsstudium (Berufsschule) begonnen. Die Wahl für die TU und damit für Darmstadt wird inhaltlich als guter Studienort, aber auch mit der geringen Entfernung zum Wohnort begründet:

Und äh .. da blieb nur| oder für mich nur die TU Darmstadt, weil ... ähm ... äh ich sag mal, das äh .. für mich eine sehr ansprechende ... Studien..stadt dann auch in dem Fall ist, ne? ... Aber wir sind| äh .. wir wohnen nicht hier, .. also beide nicht, sondern .. wir ... wohnen etwa 40 Kilometer von hier .. weg .. (.) und pendeln halt jeden Tag, ne? Insofern ist Darmstadt schon von der Nähe her und auch vom| .. vom Studieninhalt| äh .. (.) hat das alles genau gepasst. (FO., Z. 334-341)

Die 40 km werden mit dem Auto in einer Fahrgemeinschaft zurückgelegt, alle weiteren Wege in der Innenstadt – darauf beschränkt sich der Aktionsradius des Interviewten in Darmstadt im Wesentlichen (Z. 353; 357) – werden zu Fuß erledigt (Z. 352). Die tägliche Fahrt mit dem Auto in die Innenstadt wird bereits an früherer Stelle im Interview aufgegriffen und als ursprüngliches Thema des digitalen Stadtmodells vorgestellt: Darmstadt sollte aus der Perspektive eines Pendlers dargestellt werden, der mit dem Auto nach Darmstadt fährt, um dann festzustellen, dass die vierspurige Zufahrt zur Innenstadt in der Tiefgarage unter dem Luisenplatz endet: „Von der Autobahn in die Tiefgarage“ (FO., Z. 216f.)

Frederik O. schildert, dass er für die zweite Themenwahl etliche Hinterhöfe fotografierte und ihm auffiel, dass dort oft Zugänge bzw. Zufahrten zu Tiefgaragen waren anstelle der eigentlichen Hofflächen. Ironisch nimmt er dann Bezug zu der ersten Idee, wie er seine Sicht auf Darmstadt zeigen wollte.

3.2.2 Stadtwahrnehmung

Die Stadt wurde lange Zeit aus der Perspektive eines im Randbereich arbeitenden Pendlers nur rudimentär wahrgenommen. Aus diesem Grund wurde als Ansatz zur Fotoexkursion und Erstellung des digitalen Stadtmodells auch der Arbeitsort gewählt (Z. 267ff.).

3.2.2.1 erster Eindruck

Der erste Eindruck von Darmstadt ist negativ und hält sich über einen langen Zeitraum. Die Stadt ist ein reiner Berufsort, der von der äußeren Erscheinung her nicht ansprechend ist und auch keinerlei Anreize bietet, die Stadt näher kennen zu lernen. „Sterile Nachkriegsbauten“ (FO., Z. 24f.) prägen die Innenstadt – das reicht, um Darmstadt nicht näher kennen lernen zu wollen. Selbst das Pendeln an diesen Ort wird als Belastung erlebt und der Aufenthalt auf die Arbeitstätigkeit beschränkt.

Und äh ... mir hat Darmstadt also von Anfang .. (.) nie gefallen. Also .. das war ein reiner Berufsort, das heißt also, ich bin hier hergefahren, .. um meinen Job zu machen, aber hab sonst von der Innenstadt | .. ähm hat mich wenig interessiert, weil es alles so .. ja, sterile .. Nachkriegsbauten sind, äh .. die .. mich überhaupt nicht angesprochen haben... (FO., Z. 21-26)

Frederik hat wenig persönliche Bindungen an die Stadt, die er als Pendler auch kaum wahrnimmt. Sie war zehn Jahre lang der Ort der Berufsausübung – auf einem ehemaligen Kasernengelände am Westrand der Stadt. Für Darmstadt als Stadt bestand nur ein geringes Interesse, da die Stadt dem Interviewten nie gefallen hat, was neben dem Storyboard, in dem die Vorüberlegungen zur Fotoexkursion formuliert werden sollten, auch ganz am Anfang des Interviews bereits thematisiert wird. Zu Beginn des exmanenten Nachfrageteils im Interview wird die ästhetische Geringschätzung der Stadt erneut thematisiert und im weiteren Verlauf nochmals bestätigt (FO., Z. 381f.). Das negative Image hat sich erst relativ spät durch einen Bildband mit alten Aufnahmen von Darmstadt geändert. Mit der Erkenntnis, dass die Stadt früher – d.h. vor dem 2. Weltkrieg – ein ganz anderes äußeres Erscheinungsbild hatte und der Ort der Berufstätigkeit nicht nur den Eindruck einer ehemaligen Kaserne vermittelte, sondern früher tatsächlich Militärstandort war, beginnt das Interesse für die Stadt.

3.2.2.2 Rekonstruktion als Motivation zur Auseinandersetzung mit der Stadt

Ein gravierender Bruch zwischen einem historischen Zustand, festgehalten in alten Aufnahmen, und der eigenen Wahrnehmung der Stadt in der Gegenwart, weist auf eine massive räumliche Veränderung hin, deren Transformation aus dem zeitlichen Abstand allein nicht hergeleitet werden kann.

Lokalspezifisches Wissen fehlt zunächst ebenfalls, um diesen Wandel in Gänze zu erfassen, denn der abstrakte Hinweis auf Nachkriegsbauten (Z. 25) impliziert zwar Zerstörungen durch Kriegsfolgen, erfasst jedoch nicht das vor diesen Veränderungen gegebene Stadtbild. Der Ausgangspunkt des massiven Transformationsprozesses gerät mit dieser Erklärung zunächst nicht in den Blick, weil kein weiteres Interesse an der Thematik besteht.

Erst der visuell vermittelte Eindruck eines Darmstadts aus der Zeit vor dem 2. Weltkrieg anhand alter Aufnahmen macht das Ausmaß der Veränderungen bewusst und weckt Interesse an der Geschichte des Ortes, der zum damaligen Zeitpunkt die nahezu einzige biographische Referenz in dieser Stadt darstelle – dem Arbeitsort.

Mit dieser Erkenntnis ist das Motiv für die Darstellung der eigenen Studienstadt verknüpft, bauliche Veränderungen im Vergleich zwischen Vorkriegszeit und gegenwärtiger Situation möglichst exakt visualisieren zu können. Ein Buch¹⁸⁹, das den Vergleich zwischen alten und gegenwärtigen Ansichten von Darmstadt aufzeigt, dient als Vorlage für die Fotoexkursion und die Erstellung des digitalen Stadtmodells.

Indem Frederik alte Aufnahmen von Darmstadt auswählt und die Standorte recherchiert, von denen sie aus erstellt worden sind, versucht er, der alten Aufnahme eine gegenwartsbezogene gegenüberstellen zu können, die von den Aufnahmeparametern wie Perspektive, Blickrichtung und Bildausschnitt her möglichst ähnlich ist. Orientiert an einem naturwissenschaftlich exakten Untersuchungsdesign sollen Unterschiede zwischen den Bildern möglichst ausschließlich auf die Transformation der materiellen Struktur der Stadt, d.h. hauptsächlich auf Kriegsschäden und Wiederaufbau zurückgeführt und weitere Einflussfaktoren ausgeschlossen werden können. Mit diesem Ansatz will der Student ein Gefühl dafür bekommen, dass Darmstadt vor den Kriegszerstörungen eine sehr schöne Stadt war :

So sind auch /alle anderen [...] Motive aufgebaut. Das heißt also, ich hab immer .. ein .. historisches Bild genommen. Hab dann versucht, das in der Realität zu finden, .. um .. ja, (wissen Sie,) so ein Gefühl dafür zu kriegen, dass Darmstadt an sich früher (.) eine sehr schöne Stadt war. Also war ja Landeshauptstadt gewesen und .. (.) hatte viele alte Jugendstilbauten .. und .. die sind alles| äh letztendlich im September 44 ist das durch .. mehrere Luftangriffe zerstört worden, also bis auf .. ganz wenige .. äh Stadtteile, wie zum Beispiel hier das Martinsviertel ist ja noch original und das ist ja noch .. sehr, sehr schön oder .. hier um die .. Hochschule herum, die Magdalenenstraße ist auch noch .. eine .. historische äh .. Straße. Das hab ich auch als ein Motiv dann gewählt, ne? (FO., Z. 66-76)

Die Umsetzung eines visuell vermittelten Vergleichs der Stadt vor dem 2. Weltkrieg und zum gegenwärtigen Zeitpunkt gestaltet sich jedoch nicht ganz einfach. Frederik gibt sich große Mühe bei der Suche nach den alten Aufnahmestandorten, die z.T. auf Privatbesitz liegen:

Also das ist schon äh .. kritisch dann [...] ... (*) genau den Ausschnitt zu finden. Ich bin dann .. (*)

189 Die bibliographischen Angaben ließen sich nicht exakt bestimmen. Vermutlich ist folgender Bildband gemeint: Darmstadt. Gestern und heute. Eine Gegenüberstellung (ISBN: 3861344556; 1998).

in ein Gebäude, was genauso aussieht und hier parallel dazu steht, äh senkrecht dazu steht ... oben in diese| .. in diese Dachgeschosse reingeklettert. Also hier war (so zwischen) eine Tür, die stand offen, ohne da viel zu fragen, (.) weil auf das Gelände kam ich ja noch mit Ausweis, äh .. und bin dann hier in diesem Dachgeschoss entlang und hab .. (.) durch so| so'ne Luke dann /rausfotografiert, .. ja? (FO., Z. 96-103)

Die mit viel Akribie rekonstruierten Standorte der alten Aufnahmen nutzt er, um eigene Fotos des gegenwärtigen Stadtbildes anzufertigen, die in der Wahl des Ausschnittes und der Perspektive den historischen Vorlagen möglichst nahe kommen. Dafür nimmt er Strapazen und ‚halblegale‘ Aktivitäten, wie den unbefugten Zutritt zum ehemaligen Firmengelände und den darauf befindlichen Objekten in Kauf. Die eigenen Fotos vergleicht Frederik detailliert mit den alten Bildern, und weist auch auf Veränderungen im Umfeld der Gebäude hin, z.B. eine hinzugekommene Bebauung oder hochgewachsene Bäume und Büsche, die den direkten Vergleich erschweren (vgl. auch FO., Z.94ff, 140).

3.2.2.3 Rekonstruktion Arbeitsort

Das erste Motiv, das auf diese Weise in seiner materiellen und visuellen Transformation über einen Zeitraum von ca. 60 Jahren gezeigt wird, ist der ehemalige Ort der Berufsausübung. Indem alte Aufnahmen dieses Ortes recherchiert werden, erarbeitet sich der Student lokalspezifisches, historisches Wissen, über das andere Kollegen dort nicht verfügen – wie das Wissen um die Existenz eines alten Eingangs, eines Pfortnerhäuschens, das auf die Vorgeschichte als Kasernengeländer zurückzuführen ist.

Beispielsweise hier .. sieht man, .. ähm .. was die meisten bei uns gar nicht wissen, also auch zum Beispiel mein Kollege, der auch .. über 10 Jahre da gearbeitet hat, (.) wusste überhaupt nicht, dass hier noch so eine Art Pforte existiert [haut auf den Tisch?] von dieser alten Kaserne. Also vollkommen umbaut und vollkommen unscheinbar .. ist das .. der alte Haupteingang .. äh von diesem FTZ-Gelände gewesen, (.) also dieser alten Kaserne. (FO., Z. 34-39)

Die Kasernengelände wurde nach dem 2. Weltkrieg als US-Internierungslager (Civil Internment Enclosure 91) für bis zu 25.000 Häftlinge verwendet¹⁹⁰.

Der Ausgangspunkt der eigenen Stadtdarstellung wird berufsbiographisch gewählt und rekonstruiert über die Orte und die technischen Parameter der Fotoaufnahmen eine zeitliche und wenn möglich bildliche Kontinuität, die nicht immer in der relationalen (An)Ordnung der abgebildeten materiellen Artefakte ablesbar ist. Durch diese Beschäftigung mit der Geschichte der Stadt wird der negative Eindruck von Darmstadt umgedeutet. Veränderungen der baulichen Struktur der Stadt lassen sich mit dem neu erworbenen Wissen über die geschichtlichen Zusammenhänge erklären. Die Rekonstruktion dieses Aufnahmeortes erfolgt dabei mit besonders großer Akribie und Engagement, um die gewünschte Perspektive

190 Zu weiteren Infos und Bildmaterial, z.B. dem Lageplan zum Internierungslager Darmstadt vgl. Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (1945-1951) sowie Heint (2005).

einfangen zu können (s.o.: verschafft sich ‚halblegal‘ Zugang zum ehemaligen Firmengelände und Zutritt zu den Objekten).

Die „Relation“ (FO., Z. 112) zwischen den Zeitpunkten der Aufnahme ist dabei die eigentliche Intention, zu zeigen, was sich im Laufe der Jahrzehnte verändert hat und was geblieben ist. Die aufwändig erzeugte visuelle Vergleichsebene untersucht er auf Ähnlichkeiten in der (An)Ordnung der materiellen und symbolischen Güter und die von ihnen erzeugten Atmosphären. Die Rekonstruktion bezieht sich zunächst auf die Spacings in der Raumproduktion. Indem der Student die historischen Aufnahmeorte recherchiert und aufsucht, platziert er sich und die Kamera an diesen Orten. Die Analyse der Transformation der materiellen und symbolischen Konfiguration an diesen Orten erfolgt als Syntheseleistung. Dabei wird darauf geachtet, dass die Vergleichsebenen miteinander kompatibel sind: Möglich wäre auch ein Vergleich direkt vor Ort, etwa mit einer historischen Abbildung in der Hand. Indem jedoch ein Foto mit vergleichbaren technischen Parametern erstellt wird, werden jeweils bildliche Reproduktionen der räumlichen (An)Ordnungen miteinander verglichen. Dabei liegen beiden Syntheseleistungen Abbildungen zugrunde, die vom selben Ort aus erstellt wurden (Reproduktion von Spacings) und sie werden in der Betrachtung von einem weiteren, jedoch für beide identischen Ort aus betrachtet und miteinander verglichen. Die Analyse der materiellen und symbolischen Rekonfigurationsprozesse der zeitlich auseinander liegenden Bilder wird zum Aufbau lokalspezifischen Wissens genutzt, das für eine Neubewertung des Stadtimages genutzt wird. In diesem Vergleich ist Historisches durchweg positiv besetzt, Gebäude oder Umbauten der Nachkriegszeit hingegen werden als hässlich empfunden (vgl. z.B. FO., Z. 161ff.). Während sich diese ästhetische Abwertung durch das ganze Interview zieht, kommt in reflexiven Auseinandersetzungen ein ‚Verständnis‘ für die gegenwärtige äußerliche Erscheinung der Stadt hinzu, das vom Wissen um die geschichtlichen Zusammenhänge gespeist wird. Dieses war zuvor zwar auch prinzipiell vorhanden, wurde aber erst durch visuelle Schlüsselreize – Fotos von Darmstadt vor dem 2. Weltkrieg – für die Neubewertung konkretisiert.

3.2.2.4 Rekonstruktion Innenstadt (Magdalenenstraße; Bank)

Ein weiteres Motiv, das in den zeitlichen Spannungsbogen Darmstadt vor und nach dem 2. Weltkrieg eingebaut wird, ist eine ehemalige Privatbank, die „Bank für Handel und Industrie“, die in den Jahren 1873 bis 1875 erbaut wurde und bis 1932 als Privatbank diente¹⁹¹. Sie lag in direkter Nähe des Hauptbahnhofs, der 1912 an den heutigen Ort verlegt wurde. Das Dach wurde im 2. Weltkrieg beschädigt, das Gebäude selbst ist noch intakt.

191 Vgl. Pohl (1982).

Und .. da ist ein altes Bankgebäude entstanden, ... äh von einer Privatbank. .. Und .. das fand ich auch sehr interessant, weil .. (.) das im Krieg stehen geblieben ist. .. Allerdings war das Dach eingefallen. .. Und man hat hier drauf jetzt, .. architektonisch vollkommen .. hässlich für meine Begriffe .. äh .. einfach so einen| .. so einen kleinen Dachsattel draufgemacht. .. Und auch so Details zum Beispiel, hier, da sieht man nachher noch hier diese .. Kronleuchter, (?) also das ist alles zu sehen noch, ne? .. Das ist alles .. unversehrt. .. Aber so Kronleuchter sehen| stehen seit dem Krieg im Prinzip| .. sind die nie mehr da hingestellt worden, .. ja? .. (°) Der (Podest) ist alles da, .. (.) aber .. letztendlich mit wenig Aufwand würd diese Fassade schon ganz da aussehen, wenn das .. wieder etwas äh \[leise:] stilistisch halt aufbereitet wäre, ne? \ ... Ist| mittlerweile ist das| sind da Apartmenthäuser drin, also ist durch einen Investor aufgekauft. ... \(...) Aber was .. (.) wirklich hässlich ist, ist .. das, was da oben mit draufgesetzt wurde, ne? Das passt ja .. (°) stilistisch überhaupt nicht da dazu. .. (.) Und das sind einfach| äh .. für meine Begriffe sind das ähm ... äh, sagen wir mal, \[leise:] ja, architektonische ... äh .. ja, Missbildungen, die man einfach mangels Geld nach dem Krieg gemacht hat, man hat Wohnraum gebraucht, .. ja? .. Und man wollte sehr, sehr einfach .. Wohnraum produzieren. Und deswegen sind so Dinger da entstanden. Also ein ursprünglich sehr schönes Gebäude .. ist dann, wie gesagt, so verunstaltet worden. .. (FO., Z. 158–185)

Der detaillierte Vergleich des alten Bankgebäudes mit dem heutigen Bauwerk löst regelrecht Empörung aus. Der Umbau des alten Gebäudes sei mit ausgesprochen wenig Sinn für Ästhetik erfolgt, selbst eine mit wenig Aufwand mögliche Tradierung von Beleuchtungskörpern sei nicht erfolgt. Stattdessen wurde ein neues Dachgeschoss aufgesetzt, das sich in der äußeren Gestaltung von dem Hauptgebäude so deutlich unterscheidet, dass es auf dem Foto des Studierenden wie ein im Hintergrund zur ehemaligen Bank stehendes Gebäude wirkt.

Direkt im Anschluss an das Unverständnis, wie man mit historischer Bausubstanz so lieblos umgehen könne – was im Umkehrschluss den atmosphärischen Stellenwert von alten Gebäuden betont – wird die Erklärung dafür nachgeschoben, fast so als wolle Frederik im Interview mit diesem Wissen die stillen Veränderungen am alten Stadtbild entschuldigen.

Über den historiographisch-rekonstruktiven Zugang erfolgt eine Auseinandersetzung mit der Stadt, die zu einer Neubewertung führt. Weil die Hintergründe selbst erarbeitet wurden, kann die Transformation des Ortes als Prozess verstanden werden.

Ein weiteres Fotomotiv, das im Interview angesprochen wird, ist eine Häuserzeile in der Magdalenenstraße, die den 2. Weltkrieg überstanden hat und bei der vergleichbare Stilbrüche *nicht* erfolgt sind:

Da ist noch wirklich .. alte Bausubstanz, die heute noch steht und die auch gut gepflegt worden ist, ne? (FO., Z. 226f.)

In dem Interviewausschnitt wird alte Bausubstanz für ästhetisch anspruchsvolle Atmosphären verantwortlich gemacht. Indem sie erhalten und tradiert, d.h. gepflegt wird, zeigt sich die Wertschätzung dieser räumlichen (An)Ordnung in ihrer materiellen Ausprägung.

Viele der Häuser in dieser Straße verfügen über schöne Hinterhöfe und ermöglichen über ihre Materialität einen ungebrochenen Anschluss an vergangene Raumproduktionen. Die Kontinuität in der materiellen (An)Ordnung vermittelt damit Stabilität über größere zeitliche Einheiten, in diesem Fall Jahrzehnte. Die

Stabilität ist direkt aus den Oberflächen der materiellen Artefakte ablesbar und bedarf keiner aufwändigen Rekonstruktionsleistung. Orte, die keinen Bruch in ihrer materiellen und symbolischen Konfiguration aufweisen wie dieser Straßenzug, ermöglichen einen direkten Vergleich mit einer historischen Stadtansicht.

3.2.2.5 Rekonstruktion Schloss

Das Residenzschloss ist durch das Zweitstudium ein aktueller biographischer Referenzpunkt, da einzelne Lehrveranstaltungen in diesem Gebäude absolviert werden.

Der Vergleich der beiden Aufnahmen des Schlosses aus der Vorkriegszeit sowie zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist für die Rekonstruktion des Transferprozesses von großer Bedeutung, da das wesentliche Element der abgebildeten Räume auf den ersten Blick unverändert besteht. Dennoch sind die abgebildeten Räume und die erzeugten Atmosphären völlig verschieden. In der historischen Abbildung ist das Residenzschloss von kleinen Fachwerkhäusern umgeben, während es im aktuellen Foto von mehrspurigen Autostraßen, dem Cityring abgeschirmt ist.

Eine Aufnahme vom Schloss, die für meine Begriffe auch sehr beeindruckend war, .. weil| .. ich mein, das Bild kennt man hier, .. diese Perspektive, .. ja? ... Ähm .. Ist von der Aschaffenburg aus gesehen ... ein Blick auf die Innenstadt. .. Hier, das ist alles neu. Man erkennt diese 2 Türme hier wieder. Also die hab ich auf diesen antiken Fotos erkannt. .. Und äh (.) hier ist der gesamte Hochschulkomplex .. mittlerweile. .. Und .. das Interessante war, dass das früher alles| .. ja? Man sieht wieder die 2 Türme, .. ja? (°) Aber hier alles (noch) massiv bebaut war. .. (.) Das heißt, da wo jetzt .. 4-spurige Straßen durchgehen, .. (.) war eine ganz kleine .. Fachwerkbauung, .. ähm .. die also schon so einen gewissen Flair hat| erzeugt hat für Darmstadt selbst, ne? .. Und da hab ich also versucht, .. mit diesen .. markanten Punkten: Turm, Schloss, .. Turm, .. äh den Aufnahmeort zu ... kriegen. (FO, Z. 229–241)

Die Begeisterung, mit der die Rekonstruktion des Aufnahmeortes und des räumlichen Transformationsprozesses erfolgt, zeigt sich wiederum in der gewonnenen Erkenntnis, welches Stadtbild für Darmstadt vor der Zerstörung durch den 2. Weltkrieg konstitutiv war. Mit den gravierenden Veränderungen in der räumlichen (An)Ordnung an markanten Bezugspunkten geht ebenso ein deutlicher Wandel in der atmosphärischen Außenwirkung der entstandenen Räume einher, der über den historischen Bezug für Identifikationsprozesse anschlussfähig wird.

Das Schloss dient neben dem Verweis auf ein ‚altes‘ historisches Darmstadt auch der Orientierung im Stadtraum. Die Schlosstürme werden für den Vergleich zwischen den Fotos aus unterschiedlichen Jahrzehnten ähnlich eines Merkmals (Lynch, 1965 Kap. III) verwendet.

3.2.3 Stadtimage

Darmstadt wird anfangs im wörtlichen Sinn oberflächlich betrachtet, d.h. das visuelle Stadtbild wird ahistorisch betrachtet und als nicht weiter interessant empfunden. Die Stadt bietet auf den ersten Blick dem Berufspendler kaum durch historische Gebäude erzeugte Atmosphären. Erst mit zunehmendem lokalspezifischen Wissen, das anhand alter Fotos der Stadt erarbeitet und vor Ort exemplifiziert wird, ändert sich diese Einstellung der Stadt gegenüber. Im Interview findet sich dazu eine Zusammenfassung dieses Erkenntnisvorgangs:

Darmstadt ist .. für meine Begriffe hässlich. Und dann .. erkennt man, hoppla, ... das war aber mal ganz schön .. und was ist da davon noch zu sehen. .. Und .. ich bin .. mehrmals rumgelaufen, also hab auch noch ganz andre Motive dann gesehen, .. äh .. die mittlerweile .. an sich .. für mich einen ganz anderen .. Eindruck halt vermitteln von der Stadt, .. ja? Also das ist eine der vielen Städte, die ... (.) einfach gelitten haben und| und .. die nicht mehr wiederzuerkennen waren (FO., Z. 284-290)

Die Identifikation mit der Stadt durch eine rekonstruierende Raumproduktion umfasst folgende Schritte: Eine negative Einschätzung der Stadt wirkt jahrelang als Identifikationshemmnis, wird aber durch die Erkenntnis kompensiert, dass dem gegenwärtigen Stadtbild massive Veränderungen in der materiellen Struktur als Folge der Zerstörungen im 2. Weltkrieg vorausgingen. Der Erkenntnisprozess weckt ein Interesse und einen Forscherdrang, an weiteren Orten der Stadt nach baulichen Relikten des ‚Vorkriegs-darmstadts‘, d.h. nach räumlichen (An)Ordnungen zu suchen, die Zerstörung, Wiederaufbau und Baumaßnahmen der Nachkriegsjahre unverändert überstanden haben. Die Identifikationsstrategie ist an Syntheseleistungen orientiert, die die Transformation zwischen Räumen zu unterschiedlichen Zeitpunkten zum Gegenstand hat. Gleichzeitig muss dafür die Stadt erkundet werden, d.h. es werden weitere Orte (auf)gesucht, um diesen Vergleich vorzunehmen – über Spacings. Als Folge wird die Stadt differenzierter wahrgenommen. Das Zweitstudium, der Aufenthalt an weiteren Orten in der Stadt und die Rekonstruktionen der räumlichen Transformationsprozesse haben dazu geführt, dass ein größeres lokalspezifisches Wissen mit den wahrgenommenen räumlichen (An)Ordnungen verknüpft werden kann und in Folge dessen das Stadtimage neu bewertet wurde.

also ich .. bin früher (.) sehr, sehr ungern nach Darmstadt gefahren. Also wirklich nur zur Arbeit und gleich wieder raus. .. (.) Und das hat sich schon gewandelt. Also ich seh das heute .. sehr viel positiver. .. 1. Weil ich nicht mehr denke, ... das ist so hässlich aufgebaut worden, sondern das sind einfach .. Schäden, die die Stadt erlitten hat. .. Und äh .. 2. weil man natürlich auch immer mehr .. äh Verbindungen dann hat zu| .. \[leise:] zu Veranstaltungen oder zu Kneipen oder was man dann| ja? .. Also insofern hat sich das Bild gewandelt. \[nachdrücklich:] Früher .. jahrelang nur .. pendeln\ .. und .. später kam dann auch hinzu, dass man mal \[leise, murmelnd:] was macht (FO., Z. 381-390)

Das historische Wissen ermöglicht einen neuen Stadtzugang. Interesse für die Stadt und ein ‚Verständnis‘ für die gegenwärtige Situation sind nur über lokalspezifisches Wissen möglich, was zusätzlich visuell aktiviert werden muss. Ein Allgemeinwissen über Kriegs(folge)schäden im baulichen Bild von Städten

reicht hierzu nicht aus. Das ästhetische Werturteil ist durch das neu erworbene Wissen nicht betroffen, aber die Veränderungen können rational nachvollzogen werden. Die Viktimisierung Darmstadts ermöglicht einen Perspektivwechsel, der ein weitergehendes Interesse für Orte, die in ihrer materiellen Struktur noch wenig verändert sind, mit sich bringt. Diese Orte können noch etwas von der Atmosphäre der Stadt vor dem 2. Weltkrieg vermitteln – und faszinieren den Studierenden durch die (selbstgewählte) Aufgabe einer ‚wissenschaftlich exakten‘ Recherche. Dieses für den Perspektivwechsel notwendige, visuell codierte Wissen muss aber erst eigeninitiativ erworben werden, die Stadt bietet für den Studierenden selbst keine Anreize dazu.

Direkt zum Image von Darmstadt befragt, wird das offizielle Image der Stadt als Wissenschaftsstadt aufgegriffen und am Beispiel technischer und naturwissenschaftlicher Forschungseinrichtungen exemplifiziert. Darmstadt sei gleichzeitig eine sehr ansprechende Studienstadt (FO., Z. 337) und könne auf den Namenszusatz „Wissenschaftsstadt“ stolz sein:

Also durch die äh .. äh Arbeit, die wir .. oder die ich gemacht hab in| .. im| .. im Forschungsinstitut oder später Technologiezentrum, hieß es ja am Schluss, .. äh .. war ich am Schluss für die .. Pressearbeit zuständig und hatte wieder Connections zu| .. (*) äh zu anderen Forschungsinstituten. (.) Und da ist schon extrem viel hier angesiedelt und es| .. und .. da kann an sich Darmstadt stolz drauf sein. .. Also rein auf die .. Institute, auf die| auf die Bildungseinrichtungen, die hier existieren. .. Ich glaub, das gibt's auch sonst ähm .. sehr, sehr selten. (FO., Z. 405-412)

Aufgrund der hohen Dichte an Forschungseinrichtungen sei Darmstadt bundesweit führend, so Frederik. Die inhaltliche Ausrichtung auf eine Informations- und Technologieindustrie begrüßt er sehr, da sie umweltverträglich sei und einen gewissen Wohlstand ermögliche (FO., Z. 418-421). Sein Image von Darmstadt ist das einer *durch technisch orientierte Wissenschaften geprägten Stadt* (FO., Z. 425f; 429) – die Bezeichnung trägt Darmstadt seiner Meinung nach gerechtfertigt (FO., Z. 430f.). Wissenschaftliche Tätigkeit oder Exzellenz abseits der Natur- und Technikwissenschaften auf dem Feld der musischen oder künstlerischen Tätigkeiten spricht er nicht an.

Die Erkenntnis, dass die materielle Erscheinung der Stadt eine mehrdimensionale und komplexe Geschichte hat und immer noch Folgen von Kriegszerstörungen erkennbar sind, wenn man die bauliche Struktur mit historischen Abbildungen vergleicht, war entscheidend, um die Stadt neu zu entdecken und eine positive Identifikation mit ihr zu entwickeln. Erstaunlich ist, dass ein fast zehn Jahre wirksames Identifikationshemmnis wie das negative Stadtimage durch die Strategie der rekonstruktiven Raumproduktion schließlich überwunden werden konnte. Sie beruht auf der aktuellen Wahrnehmung der Stadt, d.h. auf Syntheseleistungen, die mit lokalspezifischem Wissen verbunden und bewusst auf historische Traditionslinien hin untersucht werden. Wo diese nicht in der materiellen Struktur und in den Außenwirkungen der (An)Ordnungen ablesbar sind, kommen die neu erarbeiteten Erklärungsansätze zum Tragen (immer noch vorhandene Kriegsschäden als Baulücken, FO., Z. 316-318; 326f.; Stadt hat gelitten, Z.

288-290). Die Rekonstruktion anhand technisch ähnlicher Abbildungen aus historischer und gegenwärtiger Perspektive stellt den Versuch dar, für diesen Vergleich eine wissenschaftlich exakte Methode mit möglichst hoher interner Validität zu entwickeln – was eine Parallele zum fachkulturellen Habitus des Studierenden nahe legt.

Mithilfe des neu erworbenen lokalspezifischen Wissens wird ein Wiedererkennen zwischen einem visuell-historischen Konstrukt ‚Vorkriegs-Darmstadt‘ und der aktuellen Wahrnehmung versucht, indem Lücken in der materiellen Verweisstruktur durch das Wissen, was an diesen Orten früher zu sehen war, geschlossen werden. Das Wiedererkennen ist die Rekonstruktion eines massiven Transformationsprozesses, der die materielle Struktur und Gestalt der Stadt deutlich veränderte und zu völlig neuen Räumen und Atmosphären geführt hat. Die Spannung, die dem Studierenden eine Identifikation ermöglicht, wird aufgebaut durch die technisch akribisch betriebene Methode der Rekonstruktion, der Nachvollziehbarkeit eines Wandels in der baulichen Gestalt der Stadt im Hinblick auf einzelne Gebäude und die Neugier, an welchen weiteren Orten der Stadt dies möglich ist.

3.2.4 Digitales Stadtmodell – Interpretation „Postkarte“ als Stadtbild

Die interaktive Stadtdarstellung bedient sich abweichend von den weiteren Fällen im Sample einer Art visuellen Inhaltsverzeichnis im Motiv einer Postkarte, die fünf Einzeldarstellungen enthält. Sie scheinen alte Ansichten von Darmstadt wiederzugeben. Auf den zweiten Blick wird aber fraglich, ob diese Postkarte authentisch ist, denn es ist unwahrscheinlich, dass eine Stadt mit Bildern von Kasernen und Internierungslagern auf sich aufmerksam zu machen versucht.

Abweichend von den restlichen Falldarstellungen wird daher eine zusätzliche Interpretation des Startbildes vorgenommen. Um der Frage nachgehen zu können, ob es in der vorliegenden Form eine Fotomontage oder eine Replikation einer authentischen Postkarte ist, wird eine Einzelbildinterpretation anhand des Interpretationsmodells für bildliche Darstellungen vorgenommen (vgl. Marotzki / Stoetzer (2007) sowie Kapitel 2.4.2).



Abbildung 3.13: Startbild der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – rekonstruktive Raumproduktion

3.2.4.1 Ebene 1 – Objektebene

Auf dem Startbild im digitalen Stadtmodell sind verschiedene Gebäude und zwei Personen zu erkennen. Die bildliche Darstellung erfolgt in schwarz-weiß und basiert auf fünf Fotos. Sie sind in den durch die Mittellinien der ‚Postkarte‘ gebildeten vier Rechtecken sowie durch eine Ellipse in der Mitte platziert. Gebäude, die auf der Abbildung erscheinen, sind meist zweistöckig und mit einem Schrägdach versehen, soweit der Aufnahmewinkel den Blick von oben zulässt.

Das erste Gebäude in der oberen linken Hälfte steht weitgehend isoliert auf dem Grundstück. Zu sehen sind die Längs- und Querseite sowie das Dachgeschoss von einem weiter entfernten, höher gelegenen

Standort aus. Das Haus ist sehr langgezogen und weist auf beiden Seiten Fenster auf. Weitere Gebäude in direkter Nähe sind nicht zu erkennen, wohl aber Schuppen oder Lagerstätten in weiterer Entfernung.

Oben rechts sind ebenfalls Gebäude abgebildet, die von zwei oder drei Türmen um mehrere Geschosse überragt werden. Die Türme gehören zu einem Gebäude in einem herrschaftlich wirkenden Baustil. Es dominiert den Bildausschnitt, obwohl es sich vom Betrachter aus deutlich im Hintergrund befindet. Weitere Gebäude mit Spitzdach sind zu sehen, die sich vom Gebäude oben links darin unterscheiden, dass sie nicht so lang sind und nicht alle in die gleiche Richtung gebaut wurden. In der Ferne sieht man noch einen einzelnen Turm. Der Aufnahmestandort muss sich auf Höhe der Türme in einiger Entfernung zu den Gebäuden befinden.

Das einzelne Gebäude unten links ist vom Baustil her ebenfalls auffällig. Es ist zweigeschossig und besitzt eine auffällig verzierte Fassade. Der Eingang wird von Säulen gerahmt. Die Gestalt des Daches ist aufgrund der Perspektive nicht deutlich zu erkennen, möglicherweise handelt es sich um ein Flachdach. Das Gebäude grenzt an zwei große Straßen, an deren Kreuzung sich der Eingang befindet. Im Gegensatz zu den anderen Gebäuden ist dieses vom Grundriss her L-förmig. Die Lage an zwei breiten Straßen deutet auf eine gute Verkehrsanbindung hin, obwohl beide Straßen zum Zeitpunkt der Aufnahme menschenleer sind.

In der Mitte des Startbildes sind Häuser in einem ovalen Bildausschnitt abgebildet, die Seite an Seite stehen und höchstens zweigeschossig sind. Die Dachgiebel weisen zur Straßenseite hin und sind mit Fenstern versehen. Die Häuser sind etwa von Augenhöhe aus schräg aufgenommen.

Im unteren rechten Viertel der Gesamtdarstellung ist ein Mensch zu sehen, der dunkel gekleidet ist und mit den Händen eine aus Holzbrettern zusammenge nagelte Tafel trägt, auf der Buchstaben in lateinischer Schrift stehen. Die Tafel wird von einem zweiten Menschen mitgehalten, von dem nur die Beine zu sehen sind, da der Rest des Körpers von den Häusern in der Bildmitte überdeckt wird. Die Buchstaben, die erkennbar sind, lauten: „eutsches / ungs u. Arbeitslage / Darmstadt“. Das Schild könnte gerade auf einem Mast befestigt oder abgenommen werden, der zwischen den beiden Personen zu sehen ist. Die rechte Person trägt einen länglichen Gegenstand schräg von links oben nach rechts unten auf dem Rücken (möglicherweise handelt es sich dabei um ein Gewehr). Die Person trägt eine Art Mütze mit Schirm vorne. Nicht deutlich erkennbar ist, ob es sich bei der Kleidung der Personen um Uniformen handelt.

3.2.4.2 Ebene 2. Ordnung der Objekte

a) Bedeutungen

Die fünf unterschiedlichen Darstellungen sind jeweils Fotos, die aus vier Perspektiven Häuser zeigen und einmal zwei Menschen, die eine beschriftete Holztafel in den Händen halten. Damit ist das Startbild

selbst eine Collage bzw. eine Fotomontage, die aus fünf Fotos zusammengestellt wurde. Ob die Darstellung auf eine Postkarte zurückgeht, bei der auch Collagen aus einzelnen Stadtansichten verwendet werden, oder ob diese Abbildung als Montage des Studenten gewertet werden kann, lässt sich damit an dieser Stelle noch nicht feststellen. Die (An)Ordnung der Bilder – vier Fotos in den jeweiligen Bildecken bzw. in den Bereichen, die durch Schnitte entlang der Mittellinien der gegenüberliegenden Seiten entstehen sowie ein ovaler Bildausschnitt in der Mitte – entspricht der einer Ansichtspostkarte, auf der wichtige Orte oder Sehenswürdigkeiten präsentiert werden sollen. Aufgrund des Schriftzuges im unteren rechten Teilbild liegt es nahe, dass Darmstadt als Ort des Dargestellten gemeint ist.

Die Fotos unten links, in der Mitte und oben rechts zeigen alte Gebäude, wie sie auf historischen Ansichtspostkarten zu finden sind. Die Abbildungen vermitteln einen Bezug zur Geschichte einer Stadt, hier Darmstadt, die über historisch bedeutsame Gebäude verfügt und alte Ansichten von ihnen in der Darstellungsform der Postkarte anbietet¹⁹². Irritiert wird dieses Ensemble von den beiden restlichen Aufnahmen, auf denen oben links ein lang gezogenes Gebäude mit Baracken oder Schuppen gezeigt werden sowie unten rechts zwei Personen, die ein Schild in den Händen halten. Eine eher an Industrie- und Gewerbegebiete erinnernde Darstellung und die Errichtung einer provisorischen, da aus Holzlatten gezimmerten Tafel sind untypische Motive für eine Ansichtspostkarte. Betrachtet man die erkennbaren Buchstaben, so lässt sich die Aufschrift ergänzen. Sie lautet dann:

„Deutsches Internierungs u. Arbeitslager / Darmstadt“

Das Foto mit der Tafel lässt sich damit auf die Zeit nach dem 2. Weltkrieg datieren, als auf dem Gelände der Kavalleriesandkasernen in Darmstadt übergangsweise ein amerikanisches Internierungslager eingerichtet war (März 1945-1950/51)¹⁹³. Damit ist die Frage, ob es sich bei dem Startbild des digitalen Stadtmodells um eine historische topographische Karte handle, geklärt. Stadtdarstellungen, die mit einem alliierten Internierungslager werben, finden sich nicht auf diesen Karten. Die Zusammenstellung der Bilder zu dieser Collage als Startbild muss also von demjenigen erfolgt sein, der auch die interaktive Stadtdarstellung erstellt hat.

b) Sinn

Mit dieser neuen Lesart stellt sich die Frage nach dem Sinn der Fotomontage. Die Art der Zusammenstellung ist intentional an eine Ansichtspostkarte angelehnt: Die ovale Bildmitte mit einem weiteren Motiv, die Platzierung von vier Aufnahmen in den Ecken, das gewählte Format einer Postkarte – all dies spricht da-

192 In der Interpretation von Interview und digitalem Stadtmodell wird dieses Thema herausgearbeitet und als das ‚andere Darmstadt‘ bezeichnet, da diese Abbildungen die Stadt ohne Kriegszerstörungen zeigen. Indem sie mit den gegenwärtigen Aufnahmen verbunden werden, wird Darmstadt imaginiert, wie es sein *könnte*.

193 Vgl. http://www.fr-online.de/in_und_ausland/politik/zeitgeschichte/60_jahre_nach_kriegsende/chronik_1945/653910_Internierungslager-mit-eigener-Zeitung-und-Universitaet.html [24.6.2010]

für, dass die Verwendung des Motiv einer Postkarte intentional erfolgte. Da es sich nicht um eine Karte handelt, die von der Stadt herausgegeben wurde, müssen die visuellen Verweise Hinweise auf ein ‚nicht-offizielles Bild‘ von Darmstadt geben. Dieses kann eine Darstellung sein, in der kritische Elemente aufgenommen wurden, die in einer offiziellen Stadtdarstellung nicht zu finden wären und quasi als visuelle Gegendarstellung zu verstehen wäre. In einer weiteren Lesart ließen sich die verwendeten Bilder in ihrer Zusammenstellung im Motiv als zentrale Themen einer eigenen Stadtdarstellung interpretieren. Aufgrund der Wahl der Platzierung der Fotos im Motiv einer Postkarte kann unabhängig von diesen Lesarten davon ausgegangen werden, dass die einzelnen fünf Abbildungen wesentliche Aspekte einer nicht-offiziellen Stadtwahrnehmung und -aneignung repräsentieren – kondensiert in einem Foto und als statische Übersicht zusammengestellt. Da ausschließlich historisch erscheinende Aufnahmen (Unschärfe, leicht körnige s/w-Darstellung) verwendet wurden, liegt der Schluss nahe, dass vor allem historische Bezüge für die Wahrnehmung und Identifikation mit der Stadt Darmstadt von Bedeutung sind. Die drei Fotos, die sich auf der Diagonalen von unten links nach oben rechts befinden, würden am ehesten einer offiziellen Darstellung nahe kommen, da sie alte Gebäude zeigen, die entweder einen sehr repräsentativen Baustil haben oder (fast schon als Klischee im ovalen Bild) eine Marktstraße mit Fachwerkhäusern zeigen. Auf diese historischen Traditionen stützt sich die visuelle Vermittlungsstrategie der Fotomontage: Historische Gebäude, die eine Verbindung zwischen Gegenwart und Vergangenheit über ihre Materialität und deren atmosphärische Wirkung herstellen. Sie stehen für bruchlose Anknüpfungsmöglichkeiten, d.h. für eine Syntheseleistung, die gegenwärtige Gebäude mit ihrer historischen Kontinuität verknüpft und daraus ein Identifikationspotential schöpft.

Die anderen beiden Fotos – das lang gezogene Gebäude im Industriegebiet und die Darstellung des Darmstädter Internierungslagers – passen nicht in diese Lesart. Sie widersetzen sich dieser Ästhetik durch eine inkompatible Motivwahl und ihre Platzierung im Gesamtbild: Sie sind den Fotos, die historische Bezüge darstellen, diametral gegenübergestellt und wirken wie eine visuelle antithetische Darstellung. In der Fortführung der beiden konkurrierenden Lesarten lässt sich daraus schlussfolgern, dass sie entweder Aspekte aufgreifen, die in einem offiziellen, Positives darstellenden Stadtbild nicht aufgegriffen werden oder dass sie für die Person, die die Fotomontage erstellt hat, eine eigene biographische Bedeutung haben.

3.2.4.3 Ebene 3 – Inszenierung der Objekte (Licht und Farbe / setting / staging)

Alle Einzelbilder der Fotomontage sind schwarz-weiß. Aufgrund der physikalischen Auflösung lässt sich nicht sicher sagen, ob nachträglich die Farbinformationen entfernt wurden, oder ob die Aufnahmen als analoge Schwarz-Weiß-Fotos entstanden sind. Die zweite Lesart, es handle sich um Jahrzehnte alte Aufnahmen, wird durch die Bildinhalte gestützt (z.B. Kleidung, keine Gebäude der Nachkriegszeit abgebil-

det etc.). Durch die fehlende Farbinformation ‚verschwindet‘ bei einigen Bildern der Hintergrund in offensichtlich überbelichteten weißen Flächen, bei denen keine Details mehr zu erkennen sind.

Die beiden oberen Bilder scheinen aus einer den abgebildeten Objekten gegenüber erhöhten Position aufgenommen worden zu sein: Die Häuser werden von schräg oben gezeigt. Das Bild links unten zeigt ein Gebäude, das monumentaler wirkt als andere Bauten auf den weiteren Bildern, obwohl es nur zwei Geschosse hat. Wenn es sich um ein vermutlich älteres, repräsentatives Gebäude handelt irritiert jedoch, warum es nur zweigeschossig gebaut wurde. Der mit Säulen verzierte Eingang des Eckhauses wurde so abgebildet, dass beide Straßenfluchten des Gebäudes zu sehen sind. Es scheint für eine spezielle Funktion reserviert zu sein, möglicherweise im Rahmen von Verwaltungstätigkeiten: Die wiederkehrende Anordnung der Fenster spricht dafür, dass die Räume für parallel ablaufende, weitgehend gleichförmige Tätigkeiten vorgesehen sind. Das Gebäudes ist durch die beiden großen Straßen verkehrstechnisch gut angebunden. Auf dem Bild sind keine Personen, Autos oder sonstige andere Bildgegenstände erkennbar. Einzig in der linken Ecke kann man ein kleineres Gebäude weit im Hintergrund des Bildes ausmachen. Indem das herrschaftliche, repräsentative Gebäude nahezu allein dargestellt ist, dominiert es diesen Bildbereich der Fotomontage und wird so in seiner Bedeutung betont.

Ähnlich stark werden die Gebäude in dem mittleren, ovalen Bild in Szene gesetzt. Hier stehen die Häuser im Vordergrund und werden durch die Perspektive – schräg von unten – zusätzlich herausgehoben. Ein Hintergrund ist nicht zu erkennen, die Dachgiebel werden vor dem Himmel abgebildet, der komplett hell ist.

Die beiden oberen Bilder zeigen Gebäude mit ihrer jeweiligen Umgebung, wodurch der Eindruck entsteht, dass diese zwar herausgehoben werden, da sie aufgrund ihrer Abbildungsgröße das jeweilige Foto dominieren, jedoch von ihrem unmittelbaren räumlichen Umfeld weniger scharf abgegrenzt sind. Das Gebäude im rechten Foto ist von Wohnhäusern dicht umgeben, die in keiner erkennbaren Ordnung ausgerichtet sind. Die Anordnung der Gebäude erweckt daher den Eindruck einer gewachsenen Struktur. Im linken Foto hingegen sind zwar in unmittelbarer Umgebung des langgezogenen Hauses keine Gebäude vorhanden, dafür jedoch im Bildhintergrund. Sie sind deutlich flacher, weniger aufwändig und in der Anordnung wie das Hauptmotiv ausgerichtet. Die Anordnung ist planvoller, allerdings wirken die Gebäude im Hintergrund eher wie Teile einer Lager- oder Barackenanlage. Sie sind sehr niedrig und ohne erkennbare Fenster gebaut. Das Bild rechts unten zeigt im unmittelbaren Hintergrund lediglich den Boden, dessen Beschaffenheit aus Gras, Sand oder Erde kaum auszumachen ist, ergänzt von Sträuchern oder kleinen Bäumen. Im Gegensatz zu den anderen Bildern vermittelt es keinen Eindruck von Weite, sondern portraitiert die Aktivität der zwei abgebildeten Personen in einer Nahaufnahme.

3.2.4.4 Ebene 4 – Bildungstheoretische Selbst- und Welthaltung

In einer Ansichtspostkarte werden herausragende Sehenswürdigkeiten eines Ortes oder einer Stadt visuell dargestellt. Von der Form her variiert die Darstellung vom Einzelportrait hin zu einer Zusammenstellung mehrerer thematisch differenzierter Sehenswürdigkeiten.

In den ersten drei Schritten der Bildanalyse wurde festgestellt, dass das Startbild der interaktiven Stadtdarstellung aus fünf Einzelbildern besteht, die Häuser und Personen zeigen. Die Zusammenstellung und Anordnung der Einzelbilder zu dieser Postkartendarstellung als Startbild erfolgte durch den Interviewten, da auch zwei Fotos verwendet wurden, die nicht mit der inhaltlichen Intention von Ansichtspostkarten übereinstimmen. Dennoch wurde als Motiv der Zusammenstellung das einer Postkarte gewählt. Die fünf Einzelbilder der Montage wurden daher explizit für die Zusammenstellung ausgewählt. Infolgedessen kann man davon ausgehen, dass die fünf Bilder fünf Themengebiete repräsentieren und die Montage als visuelles Inhaltsverzeichnis für das digitale Stadtmodell dient. Da die einzelnen Bilder Jahrzehnte alt erscheinen, liegt es nahe, dass eine Verbindung zur Vergangenheit von Orten und Gebäuden hergestellt werden soll. Ob dies mit Hilfe weiterer, gegenwärtiger Bilder im digitalen Stadtmodell selbst erfolgen wird, lässt sich anhand des Startbildes nicht sagen. Von den Einzelbildern her wäre eine thematische Schwerpunktsetzung auf herausragende, die Stadt prägende Gebäude zu erwarten, die sich aus den Bildern unten links, in der Mitte und oben rechts ergibt. In dieser thematischen und bildlichen Linie kann sich eine Anknüpfung an städtische Narrative ergeben, die die Stadtgeschichte und Wahrnehmung von Darmstadt ebenfalls entlang (u.a.) einer baugeschichtlichen Tradition erschließen. Ob diese Bezugnahme im Weiteren bestätigt oder kritisch unterlaufen wird, muss in der Strukturdarstellung der interaktiven Stadtdarstellung unter Hinzuziehung der verknüpften Fotos geklärt werden. Die beiden verbleibenden Bilder lassen vermuten, dass auch nicht-repräsentative Seiten der Stadt in jeweils eigenen Narrationssträngen vermittelt werden. Der fehlende Bezug auf eine touristische Sehenswürdigkeit stärkt die subjektive Perspektive des Interviewten. Die beiden Bilder stehen demnach für Orte oder Ereignisse, die wesentlich stärker als die restliche Darstellung für die Person selbst relevant sind. Da alle Darstellungen im Hinblick auf ihren Abbildungsmodus identisch sind, liegt das *tertium comparationis* der fünf Einzelbilder, quasi als visuelle Metaphern fünf Themen repräsentierend, im Ortsbezug.

Damit steht das Eingangsbild der interaktiven Stadtdarstellung für fünf thematische Schwerpunkte, von denen drei sich mit Gebäuden und Architektur der Stadt beschäftigen, denen man den Status von Sehenswürdigkeiten zuschreiben kann und zwei, die persönliche Bezüge thematisieren. Alle fünf Schwerpunkte beziehen sich auf bestimmte Orte der Stadt. Da es sich bei der Komposition der Einzelbilder um das Startbild einer interaktiven Stadtdarstellung über ein digitales Stadtmodell handelt, ist zu erwarten, dass über die fünf Einzelbilder jeweils thematisch korrelierende weitere Bilder verbunden sind. Die Metapher einer Ansichtspostkarte wird intentional verwendet, um die fünf Einzelnarrationen visuell in einem Bild zu verdichten.

3.2.5 Digitales Stadtmodell – strukturelle Beschreibung

Die Auswertung der Vernetzung der Fotos in der interaktiven Stadtdarstellung zeigt in der statischen Darstellung ein zentrales Foto, das mit fünf in sich geschlossenen kreisförmigen Wegen verbunden ist. Das zentrale Bild ist die Fotomontage des Studenten, die als Startbild fünf verschiedene Navigationspfade durch Darmstadt als virtuelle, subjektive Stadtdarstellung ermöglicht. Die fünf möglichen Wege sind thematisch strukturiert. Im Folgenden werden die Themenfelder der interaktiven Stadtdarstellung mit den Fotos vorgestellt, die direkt für den zeitlichen Vergleich im digitalen Stadtmodell miteinander verbunden wurden:

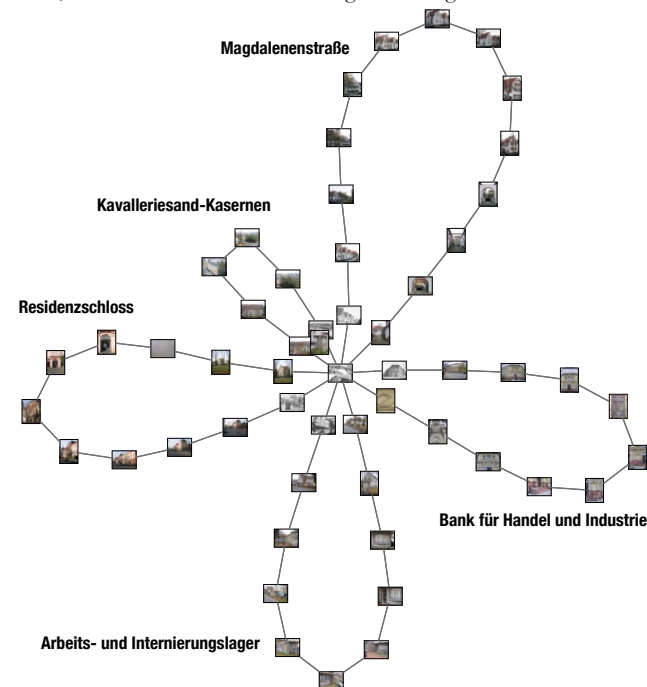


Abbildung 3.14: Strukturübersicht der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – rekonstruktive Raumproduktion

3.2.5.1 Arbeits- und Internierungslager

Das Arbeits- und Internierungslager befand sich auf dem Gelände der Kavalleriesandkasernen, das später für das Fernmeldetechnische Zentralamt der Bundespost genutzt wurde. Im Internierungslager wurden Gefangene untergebracht, die im Rahmen der Entnazifizierung den verschiedenen Kategorien (Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer, Entlastete) zugeordnet wurden und gegen die ggf. ein Strafprozess eröffnet werden sollte.

Einige Fragmente des Lagers, wie das Wärterhäuschen mit dem (ehemaligen) Eingangsbereich, der jetzt hinter einem Zaun verborgen ist, existieren noch.



Abbildung 3.15: alte und gegenwärtige Aufnahme des Telekom-Forschungszentrums in der Nähe der ehemaligen Pforte

Sie werden allerdings kaum wahrgenommen – auch nicht von denjenigen, die dort zehn oder mehr Jahre arbeiteten, wie dem Student, der diesen Ort fotografierte.

3.2.5.2 Kavalleriesandkasernen

Im zweiten virtuellen Rundweg wird der Blick in den Kasernenhof auf dem gleichen Gelände gezeigt. Das Originalfoto stammt aus der Zeit nach dem 2. Weltkrieg.



Abbildung 3.16: Alte und gegenwärtige Abbildung des Geländes der Kavalleriesandkasernen

Die beiden ersten Motive haben einen starken persönlichen Bezug, indem sie den Ort vorstellen, an dem über zehn Jahre einer beruflichen Tätigkeit nachgegangen wurde, bevor ein Zweitstudium begonnen wurde. Sie repräsentieren die Grundidee der interaktiven Darstellung im digitalen Stadtmodell, Veränderungen und Gemeinsamkeiten über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten hinweg zu dokumentieren. In der visuellen Umsetzung lässt sich direkt zeigen, was blieb, was sich änderte, was verschwand, aber auch Neues, das hinzukam – in der Abbildung beispielsweise die leicht veränderte Straßenführung sowie ein deutlich höherer Bewuchs oder neue Gebäude im Hintergrund.

3.2.5.3 Bank für Handel und Industrie

Der dritte Pfad zeigt eine ehemalige Privatbank (bis 1932; erbaut 1873-1875), die „Bank für Handel und Industrie“. Das Gebäude befindet sich in der Innenstadt in räumlicher Nähe zum damaligen Bahnhof, der 1912 an den heutigen Platz verlegt wurde. Das Dach wurde im Krieg beschädigt und zwei Geschosse wurden ergänzt. Der neue Dachaufbau ist zweigeschossig mit einer völlig anderen Fassade und anderen Fensterformen. Der Bruch in der Gebäudeoberfläche ist sehr deutlich zu erkennen. Die weiteren Bilder auf diesem Navigationspfad zeigen einzelne Details aus der gegenwärtigen Zeit, an denen die Transformation erkennbar ist:



Abbildung 3.17: Die Bank für Handel und Industrie in einer historischen sowie gegenwärtigen Aufnahme

Im Gegensatz zu historischen Aufnahmen ist in den gegenwärtigen Abbildungen die Fassade mit deutlich weniger Aufwand saniert worden, ebenso der Eingangsbereich oder die Beleuchtungskörper. Die Darstellung der Vereinfachung von Details im optischen Erscheinungsbild entspricht einer Reduktion der Komplexität der Gebäudefassade, ohne dass ein erkennbarer Zusammenhang in der Abfolge der vernetzten Fotos mit der physischen Wegführung entlang des Gebäudes besteht. Der Fokus liegt damit deutlich auf einer thematischen Wegführung, die keine Entsprechung in der materiellen Struktur des Gebäudeumfeldes benötigt.

3.2.5.4 Häuser und Hinterhöfe an der Magdalenenstraße

Die Häuser entlang der Magdalenenstraße wurden aufgrund ihrer weitgehend erhalten gebliebenen alten Bausubstanz ausgewählt. Sie stellen damit eine leicht nachvollziehbare Verbindung zwischen dem Ort vor knapp 60 Jahren und der heutigen Situation dar, weil sich an der dortigen materiellen Konfiguration wenig geändert hat. Auch die Außenwirkung der (An)Ordnungen, d.h. der baulichen Gestalt der Häuser, wird im Vergleich der Abbildungen weitgehend rekonstruiert.



Abbildung 3.18: Magdalenenstraße in historischer und heutiger Ansicht

Das Motiv der Fachwerkhäuser in der Magdalenenstraße ist das zentrale Element des Startbildes und zeigt Darmstadt, wie es sein *könnte*. Insbesondere dieser Straßenzug zeigt eine Kontinuität der realweltlichen (An)Ordnungen und materiellen Struktur, die in den weiteren Navigationspfaden des digitalen Stadtmodells nicht in der Form möglich ist. Über die Verknüpfungen der Fotos der Magdalenenstraße in der interaktiven Stadtdarstellung aus der Vorkriegszeit und zum gegenwärtigen Zeitpunkt wird ein imaginärer, virtueller Raum erzeugt, der ‚entzeitlicht‘ wirkt. Die Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart fällt leicht, da auf eine aufwändige Rekonstruktion des räumlichen Transformationsprozesses verzichtet werden kann. Historischer, gegenwärtiger und rekonstruierter Raum sind in dieser Darstellung weitgehend kongruent.

3.2.5.5 Residenzschloss

Das Residenzschloss stellt den zweiten persönlichen Bezugspunkt dar – den Ort des Studiums. Ähnlich des vorherigen Motivs wird auch der Schlosshof gezeigt und auf Verbindungen zu dem Subthema Veränderung und Ähnlichkeit sowie Verweise auf noch sichtbare Kriegsschäden hingewiesen. In der Nähe des Schlosses wurde ein einzeln stehendes Haus bei der Exkursion entdeckt, das noch Spuren der benachbarten Gebäude zeigt, die vermutlich in der Bombennacht im September 1944 zerstört wurden.



Abbildung 3.19: Residenzschloss und näheres Umfeld vor dem Krieg und zum heutigen Zeitpunkt

Der direkte Vergleich der Aufnahmen zeigt deutlich, wie das Umfeld des Residenzschlosses, d.h. die (An)Ordnung von materiellen Artefakten wie Gebäuden und die daraus resultierenden Atmosphären sich verändert haben. Wo vor dem Krieg Fachwerkhäuser in dichter Bebauung angeordnet waren und verwinkelt sowie etwas unübersichtlich eine ‚authentische Altstadt‘ stand, führt heute eine vierspurige Straße entlang. Im gegenwärtigen Foto ist das Schloss umgeben von Transiträumen, die zwar eine übersichtliche Fläche bilden, aber das Gebäude dennoch durch die Straßenführung abschneiden.

3.2.6 Rekonstruktive Raumproduktion als Identifikationsstrategie

Eine rekonstruktive Raumproduktion als Identifikationsstrategie versucht, die Transformationsprozesse zwischen historischen Ansichten von Orten in der Stadt und ihrem heutigen Erscheinungsbild nachvollziehbar werden zu lassen. Anhand des Vergleichs der materiellen Konfiguration am Ort zu zwei verschiedenen Zeitpunkten, d.h. von Bauweise, materieller Beschaffenheit, Stil von Gebäuden und Wegen bis hin zur Bepflanzung, wird eine künstliche Ebene in der Raumproduktion geschaffen, ein imaginer Transformationsraum.

Im vorliegenden Fallbeispiel wurde dazu eine aufwändig Vergleichsmethode entwickelt, bei der die Standorte, von denen historische Aufnahmen der Stadt aus entstanden sind, recherchiert werden mussten, um eine bis auf die Bildinhalte ähnliche Darstellung mit gegenwärtigen Fotos zu erzeugen. Veränderungen der räumlichen (An)Ordnung zwischen diesen Zeitpunkten werden über lokalspezifisches Wissen zu erklären versucht, das zu diesem Zweck explizit angeeignet werden muss.

In der Art seines Zugangs rekonstruiert der Student Frederik einzelne Orte in Darmstadt zum Zeitpunkt vor dem 2. Weltkrieg. Dieser imaginäre Raum ermöglicht einen künstlichen Vergleichshorizont, in dem das, was baulich nicht mehr rekonstruierbar ist – z.T. weil dort inzwischen andere Gebäude stehen oder Verkehrsadern entlang führen – virtuell über Fotos der Vorkriegszeit integriert wird. Die Wahrnehmung der Stadt in der Gegenwart wird bewusst auf historische Traditionslinien hin untersucht. Lassen sich über die materielle Struktur und ihre Außenwirkungen keine ‚sichtbaren Verbindungslinien‘ zur Geschichte des Ortes ziehen, werden andere Erklärungsansätze verfolgt, die mit aktualisiertem lokalspezifischem Wissen operieren, das in diesem Fall visuell codiert war (historische Aufnahmen) und ein allgemeines Wissen um Kriegszerstörungen in Städten konkretisiert hat.

Die Formulierung ‚sichtbare Verbindungslinien‘ bezeichnet die im Stadtbild direkt ablesbare, ungebrochene Tradierung von Gebäuden in ihrer Materialität und Struktur über einen längeren Zeitraum. *Lokalspezifisches* Wissen ermöglicht es, auch visuell nicht direkt erkennbare Traditionslinien zu entdecken, indem die Wahrnehmung umgekehrt darauf konzentriert wird, wo sich die materielle Konfiguration *deutlich* geändert hat.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die rekonstruktive Raumproduktion als Identifikationsstrategie eine Raumüberlagerung nutzt, die über lokalspezifisches Wissen eine Identifikation ermöglicht. Dieses *konkrete* Wissen um massive räumliche Transformationsprozesse ermöglicht eine andere Ebene der Stadtwahrnehmung. Die Verknüpfung der wahrgenommenen materiellen und symbolischen Güter¹⁹⁴ in der Syntheseleistung wird ergänzt durch visuell codiertes Wissen über vergangene (An)Ordnungen. Es entsteht somit eine Überlagerung von wahrgenommenen aktuellen und historischen raumkonstituierenden materiellen und symbolischen Konfigurationen und einem rekonstruierten Transformationsprozess, der beide verbindet. Diese komplexe Raumüberlagerung wird erst über *lokalspezifisches* Wissen möglich, was zusätzlich visuell aktiviert werden muss. Dieses für den Perspektivwechsel notwendige, visuell codierte Wissen muss aber erst erworben werden, die Stadt bietet für den Studierenden selbst keine Anreize, dies zu tun.

Auf der Ebene der komplexen Überlagerung von aktuellem Stadtbild und imaginiertem Raum – historische materielle Konfiguration am Ort, Erkenntnisse über Transformationsprozesse – erfolgen positive Neubesetzungen der eigenen Syntheseleistung, die eine Identifikation mit diesen Räumen und damit mit der Stadt selbst ermöglichen.

¹⁹⁴ Lebewesen werden in diese Strategie nicht miteinbezogen, obwohl sie in die Konstitution von Räumen miteinbezogen sind (vgl. Löw, 2001). Im Hinblick auf die große Zeitspanne, mit der diese Strategie operiert, ist dies jedoch nicht als defizitär zu werten.

3.3 Gegenkulturelle Raumproduktion

Interview und digitales Stadtmodell des Studenten Ruben stehen exemplarisch für die dritte Schlüsselkategorie der gegenkulturellen Stadtidentifikation und sind von Dualismen geprägt, für die in der Selbstbeschreibung der Begriff „Kontraste“ gewählt wird. Er bezieht sich auf die Gegenüberstellung von Gegensätzlichkeiten bzw. als gegensätzlich erlebten sozialen und räumlichen Phänomenen.

Im Interview wird diese Thematik entlang unterschiedlicher Wohnformen – exklusives Villenviertel versus seriell verdichtetes Wohnen in einer ehemaligen Arbeitersiedlung – entwickelt. Im weiteren Verlauf des Interviews wird diese Darstellungsform auf das Themengebiet des öffentlichen Raums übertragen. Stadtwahrnehmung und Handeln folgen diesen Gegensätzlichkeitskonstruktionen und nutzen sie zur Distanzierung: Darmstadt wird nicht wahrgenommen und erkundet, indem auf institutionalisierte Angebote zurückgegriffen wird. Museumsbesuchen, Stadtführungen oder touristischem Verhalten wird hingegen eine eigene räumliche Praxis entgegengesetzt. So ist beispielsweise der Aufenthalt auf der Mathildenhöhe, einem der „Aushängeschilder“ von Darmstadt (RH., Z. 125), dadurch gekennzeichnet, dass die dort institutionalisierten Verhaltensregeln *intentional nicht befolgt* werden. Einer *touristischen Passage* – Anreise per Bus, Führung, Abreise – wird der *Aufenthalt* auf den Rasenflächen mit Lesen und ruhigem geselligem Verhalten entgegengesetzt.

Indem institutionalisierten Räumen eigene Handlungs- und Wahrnehmungspraxen, d.h. *gegenkulturelle* Spacings und Syntheseleistungen entgegengesetzt werden, wird eine Distanz zu diesen Räumen aufgebaut. Die institutionalisierten Räume, die durch etablierte oder normierte Verhaltensweisen entstehen, werden von einer eigenen räumlichen Praxis am selben Ort überlagert, was Konfliktpotential bergen kann.

Die Thematik der Kontraste, die sprachliche Darstellung im Interview wie auch die visuelle Umsetzung in das interaktive digitale Stadtmodell betonen eine Distanz der eigenen Raumkonstitution zu institutionalisierten Räumen in Form eines Dualismus, der sich in Begriffspaaren wie z.B. schön-hässlich, grüne Natur-graue Farbe, seriell-individuell manifestiert. Gleichzeitig wird Ironie als Stilmittel eingesetzt und eine in Bezug auf hochkulturelle Aspekte saloppe, fast ‚flapsige‘ Darstellung gewählt (z.B. zur Regentschaft in DA: „Fürstenhaus“, RH., Z. 171 statt Großherzog; zu Museumsbesuchen Z. 177f.).

Damit wird die Intention der gegenkulturellen räumlichen Praxis deutlich: Die ironische Darstellung unterstreicht die Ambivalenz in der Identifikation mit dem räumlichen Umfeld. Sie ermöglicht eine künstliche kritische Distanz, die ein ‚Zurückziehen‘ jederzeit ermöglicht, gleichzeitig aber die Sicherheit gibt, sich in der Stadt wohlfühlen zu können. Diese Strategie verknüpft die Möglichkeiten von Identifikation und Trennung: Die gefundenen schönen Seiten an und ‚eigenen‘ Orte in Darmstadt ermöglichen die Identifikation, während gleichzeitig eine ironische Distanz einer festeren Bindung an die Stadt *insgesamt*

entgegenwirkt. Ruben könnte theoretisch jederzeit die Stadt verlassen, z.B. um das Studium an einem anderen Ort fortzuführen oder zum Einstieg in das Erwerbsleben nach Abschluss – ohne die mit einer engen Bindung (Identifikation) versehenen Ablösungsängste fürchten zu müssen.

3.3.1 Studienort Darmstadt

Ruben studiert zum Zeitpunkt des Interviews Soziologie im Diplomstudiengang und ist im 9. Fachsemester. Vor Aufnahme des Studiums in Darmstadt wohnte er in der näheren Umgebung (Bergstraße), ursprünglich stammt er aus Süddeutschland. Im Interview beschreibt er in einer längeren Narration (RH., Z. 450-509) die Suche nach einem Studien*fach*, das ihn interessiert, und die Entscheidung für den jetzigen Studien*ort*. Nach dem Abitur hatte Ruben zunächst keine klare Vorstellung, was ihn fachlich und von möglichen Berufsperspektiven her interessieren könnte. Die Zeit des Zivildienstes stellte diesbezüglich ein wichtiges Moratorium dar (RH., Z. 450-455), am Ende des Ersatzdienstes stand die Entscheidung, Soziologie zu studieren. Die Wahl des Studienortes war gekennzeichnet durch den Wunsch, das Studium in relativer räumlicher Nähe zum damaligen Wohnsitz zu beginnen und keinen größeren Umzug in Kauf nehmen zu müssen. Als mögliche Studienorte kamen damit Heidelberg und Darmstadt in Frage. Im Interview wird Heidelberg zunächst favorisiert, weil die Stadt ein sehr ansprechendes Flair hat, Bekannte und Freunde dort bereits studieren und weil Bezüge zur Familienbiographie bestehen:

Heidelberg war eigentlich ähm hm ... ganz groß im Rennen, weil meine Mutter da auch studiert hatte. Und .. \[leise, amüsiert:] das waren so eher nostalgische Gründe. \ Aber weil ich Heidelberg eben auch äh| ... ja, ... so sehr viel .. charmanter finde, sag ich mal. Also .. \[leise:] weiß nicht, wenn du auch mal da warst, äh .. \[leise:] bestimmt, dann| ... das ist einfach n ganz| .. hm ist einfach ganz anders und .. das| dieses| dieses Flair da, das hat mich| hat mich schon sehr beeindruckt, aber ... ähm .. das war damals auch so, dass da, .. wo ich diese Gedanken hatte, eben viele Leute dort (*) studiert haben auch noch, die ich kannte (R.H., Z. 460-469)

Mit dem letzten Satz wird bereits die Wende eingeleitet, mit der schließlich Darmstadt als Studienort gewählt wurde: Der Hauptgrund war, dass die Freunde und Bekannten, die die sozialen Netzwerke in Heidelberg prägten, die Stadt verlassen hatten und in den Frankfurter Großraum (RH., Z. 469-472) gewechselt waren. Ein Studium allein ohne Rückgriff auf relevante soziale Netzwerke zu beginnen, kam nicht in Frage (RH., Z. 471f.). Die Entscheidung pro Darmstadt wird im Folgenden durch weitere Argumente unterstützt, wie die größere Nähe zum Wohnort an der Bergstraße (RH., Z. 473f.), ein besseres ‚sich-auskennen‘ (RH., Z. 474, 479f.) sowie die starke Ausrichtung der Soziologie in Heidelberg auf Max Weber (RH., Z. 482-487). Im Umkehrschluss wird das Studienangebot in Darmstadt attraktiv durch die vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten, insbesondere mit technischen oder gestalterischen Fachrichtungen, an denen ein Interesse besteht. Genannt werden Informatik, Städtebau und Architektur (RH., Z. 491-493).

Der inhaltliche Aufbau und die Chronologie der Darstellung im Interview zeigen deutlich, wie ambivalent die Entscheidung für den Studienort war (RH., Z. 454-503): Darmstadt folgte in der Auswahl direkt hinter Heidelberg, entscheidend waren Kriterien wie Ausstrahlung und Atmosphäre der Stadt und soziale Netzwerke vor Ort. Die Wahl, in Darmstadt Soziologie zu studieren, wird retrospektiv argumentativ verteidigt und studienimmanente Gründe angeführt. Die Stadt kann auf den ersten Blick ihren atmosphärischen Charakter nicht überzeugend einbringen, auch nicht im Hinblick darauf, dass sie seit vielen Jahren als Ziel von Shopping-Touren und Ausflügen bekannt ist (vgl. RH., Z. 475)¹⁹⁵. Erste Erfahrungen und anfängliches lokalspezifisches Wissen über die Stadt beziehen sich auf eine Konsuminfrastruktur, während eine Identifikation mit der Stadt erst durch ein intensives ‚sich-Aufhalten‘ und Wohnen ermöglicht wird:

[...]ich wohn jetzt grad mal n Jahr hier, (.) okay, ich studier jetzt schon 4 Jahre hier, aber .. so intensiv bin ich jetzt 1 Jahr in Darmstadt[...] (Z. 733-735)

Erst mit der Zeit gelingt es Ruben, sich in der Stadt wohlfühlen, die ursprünglich nicht seine erste Wahl war und vom Flair her nicht mit einer Stadt wie Heidelberg konkurrieren konnte.

Aber jetzt so von der| von der Stadt her ähm ... hab ich's .. (aber) schon so'n bisschen bedauert eigentlich. Also es \[auflachend:] es ist halt nicht so'n|\ .. ähm .. ich mein mittlerweile hab ich so meine| .. meine Plätze und äh kenn auch sehr, sehr viele schöne Seiten an Darmstadt| .. ähm ... (.) ja. ... So, so war das .. \[leise:] im Grunde genommen. (4) Ja, also jetzt bin ich ganz|\ \[leise auflachend:] ganz zufrieden.\ Aber es war jetzt nicht, weil die Stadt besonders| .. besonders äh .. toll oder reizvoll ist auch vielleicht zum Weggehen abends oder so, \[leise:] das|\ ... da .. war schon eher .. \[leise:] wirklich vom Studium abhängig.\ (R.H., Z. 494-503).

Darmstadt wird anfangs negativ erlebt, was sich aber im Laufe der Zeit ändert. Ein deutlicher Hinweis für diese Veränderung ist die Aussage, „mittlerweile [...] meine Plätze“ zu haben (RH., Z. 497) und „sehr, sehr viele schöne Seiten an Darmstadt“ zu kennen (RH., Z. 497f.). An dieser Stelle wird durch das Possessivpronomen „meine“ (Plätze) die Aneignung dieser Orte bezeichnet – auf diesen zeitintensiven Prozess, in dem die Stadtwahrnehmung eine Umdeutung erfährt und gegen anfängliche Identifikationshemmnisse Strategien entwickelt werden, wird im Folgenden noch detailliert eingegangen.

Die Verwendung des Begriffs „Seiten“ impliziert den Gegenentwurf mit – das, was an Darmstadt nicht gefällt –, was zu diesem Zeitpunkt im Interview jedoch ungenannt bleibt und erst auf Nachfrage (RH., Z. 729ff. und Z. 756ff.) aufgezählt wird (vgl. auch Kapitel 3.3.2).

¹⁹⁵ In diesem Zusammenhang ist zweierlei bemerkenswert: Die Stadt war durch Tagesausflüge bereits bekannt (RH., Z. 474ff.), dennoch werden wesentliche Parks nicht erwähnt: Der Prinz-Emil-Garten und der Herrngarten in unmittelbarer Schlossnähe bieten auch Grünflächen und Erholung – im Interview ist diese Funktion jedoch für die Mathildenhöhe reserviert. Im Vergleich mit der Mathildenhöhe verfügt der Herrngarten demnach nicht über ein vergleichbares Potential für gegenkulturelle räumliche Praktiken.

Die negative Wahrnehmung der Stadt bezieht sich auf ihre bauliche Gestalt. Von diesem negativen Image werden die anderen Gründe, die für ein Studium in Darmstadt sprechen, jedoch nicht beeinflusst: Freunde und soziale Netzwerke sind ebenso wenig an eine bauliche Form gebunden wie inhaltliche Schwerpunkte und Gestaltungsmöglichkeiten des Studiums. Die auf Materialität bezogene Wahrnehmung der Stadt, d.h. die Wahrnehmung ihrer Atmosphären als Außenwirkung der materiellen (An)Ordnung, führt zur einer negativen Bewertung der Stadt als Ganzes (RH., Z. 710-717). Gleichzeitig sind nicht-materielle Aspekte wie Studium und soziale Netzwerke, die mit Darmstadt bzw. dem Großraum Frankfurt verbunden sind, sehr positiv besetzt und führen letztlich zu der Entscheidung, in dieser Stadt zu studieren. Der Studienort wird so in Gegensätzen erfahren: Einerseits inhaltlich und durch die Anwesenheit von Freunden und Bekannten in der Region wünschenswert, andererseits vom atmosphärischen Charakter der baulichen Gestalt und dem ‚Studentenleben‘ zunächst negativ bewertet. Erst mit der Aneignung eigener Orte durch intensives Sich-Aufhalten und Wohnen erfährt die negativ besetzte materielle Ebene des Studienortes eine Neubewertung und wird auch in sich ambivalent. Diese mehrdimensionale Ambivalenz ist konstitutiv für die Darstellung der Stadt als Studienort in Interview und digitalem Stadtmodell.

3.3.2 Stadtwahrnehmung – Stadtimage

3.3.2.1 Erster Eindruck

Darmstadt macht von der Atmosphäre, d.h. der Außenwirkung der materiellen Konfiguration, einen *ästhetisch negativen Eindruck* („hässliche Stadt“, Z. 708) und kann auch von den nicht-materiellen Eigenschaften wie „Flair“ (abends weggehen, Z. 502; Flair von Heidelberg im Vergleich mit Darmstadt, Z. 466) *zunächst* nicht überzeugen.

Die Antwort, was denn typisch für Darmstadt sei (vgl. auch Kapitel 3.3.2.4), basiert auf dem *aktuellen* Stand der Stadtaneignung zum Zeitpunkt des Interviews im Hauptstudium und weicht deutlich von den ersten Eindrücken ab. Eine Identifikation mit der Stadt ist also trotz ambivalenter Haltung erfolgt, wofür vor allem die Interpretation der Interviewaussagen spricht, in denen der Wandel in der Wahrnehmung der Stadt thematisiert wird. Unterstützt wird diese Lesart durch die thematische und chronologische Position, an der die Wiedergabe der negativen ersten Eindrücke zur Stadt im Interview erfolgt – auf Nachfrage im Anschluss an die Hauptsequenz des Interviews (exmanenter Nachfrageteil). Gleichzeitig werden mit dieser Darstellung die retrospektiven Schilderungen des ersten Eindrucks korrigiert und das erarbeitete, eigene Image der Stadt vorgestellt. Für diese Prozesse – Neubewertung und Identifikation – musste Zeit als Res-

source eingesetzt werden (z.B. „so seh ich’s einfach auch nicht mehr“, Z. 708f, „mittlerweile“, Z. 497; Z. 716f.) um im intensiven Kontakt mit der Stadt, d.h. dort zu leben und zu wohnen (Z. 733-735), die anfänglichen Identifikationshemmnisse des ersten Eindrucks zu überwinden (vgl. auch Kap 3.3.2.5).

3.3.2.2 Wohnen: individuell oder seriell

Die Wahrnehmung der Stadt wird in Dualismen entlang zweier kontrastierender Wohnformen im Interview entwickelt: Begonnen wird mit der Gegenüberstellung höchst unterschiedlicher Wohnformen als Ausdruck dauerhafter Platzierungen in der Stadt – Villenviertel und Arbeitersiedlung. Mit den Begriffen werden idealtypisch Häuser mit großen Gärten in der Nähe der Mathildenhöhe sowie unmittelbar angrenzende mehrstöckige Mietshäuser anhand von Fotos beschrieben, die während der Exkursion erstellt wurden:

[...] das sind so Arbeitersiedlungen, also recht einfache Wohnungen auch und .. ähm .. keine 5 Meter weiter fängt eben, .. ich sag mal, auch .. das Vorzeige..äh..gebiet an in Darmstadt so. .. Ähm .. die Mathildenhöhe eben, wo dann .. eigentlich nur noch Villen stehen, die .. entweder in .. Händen von Burschenschaften sind oder Künstler bewohnen die oder ähm ... ja, einfach irgendwie \[lachend:] anders reiche Leute. \ ... Ähm .. ja, und äh mir war eben aufgefallen, also dieser Kontrast einfach (R.H., Z. 55-61)

Mit dieser Gegenüberstellung werden unterschiedliche soziale wie räumliche Status beschrieben und die damit einhergehenden Verfügungsmöglichkeiten über Raum. Individuelles Wohnen ermöglicht und bedeutet eine Aneignung der materiellen und symbolischen (An)Ordnungen. Serielle Wohnformen sind strukturell stärker determiniert. Sie bieten aufgrund ihrer repetitiven materiellen (An)Ordnungen, institutionalisierten räumlichen Praktiken und juristischen wie ökonomischen Strukturen weniger Freiräume für individuelles räumliches Handeln, d.h. individuelle Spacings und Syntheseleistungen zur Aneignung dieser Räume. Hausordnungen regeln das Zusammenleben und geben räumliche und zeitliche Ordnungen vor, die Handlungen strukturieren und an Zeiten binden, z.B. von der Treppenreinigung bis zur Regelung, wer zu welcher Zeit im Waschkeller Wäsche trocknen kann. Verfügungsmöglichkeiten über Raum, die mit einer wesentlich geringeren Wohndichte einhergehen, würden hingegen mehr Spielraum für eigenes Handeln bieten. Im Hinblick auf den Dualismus der im Interview dargestellten Wohnformen würde die Villengegend um die Mathildenhöhe diese Freiräume ermöglichen. Die relationalen (An)Ordnungen der materiellen Artefakte und ihre Außenwirkungen sind für Ruben positiv besetzt. Erkennbar ist dies in der Beschreibung der Atmosphären (z.B. des Viertels: RH., Z. 199-208, vgl. zur Bausubstanz Z. 350ff.), die den Ort zu einem besonderen Ort macht (vgl. Kapitel 3.3.2.3). Dort zu Wohnen kommt jedoch nicht in Frage, denn die Villen rund um die Mathildenhöhe sind „in Händen von Burschenschaften“ (RH., Z. 59) oder werden von Künstlern oder reichen Menschen bewohnt. In der Kontrastierung zwischen Villen- und Arbeiterviertel wird in ersterem eine wertende Binnendifferenzierung vorgenommen. Burschenschaften, so die Interpreta-

tion, instrumentalisieren den zur Verfügung gestellten Raum für ihre politischen Motive (RH., Z. 356-358), während andere dort „nur“ wohnen.

Und ähm .. (.) ja, was ich .. so zeigen wollte, war im Wesentlichen, dass| ... ähm ja diese Unterschiede einfach, die so in der| .. in der .. Bebauung doch sehr krass sind einfach. Weil .. ähm diese| .. da keine| kein großer Übergang ist zwischen, .. ich sag mal, .. also ich seh das eben so als, \[lachend:] jetzt nicht unbedingt .. meine Wohnung da, \ aber .. aufm Weg dorthin, .. das sind so Arbeitersiedlungen, also recht einfache Wohnungen auch und .. ähm .. keine 5 Meter weiter fängt eben, .. ich sag mal, auch .. das Vorzeige..äh..gebiet an in Darmstadt so. .. Ähm .. die Mathildenhöhe eben, wo dann .. eigentlich nur noch Villen stehen, die .. entweder in .. Händen von Burschenschaften sind oder Künstler bewohnen die oder ähm ... ja, einfach irgendwie \[lachend:] anders reiche Leute (R.H., Z. 50-60)

Die unterschiedlichen Wohnformen werden in ihrer jeweiligen materiellen (An)Ordnung vor Ort monolithisch wahrgenommen. Das zwischen ihnen entstehende Grenzgebiet (Z. 84-87) wird unter Rückgriff auf Container-Raumkonzepte beschrieben¹⁹⁶ (vgl. auch die Interpretation des interaktiven digitalen Stadtmodells in der Strukturübersicht, Abbildung 3.20, S. 242). Im Interview wird dazu auf ein Foto eines Verkehrsschildes Bezug genommen (Durchfahrt verboten), das als Warnschild „Ende der schönen Welt“ bezeichnet wird (RH., Z. 211-214; vgl. auch Abbildung 3.25, S. 245). Wohnraum ist in der Erfahrung Studierender in der Wissenschaftsstadt Darmstadt ein zentrales Thema¹⁹⁷. Im Interview wird die mit den Wohnformen einhergehende unterschiedliche „Dichte“ und in ihrer Folge die Verfügungsmöglichkeiten über Raum mit dem Stichwort „Platz“ thematisiert:

also was ähm n starker Kontrast ist, ist einfach der Platz auch. Also da eben .. viele Wohnungen, viel Wohnraum für viele Personen auf| .. auf äh .. wenig Raum oder wenig Platz irgendwie ähm .. zusammengepresst. Und oben hat man eben einfach große Häuser, wo wahrscheinlich nicht so viele Leute drin wohnen. .. Und äh eben auch viel Platz einfach so. ... So allein durch diese Gärten. (R.H., Z. 89-94)

Mit diesen Aussagen wird auf den Wohnungsmarkt angespielt, was später im Interview explizit aufgegriffen wird:

ganz großes Problem für mich ist in Darmstadt einfach die Wohnsituation (R.H., Z. 760f.) ja, die Wohnsituation ist einfach schrecklich. (R.H., Z. 776)

Bezahlbare Wohnungen in Darmstadt sind kaum zu finden – im Interview vergleicht Ruben in ironischer Übertreibung die eigenen 12m² mit fünf Wohnungen, die man für die gleiche Summe in Leipzig¹⁹⁸ oder Dresden mieten könnte (Z. 773-776).

¹⁹⁶ Bezugspunkt ist ein Spielplatz, der in diesem „Niemandland“ liegt (Z. 84-87) und der aufgrund der biographischen Situation, (noch) keine Kinder zu haben, die er „da .. reinstecken könnte“ (Z. 441f.), erst während der Fotoexkursion deutlich wahrgenommen wird. In der Argumentation wird durch den Gebrauch der lokalen Präposition „rein“ (Kurzform zu hinein) der inhaltliche Bezug zu geschlossenen Räumen hergestellt. Raumtheoretisch wird damit dieser Bereich zwischen den in ihrem Grenzverlauf monolithisch wahrgenommenen Wohnformen als Container konzipiert.

¹⁹⁷ Vgl. z.B. den Bericht in der Frankfurter Rundschau vom 30.10.2010 mit dem Titel „Nachfrage wird weiter steigen“ sowie Isserstedt / Middendorff / Kandulla / Borchert / Leszczensky (2010)

¹⁹⁸ Die Stadt Leipzig nutzt zur Stadtdarstellung eine Marketingstrategie, die unter anderen Motiven auch die „Leipziger Freiheit“ für Wohnungen Studierender mit dem provokanten Slogan „Schöner wohnen mit BAföG“ bewirbt (vgl. <http://www.leipziger-freiheit.de/>). Vgl. dazu auch Steets (2008b), Kap. 5.

Der Platz, der für eine individuelle Nutzung zur Verfügung steht, d.h. für private Räume, ist limitiert. Nur wer über ein entsprechendes ökonomisches Kapital verfügt, die „anders reichen Leute“ (RH., Z. 60) im Interview, oder sich einer Burschenschaft anschließt, kann diese räumliche Exklusivität nutzen. Nicht die räumliche Exklusivität an sich erscheint problematisch, sondern die politische Instrumentalisierung von Raum durch Burschenschaften und Studentenverbindungen (vgl. auch RH., Z. 356-358; zu Luxus und Exklusivität auch das Beispiel des Clubs Matea, RH., Z.229ff.) Der Gegenentwurf zu der Villengengend sind enge räumliche Verhältnisse, die als Wohnblöcke (RH., Z. 223) beschrieben werden und durch serielles Wohnen, soziale Folgeprobleme und beschränkte Aussicht charakterisiert werden.

Also es sieht auch alles eigentlich mehr oder weniger gleich aus, es ist nicht sehr| .. nicht sehr individuell ... ne? Allein schon farblich .. sind die ja alle gleich gehalten und gehören wahrscheinlich auch dem| .. demselben| derselben Wohnbaugesellschaft. (R.H., Z. 250-253)

Hier ist alles gleich: die Farbe, die Materialität, die Aussicht, der Eigentümer. Serielles Wohnen in hoher Dichte kann auch zu Problemen wie Kriminalität (RH., Z. 581f.) und Verwahrlosung (Verschmutzung: RH., Z. 305ff, Müllecke: Z. 329f.) führen:

Aber jetzt um nu| nur noch mal n Bei spiel zu geben, wie das in dem Haus ist, da weiß ich's eben, .. da wohnen ähm, ... (.) ich glaub, 20 Partei en drin oder so. .. Und ähm .. auch nicht immer nur eine Person , also es sind jede Menge Menschen, die da ... auf ner, .. ja, ich weiß nicht, die Grund fläche wird vielleicht ähm ... 3, 400 Quadrat meter, wenn überhaupt haben. .. [schnauft leise] So sieht das eben aus da. .. (R.H., Z. 275-280)

Diese Wohnform ermöglicht keine individuelle Aneignung des Raums, der Anblick der Häuser und selbst der Ausblick sind gleich:

Das ist halt eben diese Straße, die .. eben auch, ob man jetzt äh da| .. da steht oder 5 Meter wei ter, eben die| die Aussicht ist eben immer dieselbe .. (RH., Z. 283-285)

Hier noch mal n Blick. Also sieht auch nicht\ viel anders aus. (RH., Z. 301-302)

über diese .. (°) Straße drüber .. kommen wir dann hier , also so mitten in dieses Wohngebiet rein . . . Da, glaub ich, gibt's noch mal n Blick nach rechts . . . (.) Also okay , es| es=sind hier schon Bäume, aber ähm .. letzten Endes wird so der| der .. Horizont irgendwie, .. wenn man so rumguckt, beschränkt durch diese| diese, .. ja, 4- stöckigen .. \[leise:] Wohnhäuser eben, .. die ich jetzt auch nicht so sonderlich .. schön finde. (RH., Z. 243-249)

Serialität lässt sich im Hinblick auf die Thematik Wohnen auf mehreren Ebenen der Raumproduktion finden: Auf der Ebene der Syntheseleistung finden sich gleichförmige Atmosphären, hervorgerufen durch ähnlichen Baustil und äußere Erscheinung wie Farbe der Häuser, d.h. in ihrer Materialität und deren Außenwirkung. Auf räumlich-struktureller Ebene wird die Gleichförmigkeit in den räumlichen (An)Ordnungen durch gleiche Eigentümer bzw. eine Verwaltungsgesellschaft auf juristischer Ebene reproduziert. Unabhängig von der Außenwirkung der Wohnungen selbst wird der Blick des am Ort Anwesenden durch die Gebäude eingeengt und der Blick auf den Horizont beschränkt.

Der Dualismus, der am Anfang des Interviews mit der Thematisierung dieser Wohnformen eingeführt wird, setzt sich im Interview fort. Individualität wird mit Luxus, Weite, Platz und Exklusivität verbunden. Auf der anderen Seite wird Serialität mit Eigenschaften wie Enge, Gewöhnlichkeit und räumlichen Beschränkungen verbunden. Serielle räumliche Praktiken symbolisieren so die Erfahrung von Grenzen, von limitierten Möglichkeiten.

3.3.2.3 Orte – Nicht-Orte

Die Mathildenhöhe ist ein besonderer Ort, an dem Hochkultur akkumuliert ist. Die (An)Ordnung materieller Artefakte verweist auf die geschichtliche Distinktionsfunktion des Ortes – Bourdieu (1991a) würde von der Überlagerung des kulturellen und ökonomischen, aber auch sozialen Feldes sprechen, durch die dieser exklusive Ort entsteht.

Die Besonderheit des Ortes liegt nicht allein an dort konzentriert konsumierbaren Kulturgütern, sondern auch in der Erholungsfunktion, die er bietet (auf einem Hügel gelegen, weiter Blick, Parkanlage). Analog der dualistischen Anlage von digitalem Stadtmodell und Interview im Hinblick auf thematische Motive wird dieser Ort dem Alltag entgegengesetzt. Vom Bezugspunkt der eigenen Wohnung aus gesehen, führt der Weg rechts¹⁹⁹ in den Alltag (Universität; Studentenjobs; RH., Z. 387-393), der linke jedoch in das Privatleben – und eben zur Mathildenhöhe:

[...] Und hier geht's dann eben hoch zu diesem ... ja, Naherholungsgebiet nenn ich das eigentlich immer. (RH., Z. 101f.)

Die Mathildenhöhe und Spaziergänge im Villenviertel haben einen großen Erholungswert, beide bieten Ruhe und die Möglichkeit, vom Alltag Abstand zu bekommen:

ich lauf da einfach gern durch und guck mir die Häuser auch gern an und ähm .. find's da einfach .. (.) schön so. .. Weil es ist auch| also es ist einfach auch ähm, .. ja, zur Entspannung einfach auch mal so, .. um'n Kopf klar zu kriegen, weil .. ähm ... es ist einfach ruhiger auch da oben, ne? .. Je nach Jahreszeit. Also die| wo ich jetzt die Tour gemacht hab, klar, da ist sowieso nicht viel los. Das ist es dann ... noch ruhiger. [beide lachen auf] Aber ähm ... ja, das ist eigentlich so das Wesentliche. Also .. ähm .. dass es mir da oben einfach gefällt und ich| ... also deswegen sag ich da auch immer Naherholungsgebiet, weil es ist wirklich so das Nächste, wo man| .. ich| (.) ich brauch da keine 5 Minuten hoch \[leise:] und .. dann bin ich da .\ ... Ja, oder ich| ich les da mal was oben oder so im Sommer, wenn schönes Wetter ist. ... \[leise:] Und ähm ja, das ist eigentlich so das, was ich damit verbindet. (RH., 397-409)

199 In der interaktiven Stadtdarstellung (vgl. Kapitel 3.3.3) wird das Thema „Alltag“ nicht umgesetzt. Die in der statischen Übersicht dargestellten Wege führen beide auf die Mathildenhöhe, zeigen dabei jedoch höchst unterschiedliche Wohnsituationen. Die richtungsbezogenen Angaben in der Beschreibung des digitalen Stadtmodells beziehen sich daher nicht auf die Richtungsangaben im Interview.

Die Mathildenhöhe als Ort wird vor allem aufgrund ihrer Aufenthaltsqualität geschätzt. Wiesen und Bänke laden zum Verweilen ein, von Schach- und Boulespielern geht Ruhe aus (vgl. Z. 145-148). Die Kombination von Kultur (auch durch klassische Konzerte, vgl. RH., Z. 150f.) und Natur erzeugt eine Atmosphäre, die ein stilvolles ‚Abhängen‘ am Ort von Hochkultur ermöglicht.

Hier rechts, das sieht man jetzt hier leider auch nicht so, aber das sind auch sehr große ähm hm .. ja, Rasenflächen, die .. im Sommer halt auch sehr gern genutzt werden, also von mir auch [lacht leise auf] und von meinen Freunden. .. Das ist eben nicht weit, also sind n| .. sind n paar Minuten und dann ist man da in nem ... doch irgendwie, ... (.) ja, ... schöneren .. Ambiente so als jetzt, wenn man bei mir aus der Tür geht oder so. Was halt wirklich .. keine .. 100 Meter weg ist, aber einfach irgendwie so dieses Mitten-in-der-Stadt -äh- Flair .. f| auf mich irgendwie und .. (.) da ist das eben anders. Da hat man so'n bisschen seine| .. kann man so'n bisschen Ruhe \[leise auflachend:] finden\ \[leise:] irgendwie\ ... und hat n| .. \[nachdrücklich:] ein wenig Natur.\ ... (RH., Z. 197-208)

Wenn die Ruhe, die Ruben gern genießt, nicht mit Stille gleichgesetzt wird, sind die Aussagen, dass im Sommer auf der Mathildenhöhe „tierisch was los ist“ (RH., Z. 394) und die Wertschätzung von Ruhe nicht widersprüchlich. Ruhe wird als Teil des privaten Raumes verstanden, der von der Wohnung ausgehen links liegt, während der Weg in den Alltag rechts lang führt (s.o.). Als Gegenpol zum Stress im Alltag und zu hohem Verkehrsaufkommen in der Gegend (RH., Z. 286ff.) vermittelt dieser Ort eine andere Atmosphäre, ein anderes „Flair“ (RH., Z. 205): keine Autos, kein Verkehr, keine Hektik – dafür aber „ein wenig Natur“ (RH., Z. 207f.).

Die Kombination von Natur und Kultur an diesem Ort macht ihn besonders. Etablierte räumliche Praktiken, wie der Besuch klassischer Konzerte oder Museen werden nicht reproduziert (vgl. RH., Z. 150, 178f.), vielmehr werden ihnen eigene Handlungen entgegengesetzt. Rasenflächen oder Mauern werden zum Sitzen verwendet, es wird gelesen – aber die organisierten Raumpraktiken vor Ort werden nicht aufgegriffen, sondern intentional verweigert. Der Ort wird im widerständigen Handeln angeeignet und damit eine ironisch-distanzierte Spannung zwischen der am Ort akkumulierten Hochkultur in symbolischer und materieller Konfiguration und der eigenen Raumproduktion aufbaut.

Dieser besondere Ort verliert in dem Moment an Aufenthaltsqualität, wo bestimmte Verhaltensweisen durch eine Parkordnung verbindlich werden. Indem gegenkulturelles Verhalten kriminalisiert wird, ändert sich die Aufenthaltsqualität, da die Einhaltung der Ordnung durch Sicherheitspersonal und Kameras überwacht wird (vgl. auch RH., Z. 147-157):

[...] mittlerweile ist das wohl so, dass die äh Stadt da ne Parkverordnung erlassen hat, .. die das .. gänzlich untersagt, sich da eigentlich aufzuhalten. Außer man läuft durch oder man setzt sich auf ne Bank. .. Das hab ich also letztens auch ... am eigenen Leib erfahren \[leise auflachend:] sozusagen. ... Na ja wir| wir waren da und ähm es| .. äh zu zweit und ähm .. haben gelesen, uns n bisschen unterhalten, n Saft getrunken, also jetzt auch nicht unbedingt jetzt .. uns da betrunken, so dass das vielleicht n Grund gewesen wär, & und es waren .. noch vielleicht n Dutzend Leute da, es waren ähm .. Pärchen, die da knutschend saßen, .. also auch nichts Gefährliches und dann kam eben .. n Security-Mann und .. hat drauf hingewiesen, dass das alles nicht gestattet ist, weil ähm .. da immer| \[nachdrücklich:] im mer .. so viel kaputt gehen würde,\ .. war so der Wortlaut. .. Und dann wurde man eben weg geschickt. Und bei der Stadt gab's dann die Auskunft, dass es .. jetzt äh da ne Parkordnung

gibt (.) und das eben alles untersagt ist. ... Weil so dieses| diese Mathildenhöhe scheinbar wieder mehr so zu nem, ... ja touristischen High light werden soll, wo man irgendwie Leute durchschleusen kann und das zeig gen kann und äh'es .. so'ne Art Aushängeschild von Darmstadt, ist das ja auch. Also da steht ja auch dieser 5-Finger-Turm, der ja im| .. im Logo auch drin ist. (RH., Z. 101-126)

Die Veränderung durch eine stärkere Kontrolle des Raumes fasst Ruben wie folgt zusammen:

Es war also schon mal an genehmer, \[lachend:] da oben sich auf zuhalten\ (RH., Z. 157f.)

Das Potential des Ortes für eine gegenkulturelle Raumproduktion wird deutlich reduziert, indem Verhalten durch die Parkordnung normiert und damit entindividualisiert wird. Der Ort wird verstärkt an die Bedürfnisse (oder die vermeintlichen Bedürfnisse) zahlender Touristen angepasst, die die kulturellen Angebote am Ort konsumieren, den Ort selbst aber kaum nutzen. Sie passieren ihn, halten sich aber nicht im eigentlichen Sinne dort auf. Der Aufenthalt wird durch einen Transit ersetzt:

[...] ich denk mal, nicht ohne Grund werden da wahrscheinlich busweise Leute hochgefahren, (hier) \[leise:] (unten)\ auf den schönen Parkplatz, gucken sich das dann an und .. werden dann wieder \[auflachend:] rausgefahren aus der Stadt (R.H., Z. 803-806)

Als touristisches Highlight ist die Mathildenhöhe in der Wahrnehmung von Ruben nicht mit der Stadt direkt verbunden oder in diese eingebunden. Besucher werden mit Bussen an- und wieder abgefahren, haben aber ansonsten keinen Kontakt zur näheren Umgebung oder zu anderen Teilen der Stadt. Die Umgebung des touristischen Ortes selbst trägt im Interview bereits Charakteristika eines Nicht-Ortes²⁰⁰. Sie wird durchquert (als Tourist mit Bussen), um die angebotenen und gebuchten kulturellen Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen. Die Sorge ist latent vorhanden, dass die Mathildenhöhe ein Funktionsort der touristischen Ökonomie wird und sich damit zum Nicht-Ort wandelt. Die Verhaltensregulierung und Überwachung des Ortes mit Hundeführern und Videokameras zeigt diese Tendenz. Sie wird jedoch nicht widerspruchslos hingenommen: Die Kriminalisierung durch Sicherheitsdienste, von der im Interview berichtet wird, führt zu einer Nachfrage bei der Stadt bezüglich der neuen Parkordnung, um die Angaben der patrouillierenden Sicherheitsstreifen überprüfen zu können. Der Widerstand gegen die Verhaltensnormierung wird nachhaltig aus der Sorge gespeist, dass die Mathildenhöhe, würde sie ein Transitort touristischer Konsumpfade werden, nicht mehr als Ort für gegenkulturelle Raumkonstitutionen zur Verfügung stünde.

3.3.2.4 Was ist Darmstadt – Stadtimage

Darmstadt ist der Studienort, der vor allem wegen Freunden und Bekannten, die in die Stadt und Umgebung umgezogen waren und wegen der inhaltlichen Ausrichtung des Studienfachs Soziologie gewählt wur-

200 Versorgung mit Essen als Form von Dienstleistungen (Dönerbuden); Transit: viel Autoverkehr; kaum geschichtliche Tradition – vgl. zum Konzept des Nicht-Ortes Augé (1994).

de. Auf die Frage, was denn typisch für Darmstadt wäre, nennt Ruben zunächst eine Trias aus Universität, den offiziellen Bezeichnungen Wissenschaftsstadt und Jugendstilzentrum. Anschließend fährt er fort, dass er diese Charakteristika von Darmstadt einer stadtfremden Person näher bringen würde (RH., Z. 707-717) und greift damit das offizielle Stadtimage auf. Eine direkte Verbindung vom Studienort zum Image von Darmstadt als Wissenschaftsstadt besteht für ihn:

[...] Darmstadt. Hm. [lacht leise] ... Das ist vielleicht auch ne Aussage, dass mir da jetzt nicht unbedingt so direkt sehr viel ein fällt. ... Also klar, wenn ich irgendwie n| äh n bisschen äh .. jetzt so fallen mir dann schon Sachen ein. Also (deswegen|) .. es ist natürlich die Stadt, die| also es muss ja jetzt nicht stich punktartig sein, nehm ich an, /ne? (= \[leise:] Nee\ =) Gar nicht. ... Nee, also es ist| ist ne| .. es ist ne Uni-Stadt und nicht unbedingt die kleinste. Also .. die| hm .. [schnauft leise] ja, ich studier hier, ich wohn hier, es ist zurzeit so mein Lebensmittelpunkt. \[leise:] Das äh .. würd ich schon so sagen. Ich verbring hier meine\ meiste Zeit, hab hier ja äh hm .. eigentlich so .. den Kern meiner Freunde irgendwo und| ... (.) ja, das| das ist Darmstadt. (RH., Z. 627-637)

Darmstadt ist Lebensmittelpunkt, Studienort und Zentrum des Freundeskreises – quasi als privates Stadtimage. Die Bedeutung der Technischen Universität Darmstadt und des Jugendstilzentrums Mathildenhöhe für dieses Image wird herausgestellt und folgt dem Argumentationsmuster, Widersprüche bzw. Dualismen zu thematisieren.

Typisch für Darmstadt. .. Hm? \ (6) [schnauft leise] ... \[zögerlich:] Ja. \ [lacht] Also .. jetzt äh im Sinne von .. (*) besonders heraus ragend gegenüber andern Städten oder äh .. so sehr besonders, ... (.) weiß nicht, also .. mir würde da äh .. auch erst mal einfallen, was| w| s| also die Punkte| .. die| die Darmstadt eben auch so als typisch verkauft. Das ist eben halt eben einfach die Uni .. und äh dieses| .. dieses äh ja, fragliche| \[auflachend:] fragwürdige Bezeichnung Wissenschaftsstadt, .. die man sich ja auch, glaub ich, mehr oder weniger selbst äh .. verlei hen kann, also \[leise:] ich weiß es nicht, aber| ... und ähm ... ja, dann| dann äh .. wird ja auch noch dann immer groß mit äh Jugendstilzentrum geworben und so weiter. Das sind vielleicht so| .. so die typischen Sachen. \ (RH., 697-707)

Typisch sei durchaus, was die Stadt Darmstadt als Besonderheiten selbst herausstelle, nämlich die Universität als Teil der Wissenschaftsstadt und das Jugendstilzentrum. Die Mathildenhöhe mit dem Fünffingerturm wird als „touristisches Highlight“ (RH., Z. 122) im Hinblick auf persönlich bedeutsame Orte genannt und ihre Bedeutung darüber hinaus als „Aushängeschild“ für Darmstadt (RH., Z. 125) verallgemeinert. Die ikonographische Verwendung des Hochzeitsturmes als abstrakte Darstellung im Stadtlogo wird als visuell distribuiertes Stadtimage beschrieben (RH., Z. 125f.).

Aufgrund dieser positiv besetzten Orte würde er trotz der zu diesem Zeitpunkt im Interview bereits angesprochenen Schwierigkeit (RH., Z. 494ff.), sich mit Darmstadt als Stadt zu identifizieren, Darmstadt nicht mehr pauschal abwerten.

(.) ja, also es ist ne ganz hässliche Stadt oder so. Also so seh ich's einfach auch nicht mehr. Ich hab das, als ich hier hergekommen bin, schon so irgendwo gesehen, .. das ist nicht besonders viel Schönes. [...] (RH., Z. 708-710),

Die Neubewertung der Stadt nach einem anfänglichen negativen Eindruck ermöglicht es, das offizielle Stadtimage aufzugreifen, auch wenn die eigene Strategie der Stadtidentifikation mit den diesem Image konformen Platzierungsprozessen bricht.

Die ökonomische Intention, die mit einem Stadtimage einhergeht, wird in der Aussage deutlich, Darmstadt „verkauft“ (RH., Z. 701) die Ausrichtung auf Wissenschaft und Kultur als typisch für diese Stadt. Die kritisch-distanzierte Darstellung dekonstruiert dieses Images als Marketingmaßnahme und die Tragfähigkeit als Identifikationssymbol wird angezweifelt:

ich kann mal sagen zumindest, dass es für mich nicht so wirklich das äh| .. das| .. das Image hat, was| .. was Darmstadt selbst .. von sich baut .. (.) und| und verkauft .. Das ist eben dieses| ... ja, also es ist| wird so'n bisschen dar gestellt als äh ... wär das hier .. \[nachdrücklich:] die Uni-Stadt\ und äh .. die Wissenschaftsstadt und| .. okay, es gibt ja n paar Institute auch, dieses Fraunhofer, und dann ist ja auch mit der| .. mit ESA hier viel und| und solche Sachen, .. aber ähm ... es| es gibt eben auch noch| .. \[leise:] äh einfach auch noch andere Sachen in Darmstadt\ \[leise, leise auflachend:] und einfach\ \[leise:] Leute, die auch, äh ich\ \[leise, leise auflachend:] sagmal, \ ganz normal in Führungsstrichen arbeiten gehen müssen. .. Und ähm| ... ja, und das andere ist eben diese Jugendstilgeschichte, dass| dass ich ja weiß, ... was es hier gibt und wo das ist. .. Es gibt ja noch n paar andere Stellen und auch so über die Stadt verteilt, das ei| die ein oder andere .. Altbauvilla, wo das auch sehr schön ist, .. oder sehr schön zu sehen ist. .. Aber so ... im Großen und Ganzen ist das halt doch n| n| n| falsches Bild, \[leise:] was da gegeben wird. Also\ ... auch die \[leise:] Mathildenhöhe zum Beispiel ist ja nicht riesig groß. ... Und ähm ... ja, also, \ ... ich denk mal, nicht ohne Grund werden da wahrscheinlich busweise Leute hochgefahren, (hier) \[leise:] (unten)\ auf den schönen Park platz, gucken sich das dann an und .. werden dann wieder \[auflachend:] raus gefahren aus der Stadt, \[leise:] so| äh ... aber ich denk, \ .. also das kann nicht sein, dass das Image, das vermittelt werden soll, irgendwie mir, .. \[leise:] ja, nicht so ganz einleuchtet vielleicht. ... Ja, .. aber jetzt .. (so) selbst n Image. ... So in\ n paar Worten kann ich das jetzt, glaub ich, schlecht | ... \[leise:] schlecht jetzt irgendwie so zusammenfassen (RH., Z. 785-811)

In der zweiten Textsequenz wird Darmstadt als Wissenschaftsstadt deutlich differenzierter dargestellt und weitere, auch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen miteinbezogen. Die akademische Ausrichtung des Stadtimages wird dahingehend kritisiert, dass sie nicht für alle Bürger der Stadt anschlussfähig sei. Denjenigen, die „ganz normal arbeiten gehen müssen“ (RH., Z. 794) böte die Verkürzung des Stadtimages auf Wissenschaft und Kultur im weitesten Sinne wenig Anreiz zur Identifikation. Die eigene Stadtwahrnehmung und Stadtaneignung entspricht dem vermittelten Image nicht, sondern geht über es deutlich hinaus. Darmstadt habe in der persönlichen, subjektiven Wahrnehmung mehr zu bieten als Universität (bzw. allgemein Wissenschaft) und Mathildenhöhe – z.B. über die Stadt verteilte Orte, die eine besondere Aufenthaltsqualität haben. Die als Image konstruierten Syntheseleistungsangebote seien räumlich (in der Thematisierung der materiellen und symbolischen (an)Ordnungen an Orten) und intentional (in der Ausrichtung auf Wissenschaft) zu punktuell.

3.3.2.5 Stadtaneignung

Die Stadtaneignung ist ein langfristiger Prozess gewesen, dem der erste visuelle Eindruck der Stadt hemmend entgegenwirkte. Die Stadt wird anfangs von ihrer äußeren Erscheinung her abgewertet und als „hässlich“ bezeichnet, was sich im Laufe der Zeit erst ändert.

Also dass ich dann davon erzählen würde und nicht irgendwie, ..(.) ja, also es ist ne ganz hässliche Stadt oder so. Also so seh ich's einfach auch nicht mehr. Ich hab das, als ich hier hergekommen bin, schon so irgendwo gesehen, .. das ist nicht besonders viel Schönes. .. Ähm ich denk, weil hier auch einfach sehr viel kaputt war und sehr viel nicht besonders viel Schöneres aufgebaut wurde wieder. .. Ähm .. aber wie ich vorhin schon gesagt habe, mittlerweile kenn ich hier n paar hübsche Ecken auch und| ähm ... \[leise:] ja, .. also negativ .. wär das sicherlich nicht, \ (707-717)

Die anfänglichen Ressentiments der Stadt gegenüber werden durch historisches Wissen und die Suche nach ‚besonderen‘ Orten, die als Identifikationspunkte in Frage kommen, überwunden. Auffällig – und ein durchgängiges Faktum im Hinblick auf die Wahrnehmung der Stadt Darmstadt im Sample – ist, dass eine anfänglich negative Sicht auf die Stadt einem näheren Kennenlernen und einer positiven Umdeutung als zusätzliche Barriere entgegenwirkt und überwunden werden muss. Zeit, die aufgrund von Studium und Erwerbstätigkeit eine knappe Ressource ist, muss dafür extra aufgewendet werden, was Ruben in den entsprechenden Passagen auch betont hat (z.B. „mittlerweile“ RH., Z. 497, 716; „so seh ich es nicht mehr“ Z. 708f.). Diesen Prozess der langsamen Identifikation durch fortschreitende Neubewertung der Stadt fasst Ruben in einer Beobachtung zusammen:

am Sonntag .. stand ich unten und hab äh .. auf äh| .. drauf gewartet, dass das Seminar losgeht und .. da war ja Flohmarkt, also viel los und da ist eben so'n| .. so'ne| .. ja, ne kleine Familie vorbeigekommen und| .. und der Vater meinte dann zu| also .. der Mann meinte zu seiner Frau, .. ähm ja, Darmstadt, .. das wär ja so'ne Stadt, .. die man, .. hm je länger man hier lebt, immer mehr zu schätzen wüsste. .. (RH., Z. 662-667)

In der Aussage des Mannes kristallisiert sich dieser Prozess heraus. Im Interview wird das Gespräch aufgrund der Analogie zur Geschichte der eigenen Wahrnehmung der Stadt – nach 3 Jahren wird eine intensive Auseinandersetzung mit der Stadt begonnen (RH., Z. 734f.) – nacherzählt. Orte, die über ihre materielle Konfiguration historiographische Verweise über den 2. Weltkrieg hinaus ermöglichen, spielen dabei eine Rolle. Sie bieten eine materielle Konfiguration für Syntheseleistungen an, die ohne Brüche in ihrer Verweisstruktur Anknüpfungen an vergangene Zeiten ermöglichen:

ich mag das auch, wenn .. so diese| .. ähm .. ja, so die| \ die Stadt, die so gewachsen ist und ähm .. wo noch sehr viel ... alte Bausubstanz ist auch, \[leise:] das find ich irgendwie sehr interessant. .. Äh .. da fühl ich mich auch irgendwie .. wohl so. Was wenn| .. wenn da so| \ .. wenn| \[nachdrücklich] wenn n Ort Geschichte ausstrahlt, \ .. \[leise:] so o| oder ne Stadt. ... Das ist mir nicht ganz unwichtig. Und deswegen gefällt mir vielleicht auch die .. Mathildenhöhe so gut, weil die äh .. immerhin schon n bisschen| \[leise auflachend:] Geschichte hat. \ .. Und jetzt nicht nur 20, 30 Jahre alt ist [...] (RH., Z. 863-871)

Räumliche (An)Ordnungen, die über sehr lange Zeiträume nicht modifiziert worden sind, faszinieren und fungieren als Ruhepol gegen Alltagsstress und Hektik. Nur Altbauten, möglichst denkmalgeschützt, können verlustfrei historische Anschlüsse ermöglichen, so die Illusion. Geschätzt werden die durch die Außenwirkungen der sozialen Güter am Ort erzeugten Atmosphären, die auf Akkumulation und Tradierung von Raumproduktionen basieren. Bourdieu beschreibt den Prozess der Überlagerung von Feldern mit kulturellem, sozialem und ökonomischen Kapital als Einschreibung sozialer Strukturen in Materie, bei dem sowohl sehr begehrte Orte wie auch unattraktive Quartiere entstehen. Über die eigene Platzierung in diesen Feldern, d.h. einen kompatiblen Habitus können diese Orte angeeignet werden, so Bourdieu (1991). Damit lassen sich das Interesse und die Wertschätzung des Villenviertels und der Mathildenhöhe unter Zuhilfenahme der Bourdieuschen Habitusstheorie erklären. Das ‚Einschreiben‘ der sozialen Struktur über eine tradierende Raumproduktion in die materiellen und symbolischen Güter am Ort führt zu einer Überlagerung von Räumen – ein ‚exklusiver‘ Ort entsteht, dessen kulturelles, soziales und ökonomisches Distinktionspotential mit einem entsprechenden Habitus dechiffriert werden kann²⁰¹. Die Habitusstheorie erklärt damit zwei Phänomene der gegenkulturellen Raumproduktion: Sie zeigt zum einen auf, dass Orte mit ‚gewachsener‘ Geschichte, d.h. lange tradierter Raumproduktion und materieller Kontinuität aufgrund ihrer Distinktionsfunktion in Syntheseleistungen identifikationsstiftend integriert werden. Über die Wahrnehmung der sozialen und materiellen Güter in ihrer habituellen Interpretation wird bereits an der Exklusivität des Ortes partizipiert. Zum anderen lässt sich mit Rückgriff auf Bourdieu argumentieren, dass ein entsprechendes Kapital (Gesamtumfang & Struktur), d.h. ein entsprechender Habitus vorhanden sein muss, damit ein Ort für eine *dauerhafte* Platzierung auch entsprechend den geltenden sozialen Normen angeeignet werden kann. Ruben kann sich an den Orten, die er aufgrund ihrer Atmosphären schätzt, jedoch nur temporär platzieren. Es fehlt das ökonomische Kapital für eine dauerhafte Platzierung, d.h. für einen Wohnsitz in der beschriebenen Gegend. Über gegenkulturelle Platzierungen wird der Ort dennoch temporär angeeignet, wobei die Syntheseleistung der habituell kodierten Intention folgt. Gegenkulturell sind demnach die Spacings, nicht die Syntheseleistungen.

201 Mit diesem Zusatz wird die Bourdieusche Terminologie bereits verlassen, da Bourdieu den Prozess des Einschreibens einseitig definiert hat. Für Bourdieu ergeben sich damit keine Möglichkeiten, Wechselwirkungen zwischen einem abstrakten sozialen Raum und der materiellen Realität, d.h. einem physikalischen Raum zu betrachten.

In Kap. 4 (S. 238ff.) werden diese Ergebnisse systematisiert und mit dem entwickelten theoretischen Bezugssystem (relationaler Raum-begriff, Orte als Zeiträume, vgl. Kap. 1, S. 9ff.) zusammengebracht.

3.3.3 Digitales Stadtmodell – strukturelle Beschreibung

Die Strukturdarstellung der interaktiven Stadtdarstellung basiert auf der optimierten Darstellung der Informationen, welche Bilder miteinander in Bezug gesetzt werden:



Abbildung 3.20: Strukturübersicht der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – gegenkulturelle Raumproduktion

Sie zeigt drei zirkuläre Strukturen, die miteinander verbunden sind und teilweise ineinander übergehen (vgl. Abbildung 3.20 vorige Seite). Die größte Struktur besteht aus zwei Teilen, dem Hinweg zur Mathildenhöhe durch das sie umgebende Villenviertel sowie dem Rückweg durch eine Wohngegend, die sich im Hinblick auf Materialität und habituelle Dispositionen – Aneignungsmöglichkeiten, Verfügungsmöglichkeit über soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital – grundlegend unterscheiden. Mit dieser Differenz wird die Thematik der Stadtdarstellung als ‚Kontraste‘ eingeleitet und durchgehend beibehalten.

Die kleinen kreisförmigen Strukturen oben in der Strukturdarstellung zeigen die unmittelbare Umgebung der Mathildenhöhe sowie diese selbst. Weitere Verzweigungen führen zu Detailansichten.



Abbildung 3.21: Direkte Gegenüberstellung der Wohnformen im digitalen Stadtmodell als monolithische Räume mit einer Art Niemandsland im Grenzbereich.

Die unmittelbare Gegend um die Mathildenhöhe wird als Ort des hochkulturellen Kunstgenusses und der räumlichen Exklusivität dargestellt. Große Vorgärten und ein individueller Wohnstil in Altbauvillen repräsentieren die Verfügungsmacht über Raum.



Abbildung 3.22: Villenviertel

Die Verbindungen, die zwischen den Fotos aus der rechten Seite²⁰² hergestellt wurden, charakterisieren den Gegenentwurf. Er ist in der Stadtdarstellung – wie im realen Stadtraum erlebt – räumlich getrennt und thematisiert serielles Wohnen.



Abbildung 3.23: serielles Wohnen

Die Gegend, in der auch die eigene Wohnung liegt, ist gekennzeichnet durch deutlich höhere Dichte an Bebauung und Nutzung – und verbunden mit sozialen und ökologischen Schwierigkeiten, etwa Verschmutzung von Grünflächen (so vorhanden) sowie Müll und Unrat, z.B. in Hofdurchfahrten.



Abbildung 3.24: Probleme verdichteten Wohnens

²⁰² Die lokalen Präpositionen rechts und links beziehen sich hier auf die Strukturdarstellung der interaktiven Stadtdarstellung, deren grafische Darstellung mit zirkulären Verknüpfungen der Fotos zusammenhängt, nicht auf Aussagen im Interview zur Wegführung rechts/links mit Gang aus der Hofdurchfahrt auf die Straße. Im digitalen Stadtmodell wird der Alltagsbereich, der mit dem Weg „rechts“ im Stadtraum bezeichnet wird, nicht aufgegriffen.

Gezeigt werden für diesen Bereich drei- bis fünfgeschossige Mietshäuser, die in ihrer Farbe und äußeren Erscheinung den Typus des seriellen Wohnens darstellen. Die idealtypische Visualisierung findet sich im unteren Teil der Strukturübersicht zum digitalen Stadtmodell. Die Aneignung des Ortes wird durch eine starke Homogenität in der materiellen Konfiguration eingeschränkt und dies allein durch die Atmosphäre (z.B. Farbwahl der Fassade) nach außen hin unterstreichen.

Der Startpunkt der interaktiven Stadtdarstellung liegt zwischen beiden Bereichen und zeigt den Blick aus der Hofeinfahrt im eigenen Wohnhaus. Folgt man den visuellen Links in chronologischer Reihenfolge²⁰³ (in der Strukturdarstellung auf der linken Seite im Uhrzeigersinn), gelangt man über das Villenviertel zur Mathildenhöhe. Sie ist in der Strukturübersicht oben zu finden und wird durch zwei zusätzliche, kleine Rundwege dargestellt. Einzelne Stichwege zeigen Details des Hochzeitsturms und des Ausstellungsbauwerks, der russischen Kapelle sowie den Blick von der Mathildenhöhe Richtung Innenstadt. Der Rückweg auf der rechten Seite führt an einem der Darmstädter Meisterbauten vorbei, dem Ledigenheim von Ernst Neufert, und zeigt in Großaufnahme das Verkehrszeichen „Durchfahrt verboten“ – im Interview wird dieses Foto mit dem Untertitel „Ende der schönen Welt“ kommentiert (Z. 214).



Abbildung 3.25: Meisterbau von Ernst Neufert; Verkehrszeichen „Durchfahrt verboten“ mit der subjektiven Bedeutung „Ende der schönen Welt“

Im Übergangsbereich zur eigenen Wohngegend wird ein exklusives Clubrestaurant vorgestellt.

²⁰³ Vgl. die Darstellung möglicher Auswertungsstrategien der interaktiven Stadtmodelle in Kapitel 2.4, S. 127.

3.3.4 Strategie der gegenkulturellen Raumproduktion

Die vorgestellte Identifikationsstrategie basiert auf einer gegenkulturellen Raumkonstitution, mit der eine Distanz zu etablierten und alltäglichen Raumkonstitutionen aufbaut wird.

Die Wahrnehmung von Stadt, d.h. Syntheseleistungen als ein Teil der Raumproduktion orientieren sich deutlich an Atmosphären als Außenwirkung der sozialen Güter wie Lebewesen an Orten. Die Suche nach Orten mit besonderer Atmosphäre ist Teil der Erkundung und Aneignung der Stadt. ‚Besonders‘ ist ein Ort, wenn die materielle Konfiguration auf eine längere geschichtliche Tradition verweist, kulturelles Kapital akkumuliert und symbolisiert, Naturerfahrungen ermöglicht werden oder über räumliche Distanz Exklusivität hergestellt wird. Diese Orte werden *temporär* aufgesucht, um von der dort tradierten Raumproduktion und der habituellen Spezifik des Ortes zu partizipieren, während für eine *dauerhafte* Platzierung das ökonomische Kapital fehlt. Die Syntheseleistungen aber greifen die materiellen, sozialen und kulturellen Verknüpfungsangebote in der Raumproduktion auf.

Indem Materialität auf eine Geschichtlichkeit hin interpretiert wird, fällt es zunächst in einer Stadt wie Darmstadt, deren große Zerstörung im 2. Weltkrieg und anschließender Wiederaufbau deutliche Spuren hinterlassen haben, schwer, solche Orte zu finden. Der erste Eindruck der Stadt ist gekennzeichnet durch Brüche in der materiellen Verweislogik, die in ihrer atmosphärischen Ausstrahlung abgewertet werden. Erst mit der Zeit gelingt es, „schöne Orte“ oder „Ecken“ zu finden, indem lokalspezifisches Wissen über Stadterkundungen, d.h. über Spacings erworben wird. Bemerkenswert ist, dass eine Identifikation mit der Stadt trotz der erheblichen Widerstände, die eine Etikettierung als „hässliche Stadt“ mit sich bringt, gelungen ist.

Die Ressource Zeit ist ein wesentlicher Faktor in diesem Prozess. Stippvisiten, wie Exkursionen oder Shoppingtouren aus dem Umland, reichen nicht aus, um die kritische Distanz zu überwinden, die sich mit der negativen Etikettierung eingestellt hat. Erst die Verlagerung des Wohnsitzes nach Darmstadt im Hauptstudium hat zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Stadt geführt, bei der auch die offizielle Imageproduktion kritisch hinterfragt wird. Sie wird eher als grobe Orientierung für Besucher und neu Hinzugezogene verstanden, denn sie ist hinsichtlich ihrer räumlichen und geographischen Dimension stark simplifiziert. Die Elemente selbst, d.h. die materiellen und kulturellen Güter, auf denen das Stadtimage aufbaut, werden nicht kritisiert, sondern stellen einen wesentlichen Ausgangs- und Bezugspunkt eigener räumlicher Handlungspraxis dar. Damit geraten insbesondere die Spacingprozesse in den Fokus, da weitgehend *mit denselben Elementen andere Räume* konstituiert werden, d.h. es werden über gegenkulturelles Verhalten Räume konstituiert, die sich mit den etablierten touristisch, hochkulturell oder ökonomisch dominierten Räumen der Mathildenhöhe und des Villenviertels überlagern. Orte, die für touristische Besuche oder hochkulturelle Events reserviert sind, werden als eigene Orte angeeignet, in-

dem dort nicht-etabliertes Handeln praktiziert wird. Damit wird eine Distanz zu den institutionalisierten Syntheseleistungsangeboten aufgebaut, wie der jeweilige Ort konsumiert werden sollte. Die gegenkulturellen Handlungen sind jedoch nicht darauf angelegt, grob zu provozieren, sondern über dezente Abweichungen eigene Räume zu schaffen. Der produzierte gegenkulturelle Raum ermöglicht erst Identifikationsprozesse, d.h. die eigene räumliche Praxis dient als Vermittlungsebene für raumbezogene Identifikationsprozesse.

Die Nähe zu den exklusiven (An)Ordnungen und dem zugehörigen Habitus ermöglicht eine atmosphärische Partizipation allein aufgrund der Anwesenheit an diesen Orten. Spazierengehen durch die Straßen, der Aufenthalt auf der Mathildenhöhe oder eine Altbauvilla zu betrachten vermittelt ein anderes Lebensgefühl: Den Alltagssorgen, vor allem ökonomischen, im wahrsten Sinne des Wortes enthoben, ermöglichen die Weite und ein uneingeschränkter Blick, den Kopf frei zu bekommen, sich zu entspannen und die Nähe zur Natur zu genießen.

In der Enge der eigenen Wohnsituation ist dies nicht möglich. Der private Raum ist sehr beschränkt, liegt in einem durch serielles Wohnen und hohe Dichte gekennzeichneten Teil der Stadt und wird entsprechend negativ attribuiert. Hier gibt es kaum eine Möglichkeit, sich den Raum anzueignen. Die eigene Wohngegend hat keinerlei Aufenthaltsqualitäten und erinnert an einen Nicht-Ort. Als Kompensationsstrategie wird auf öffentliche Räume ausgewichen, speziell auf exklusive Orte wie die Mathildenhöhe und die sie umgebende Villengegend.

Diese Orte werden jedoch nicht analog der ihnen entsprechenden Logik genutzt, wie ein Besuch klassischer Konzerte, Museumsführungen auf der Mathildenhöhe oder der Bewerbung um ein Zimmer in einer Studentenverbindung, sondern ihre inhärente Logik wird gegenkulturell gebrochen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass diese Identifikationsstrategie sich auf ein raumbezogenes Handeln zurückführen lässt, das serielle, repetitive oder organisierte Raumpraktiken intentional verweigert und institutionalisierten Räumen eigene, gegen diese Platzierungen gerichtete Raumpraktiken entgegensetzt. Die Identifikationsstrategie der gegenkulturellen Raumproduktion basiert auf gegenkulturellen *Spacings* – die Syntheseleistungen jedoch sind nicht gegenkulturell ausgerichtet und ermöglichen eine Partizipation an den Atmosphären eines akkumulierten kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitals, an Exklusivität und materieller Verweislogik. Entsprechend werden institutionalisierte Syntheseleistungsangebote wie ein offizielles Stadtimage übernommen und nur hinsichtlich der inhaltlichen Verkürzung kritisiert – nicht jedoch generell. Indem der wahrgenommenen intendierten Logik des Ortes Widerstand entgegen gesetzt wird, kann die eigene räumliche (gegenkulturelle) Praxis als Freiheit erlebt werden, die eine Distanz zu institutionalisierten Räumen aufbaut. Die Strategie der gegenkulturellen Raumproduktion führt

zur Überlagerung von etablierten und gegenkulturellen Räumen durch eine eigene, widerständige Handlungspraxis.

Diese Identifikationsstrategie ist auf eine räumliche Ebene angewiesen, die durch eine eigene, gegenkulturelle Handlungspraxis konstituiert wird und damit gleichzeitig eine Distanz aufrecht erhält. Eine dauerhafte Identifikation mit der Stadt wird nicht notwendigerweise erreicht, sondern nur mit der eigens erschaffenen Vermittlungsebene. Diese ist letztlich eine künstliche.

3.4 Iterative Raumproduktion

Interview und interaktive Stadtdarstellung des Studierenden Mark repräsentieren im Sample die vierte Schlüsselkategorie der iterativen Raumproduktion als Identifikationsstrategie. Sie bezeichnet einen räumlichen Identifikationsprozess, der auf einer rekursiven Verbindung zwischen dem Versuch *eigener*, dauerhafter Spacings und der Rekonstruktion der Hintergründe und Motive von Platzierungen *Dritter* über Syntheseleistungen beruht. Die Materialität des Ortes, der angeeignet werden soll, spielt in diesem Prozess in ihren technischen, nicht aber optischen Eigenschaften eine Rolle, ebenso soziale Netzwerke. Symbolische Weise auf erfolgte Aneignungen Dritter, d.h. ‚Spuren‘ ihrer Spacings, geben auf den ersten Blick keine Informationen über die Intentionen und Motive vergangener Raumproduktionen und die Gründe, warum die Spacings an diesem Ort erfolgten. Spuren vergangener Aneignungen können dabei Abnutzungserscheinungen, Kunstinstallationen, Graffiti oder kurzzeitige Umnutzungen von Räumen sein.

Über die Suche nach Spuren, die von einer symbolischen wie realen Aneignung von Räumen zeugen, werden Neugier und Spannung durch die ungeklärten Fragen zu Intention und Urheberchaft der Spacings aufgebaut und der Ort, an dem sie erfolgten, somit ein besonderer.

Im Gegenzug zur rekonstruierenden Syntheseleistung und Interpretation von symbolischen Codes als vergangene Raumaneignungen dienen eigene Spacings dazu, ebenfalls Spuren zu hinterlassen, d.h. dauerhafte Rekonfigurationen materieller und symbolischer Art, die wiederum Neugier und Interesse weiterer Personen wecken sollen. Hier schließt sich die iterative Logik einer raumbezogenen Identifikation.

Materialität im urbanen Raum wird ihrer Funktionalität, nicht ihrer Optik untergeordnet und dient im Hinblick auf diese Identifikationsstrategie der Einschreibung und Rekonstruktion von Spacings als Zeichen der Aneignung von Räumen. Indem eine bewusste Modifikation der materiellen und symbolischen Anordnungen, d.h. der materiellen Konfigurationen, vorausgesetzt wird, steht diese Identifikationsstrategie der Schlüsselkategorie ‚historische Raumproduktion‘, die eine historisierende Tradierung in der Syntheseleistung favorisiert, diametral gegenüber.

3.4.1 Studienort Darmstadt

Mark studiert zum Zeitpunkt des Interviews Soziologie an der TU-Darmstadt im Zweitstudium, das sich direkt an sein erfolgreich absolviertes Architekturstudium anschließt.

Er ist in der unmittelbaren Umgebung von Darmstadt aufgewachsen und hat sich während des Schulabschlusses bereits nach einem Studienort für sein Wunschstudium Architektur umgesehen. In diesem Zusammenhang hat er bereits Veranstaltungen des Fachbereichs Architektur besucht, um sich vorab ein genaues Bild von den alltäglichen Abläufen und Studienbedingungen zu machen. Die Entscheidung für Darmstadt als Studienort fiel aufgrund der Fächerwahl und der Einschätzung der fachlichen Qualität des Studienganges durch Recherche und Eigenbeobachtung.

ich bin aus der Umgebung von Darmstadt und ähm ... (.) hatte schon in der Oberstufe halt da .. überlegt Architektur zu studieren und hab mir immer wieder mal .. Veranstaltungen .. dort im Haus angehört. ... Und ähm .. fand eigentlich .. damals schon ähm ... Darmstadt als| oder die F| .. den Fachbereich Architektur ähm .. fand ich sehr interessant einfach und hab dann ... eigentlich nicht unbedingt nur wegen der Nähe zu meinem Heimatort, sondern halt vor allem auch wegen der fachlichen Qualität, die es da hat, ähm fand ich| äh hab ich mich dann halt für Darmstadt entschieden. .. Das ging dann so Hand in Hand. .. Ich hab dann aber erst mal 4 Jahre .. noch bei meinen Eltern gewohnt und bin .. immer .. in die Stadt reingefahren. ... Und dann war ich ein Jahr im Ausland und nach dem Auslandsaufenthalt bin ich dann nach Darmstadt gezogen. (MK., Z. 596-608)

Die Stadt wird in den ersten vier Jahren des Studiums aus der Perspektive einer Pendlermobilität erlebt, anschließend wechselt die Perspektive doppelt. Zum zeitlichen und räumlichen wie kulturellen Abstand des Auslandsjahres, verbracht in Barcelona (MK., Z. 678), kommt der Umzug nach Darmstadt hinzu. Im Interview wird dieser Perspektivwechsel anhand der gewählten Thematik erläutert: Hätte die Erhebung mit Fotoexkursion einige Jahre früher stattgefunden, wäre der Zugang zur Stadt, d.h. die eigene Perspektive als Pendler, Thema des digitalen Stadtmodells und Interviews geworden:

Das heißt, auch in der Zeit vorher, ähm .. also in den ersten 4 Jahren, wenn ich da diese Exkursion gemacht hätte, dann wär das halt irgendwie eher eine Darstellung .. von dem| [...] von dem Zugang zur Stadt gewesen wahrscheinlich. (MK., Z. 608-612)

Stattdessen wird die erfolgreiche Identifikation mit Darmstadt gezeigt und beschrieben. Die für den Studenten wesentlichen Orte sind dabei weiterhin die Lichtwiese²⁰⁴ sowie das Hochschulstadion und das Wohnheim in dessen unmittelbarer Nähe. Andere Orte der Stadt sind für ihn zwar nicht unwichtig, jedoch aus zeitökonomischen Gründen²⁰⁵ nicht mit dargestellt worden.

204 Zum Zeitpunkt der Erhebung befindet sich der Student Mark K. im ersten Fachsemester Soziologie, daher ist es nicht verwunderlich, dass als einer der zentralen Orte noch das Gebäude des Fachbereichs Architektur auf der Lichtwiese vorgestellt wird und nicht z.B. Gebäude in der Innenstadt, in denen die überwiegende Anzahl der Lehrveranstaltungen für das Soziologiestudium stattfindet.

205 Die interaktive Stadtdarstellung des Studierenden ist bereits in der Darstellung der Schwerpunkte Lichtwiese – Hochschulstadion – Wohnheim hinsichtlich der Vernetzung der Bilder sehr detailliert und besteht aus über 200 Fotos.

es ist halt eine Frage des Aufwands. Also eigentlich gibt's da auch schon noch .. ähm Sachen, die mir wichtig sind. Also es ist jetzt nicht völlig bedeutungslos gegenüber der| der Lichtwiese,aber da ist halt ein absoluter Schwerpunkt. .. Und in| in der Stadt ist es dann halt diffuser. (MK., Z. 650-654)

Die Bedeutung der Lichtwiese (d.h. Fakultät für Architektur, Hochschulsport, Wohnheim) zur Identifikation mit der Stadt Darmstadt wird im Folgenden detailliert herausgearbeitet.

Die Fotoexkursion wurde so gewählt, dass mit dem Weg aus der Wohnung begonnen wird und die weiteren thematischen Schwerpunkte über eine Auswahl der Wege erreicht werden können. So taucht erneut der Übergang vom privaten in den öffentlichen Raum und eine Wegdifferenzierung nach Aktivitäten (Freizeit, Studium) auf:

Das ist so die Kreuzung ähm ... rechts geht's in den äh Unialltag, gradeaus geht's zum Einkaufen und links geht's (.) zum Feiern, so ungefähr. (MK., Z. 40-42)

Zum Themengebiet ‚Unialltag‘ gehören vor allem das Gebäude des Fachbereichs Architektur und die dort stattfindenden sozialen Interaktionen. Einkaufen verbindet Mark vor allem mit der Innenstadt (vgl. Nachfrage MK., Z. 630ff.), Feiern mit den Festen nach sportlichen Aktivitäten in Bessungen, z.B. in dem (seit 2008 nunmehr geschlossenen) Freibad im Hochschulstadion:

Gut, also hier ist das Wohnheim. .. Hier ist das Stadion, hier, das ist die Sauna, .. die Liegewiese. (4) Und eigentlich .. beschränkt es sich wirklich irgendwie .. zum \[leise auflachend:] Großteil auf diese\ Fläche hier, mein| .. mein Darmstadt. (MK., Z. 126-129)

Das genannte Gebiet zwischen Wohnheim und Lichtwiese ist der Bereich, an dem sich der Student die meiste Zeit über aufhält und das aufgrund der materiellen wie sozialen Voraussetzungen zum Identifikationsanker geworden ist (vgl. auch MK., Z. 12-15) – die Verwendung des Possessivpronomens „mein“ in Verbindung mit Darmstadt signalisiert eindeutig die erfolgreiche Identifikation mit der Stadt.

Im weiteren Verlauf wird vor allem auf die Bedeutung des Architekturgebäudes auf der Lichtwiese im Hinblick auf dessen identitätsstiftende Funktion im Rahmen der fachspezifischen Sozialisation eingegangen, um anschließend die inhaltlichen Bezüge des Modus der Raumproduktion im Prozess der Stadtidentifikation darzustellen.

3.4.2 Stadtwahrnehmung – Stadtimagine

3.4.2.1 Freiheit zur Aneignung – materielle Dimension

Die materiell-räumliche Dimension, d.h. die materielle Konfiguration am Ort, spielt eine große Rolle im Identifikationsprozess. Am Beispiel des Gebäudes, in dem der Fachbereich Architektur auf der Lichtwiese untergebracht ist, wird dies von Mark verdeutlicht:

Ja, und hier sieht man dann äh .. schon das Architekturgebäude. ... Das ist es äh von außen, wenn man irgendwie ... unbedarf ist, als Erstsemester dahin geht, äh .. erst mal ein .. schockierend hässliches \[leise auflachend:] Gebäude.\ ... Abstoßend. Aber irgendwie .. wenn man da ein paar Jahre studiert hat, dann ähm ... (.) gewinnt das irgendwie doch eine andere Bedeutung. (MK., Z. 134-139)

Das Gebäude hat eine zentrale Funktion für die Identifikation mit dem Studienfach und nicht zuletzt über die Fächerwahl auch für die Identifikation mit der Stadt Darmstadt selbst. In der ersten Beschreibung, die fiktiv aus der Perspektive eines Erstsemesters erfolgt, wird das Architekturgebäude negativ beschrieben: „schockierend hässlich“, „abstoßend“.

Mit der Unbedarftheit des Erstsemesters, d.h. einem nicht ausgebildeten fachspezifischen Blick, kann die identifikationsstiftende Bedeutung nicht entschlüsselt werden. Erst die fachkulturelle Sozialisation als Architekt ermöglicht einen kompletten Perspektivwechsel, für den neben der fachlichen Ausbildung Zeit ein wesentlicher Faktor ist (vgl. MK., Z. 136-138 sowie die Aneignung der Arbeitsplätze, S. 255).

Indem Zeit aufgewendet wird, werden neue Erfahrungen im Umgang mit der räumlichen Konfigurationslogik²⁰⁶ vor Ort ermöglicht, die eine Neuinterpretation der äußeren Erscheinung des Gebäudes ermöglichen. Exemplifiziert wird diese Neubewertung, indem zunächst die äußere Erscheinung des Gebäudes in einem fiktiven Gespräch aufgegriffen und mit dem Attribut „Sichtbetonhölle“ versehen wird, einer Komposition aus dem Fachbegriff „Sichtbeton“, der eine Art des Betonierens bezeichnet, die die Oberflächeneigenschaften der Verschalung aus gestalterischen Aspekten heraus sichtbar lässt und nicht verputzt wird, sowie aus dem Ort bzw. Zustand von Qualen, der Hölle:

Das ist äh .. diese Sichtbetonhölle. ... [...] Ja, also viele Leute finden das halt auf den 1. Blick erst mal .. (.) hässlich und sagen: (°) „Kann man das nicht mal streichen oder mit Holz verkleiden oder so.“, aber| .. ja, es ist ein ruppiger Bau, aber der| äh der einem einfach sehr viele Freiheiten lässt. Also er ist| er nimmt sich zurück und ähm .. (.) man kann ihn sich aneignen. Und das schätz ich an diesem Gebäude sehr. Und es ist von der Struktur einfach ... sehr offen und ähm räumlich auch sehr spannend gemacht. Also es ist da ein Atrium, was über mehrere Ebenen geht und .. da arbeiten dann Leute drauf oder es finden mal ähm Ausstellungen statt oder .. Projektvorstellungen, (.) so dass da eigentlich immer viel Leben ist. (MK., Z. 141-152)

Die Attribuierung als „ruppig“ unterstellt dem Bau eine eigene Handlungsautonomie, die in der aktiven Formulierung des sich-Zurücknehmens gesteigert wird. Indem das Gebäude als solches „sich zurück nimmt“, kann es angeeignet werden. Mit dieser Aussage wird *nicht* der Bau, d.h. *die materielle Struktur*, in den Vordergrund gestellt, *sondern die Handlungsmöglichkeiten*, die die (An)Ordnung aufgrund ihrer materiellen Eigenschaften als Freiräume ermöglicht. In der Interviewaussage wird dies an der Struktur, d.h. an der inneren Aufteilung des Gebäudes erläutert – sie bringt Menschen zusammen anstatt sie in Zimmern

206 Konfigurationslogik meint die Wahrnehmung einer relationalen (An)Ordnung im Hinblick auf die diesen Räumen immanenten Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen. In Entwurfsprozessen z.B. von Gebäuden gehen Entscheidungen über die Nutzungsmöglichkeiten mit ein, die die (An)Ordnung der raumbildenden Elemente und damit spätere Nutzungsmöglichkeiten beeinflussen, jedoch nicht determinieren. Vgl. dazu auch die Diskussion von Gebäuden als technische Artefakte (Gieryn 2002).

zu isolieren. Zentral ist dafür ein Atrium, das sich über mehrere Geschosse erstreckt und für Ausstellungen, Projekte, zum Arbeiten oder zur Geselligkeit genutzt wird.

Mit dem Adjektiv „ruppig“ wird eine gewöhnungsbedürftige, auf den ersten Blick wenig schmeichelhafte oder freundliche „Eigenart“ des Gebäudes bezeichnet, während die Weiterführung der Argumentation die ‚inneren Werte‘ lobt. Diese rhetorische Figur ist an die Metapher von der rauen Schale und dem weichen Kern angelehnt und verdeutlicht, dass es sich durchaus lohnen kann, die harte Schale zu knacken, um an die eigentliche Substanz zu gelangen – um in der Metapher zu bleiben. Erst dann erschließen sich einem die Freiheiten, d.h. Handlungsspielräume, die die Materialität und Struktur dieses Gebäudes ermöglichen und die andere nicht in der Form bieten:

Vielleicht, also weil sie einem| ... also ich find schon, dass sie [Bezug: nüchterne Oberflächen des Betonbaus] einfach Freiräume .. lassen. .. Also hier sind auch diese ganzen Betonwände völlig durchlöchert und vernagelt, weil die Leute da Sachen dran aufgehängt haben und so, also das ist| .. (.) da gibt's richtig [haut auf den Tisch?] Spüren, ja? Und das, äh wenn es .. eine weiße, verputzte Wand wär, wo irgendwie 200 Löcher drin sind, dann würd die, glaub ich, .. viel schlimmer aussehen als| .. als diese Beton..wand (MK., Z. 179-185)

Die Freiheit besteht in einer weitgehenden Handlungsautonomie, was die Innenausstattung und Modifikation des Gebäudes angeht – jeder kann eigene Arbeiten zur Schau und Diskussion stellen oder Poster an die Wand nageln, so der Eindruck, der im Interview vermittelt wird. Die von den anderen Studierenden und Professoren wahrgenommene Qualität der veränderten (An)Ordnungen entscheidet wesentlich über die Dauerhaftigkeit der Platzierungsprozesse: „Schlechte Arbeiten“ z.B. würden sich nicht so lange halten (vgl. MK., Z. 196-198²⁰⁷). Langfristig hat sich z.B. eine Kamelskulptur aus Pappmache erwiesen, die für die Kuhle, den Ort des sozialen Austausches mit Kaffeebar im Erdgeschoss, zum Symbol und damit zum institutionalisierten Element der Raumkonstitution wurde (vgl. MK., Z. 186-191). Freiheiten in den Handlungsmöglichkeiten beziehen sich auch auf die Beschreibung von Umnutzungen, z.B. von freiliegenden Trägern als Ab- und Aufstellungsfläche (MK., Z. 191-193; Z. 444-450), was „unkompliziert“ und „unbürokratisch“ vonstattengehe.

Die materielle Umgestaltung im Gebäudeinneren wird dargestellt wie eine Art ‚Wiki für Gebäude‘ – jeder kann mitgestalten, etwas hinzufügen oder verändern und wenn es den Meisten gefällt, hält sich die räumliche Änderung über einen längeren Zeitraum. Räumliche Modifikationsprozesse erhalten in dieser Wahrnehmung eine basisdemokratische Prägung – die Räume lassen sich leichter aneignen, weil jeder Veränderungen vornehmen kann. Auf den ersten Blick scheint die Regelungsichte, d.h. die juristischen Strukturen, die in die Raumkonstitution mit eingehen, nicht sehr ausgeprägt zu sein.

207 Vgl. auch das Narrativ zu einem Graffiti von Harald Oskar Naegeli, das durch Fachschaftsinformationen verhängt wurde, welches die Professorenschaft aber sehen wollte, Z. 199-203.

3.4.2.2 Freiheit zur Aneignung – soziale Dimension

Betrachtet man die vermeintlich geringe ‚Regelungsichte‘ bzw. die scheinbar wenig ausgeprägten rechtlichen Strukturen der Raumkonstitution jedoch genauer, zeigt sich, dass die erlebten Freiräume nicht auf einer faktisch anderen räumlich-strukturellen Grundlage fußen, sondern auf einer anderen Handlungspraxis: *Die rechtliche Struktur der Raumkonstitution ist keine andere, sondern die Praxis ihrer Anwendung.* Gleichzeitig sind die rechtlichen Regelungen bekannt, z.B. das Verbot, die Dächer zu betreten, weil es zu Beschädigungen der dichtenden Dachfolie kommen kann (vgl. MK., Z. 452-464) ebenso wie die Problematik von Brandschutz bei Veranstaltungen mit 1000 und mehr Teilnehmern:

Ja, das ist jetzt noch mal in der Kuhle, ähm .. wie die sich .. wandeln kann dann .. nachts (MK., Z. 464-466)

Ja, aber das kann halt dieses Gebäude, ja? .. Das| ... und das wird dann halt irgendwie dekoriert, auch jedes Mal ein bisschen anders. Die haben dann halt diese| ähm diese Seile (oder) diese Netze gespannt. (4) Ja, und dann äh .. gibt's da gute Musik, .. meistens irgendwie .. einmal in dem Hauptbereich ein DJ, und dann irgendwie noch in einem Nebenraum eine andere Musik. ... Und dann sind da meistens so .. zwischen 1000 und 1500 Leute und das ist dann .. schon ziemlich voll und ziemlich .. turbulent und auch meistens ziemlich gut. .. (MK., Z. 482-489)

Die Faszination für die nächtliche Aneignung des Gebäudes mit den ihr eigenen atmosphärischen Qualitäten (vgl. Abbildung 3.36, S. 271) geht einher mit dem Wissen um die Halb-Legalität, mit der diese Veranstaltungen erfolgen. Sie sind nur möglich, weil auf der sozialen Dimension der Raumkonstitution auf eine konsequente Anwendung und Durchsetzung bestehender rechtlicher Strukturen verzichtet wird. Dieser Laissez-faire-Stil der Objektverantwortlichen ist gleichzeitig gekoppelt an ein entsprechendes verantwortungsbewusstes Verhalten der Teilnehmer der halblegalen Events. Der besondere Reiz liegt in dem Kokettieren mit der undefinierbaren Situation:

Auch diese ganzen Partys sind eigentlich rein brandschutztechnisch überhaupt nicht .. zulässig. Und ähm ... man macht das immer so, dass der Hausmeister an diesem Tag so durch die Uni geht .. und sagt, er hätte nichts gesehen. Ähm .. (.) \[leise:] und .. letztendlich sind die .. gar nicht richtig .. legal. .. Aber sie| sie werden halt irgendwie akzeptiert. Und wenn da halt einmal irgendwas passiert, dann| ... also wenn da mal ein Feuer ausbricht oder so, dann| ... oder jemand zu Schaden kommt, dann werden die halt sterben, .. sofort. .. \[leise:] Weil da keiner die Verantwortung dafür übernehmen kann. ... Ja, und das ist vielleicht auch so'ne Qualität da, dass man einfach Sachen machen kann, die| ... die am Rande der Legalität .. sind. .. Auch wenn sie jetzt nicht irgendwie schwer illegal erscheinen oder so, aber .. (.) \[leise:] rein rechtlich wär| äh sind sie halt kritisch. ... (MK, Z. 550-562)

Ein solcher Laissez-faire-Stil braucht ‚Verbündete‘, also belastbare soziale Beziehungen, die von Vertrauen und Verantwortungsbereitschaft getragen werden. Von den Gebäudeverantwortlichen wird ein Teil der Kontrollmöglichkeiten aufgegeben und den Studierenden so eine große Autonomie bei der Gestaltung solcher Events ermöglicht.

Geht ein verantwortungsvoller Umgang der Anwesenden mit einem Laissez-faire-Stil in rechtlich-struktureller Hinsicht einher, können räumliche Platzierungsprozesse erprobt und erlebt werden, die unter

„normalen“ Umständen, d.h. einer de-facto Durchsetzung der juristischen Strukturen, nicht möglich sind. Dies ermöglicht Handlungsalternativen für Spacingprozesse, die als Freiräume erlebt werden (vgl. auch Abbildung 3.37, S. 272) und aufgrund des Bewusstseins als Ausnahmesituation identifikationsstiftend sind. Die ungewöhnlichen Erlebnisse werden über den atmosphärischen Charakter des Erlebten gesteigert und als Narrative räumlicher Freiheit weitergegeben. Die Narrative zu Freiräumen sind jedoch kein Plädoyer für „rechtsfreie Räume“ – die rechtlichen Bestimmungen sind eindeutig, bekannt und werden nicht in Frage gestellt.

Außerhalb des Gebäudes des Fachbereichs Architektur wird ein ähnlich konstruierter Narrativ für die Benutzung von Freibad und Sauna im Hochschulstadion verwendet: De jure ist die Nutzung des Wasserbeckens im Winter nicht gestattet, de facto ist es jedoch „einfach“ möglich, wovon in der Fotoexkursion gefrorene Fußspuren zeugen (vgl. MK, Z. 97-113 sowie Abbildung 3.30, S. 268).

Beide Orte, das Gebäude des Fachbereichs Architektur wie das Hochschulstadion, erhalten so ihren besonderen Wert, eine eigene Geschichte der spannenden, weil halblegalen Aneignungen, hauptsächlich über Spacings. Die negative Bewertung eines fiktiven Erstsemesters bezüglich des Architekturgebäudes wird durch diese Narrative komplett substituiert.

3.4.2.3 Spuren – soziale und materielle Dimension verbindend

Die eigenen Spacings schreiben sich offensichtlich und visuell in die materielle Struktur ein – ein Prozess, der sowohl aktiv als auch rezeptiv erfolgt. Über die Möglichkeit, an der Konstitution der Räume im Architekturgebäude im Hinblick auf die eigene Platzierungspraxis mitwirken zu können *und* die vorheriger Studierendengenerationen rekonstruktiv ermitteln zu können, bekommt die räumliche Praxis eine besondere Lebendigkeit. Im Interview wird für diesen Aspekt der Raumkonstitution der Begriff der „Spuren“ verwendet, die als Folge räumlicher Aneignungen zu finden sind:

Also .. dieses Gebäude, es trägt einfach Spuren, also es hat irgendwie| äh .. wurde angeeignet und das| das sieht man halt, das hat einfach .. (.) ja, auch diese Geschichte halt mittlerweile bekommen. ... Ja, und natürlich .. lebt es unheimlich von den Leuten, die da| ... die man da .. kennt oder ... \[leise:] dann kennen lernt.\ Ja, das ist halt diese räumliche Situation, die es so halt so von der Baustruktur her vielleicht| ... oder von| von den Oberflächen halt erst mal abstoßend, aber letztendlich ermöglicht sie so viel, ähm ... dass man| .. äh dass es dann plötzlich eine andere Qualität bekommt \[murmeltnd:] dieses Haus.\ (MK., Z. 169-177)

Spuren sind gleichzeitig Folge und Voraussetzung von Aneignungsprozessen. Sie sind eine Konsequenz von Spacings, die zunächst von temporärer Natur sind und werden gleichzeitig über Syntheseleistungen in die Konstitution von Räumen eingebunden. Spuren verweisen offensiv auf vergangene Spacingprozesse von den Menschen, die diesen Ort, das Architekturgebäude, häufig nutzen. Indem sie als Sedimente ver-

gangener Spacings und z.T. als institutionalisierte (An)Ordnungen dekodiert werden, verweisen sie unmittelbar retrospektiv auf die Anwesenheit von anderen Menschen an diesem Ort. Die Geschichte der Platzierungs- und Modifikationsprozesse ist die Geschichte der Menschen, die diesen Ort für ihre eigene Raumkonstitution, d.h. für ihre Raumaneignung, genutzt haben. Geschichtlichkeit wird auf vorangegangene Raumproduktionen anderer Menschen bezogen und ist auf einer zeitlichen Skala beliebig verortbar.

3.4.2.4 Die Arbeitsräume

Genauer werden Aneignungen beschrieben, die sich *in* dem Gebäude ereignen. Der Aneignungsprozess setzt auch hier als wesentliches Element den *intensiven Kontakt* mit dem räumlichen Arrangement voraus sowie den Einsatz der Ressource *Zeit*. Analog zu der Charakterisierung des gesamten Gebäudes scheinen die Arbeitsräume auf den ersten Blick ebenfalls „ruppig“ zu sein:

Ja, und das ist auch eigentlich ein sehr ruppiger Raum. Und es ist unaufgeräumt und äh wild chaotisch, aber ähm, .. ja, wenn man da lebt, äh .. wird das plötzlich irgendwie ... schön, weil man| .. weil's halt| .. weil man da selber drin lebt, selber diesen Raum irgendwie mitprägt und da Spuren hinterlässt. (MK, Z. 223-227)

In dieser Aussage stecken die zentralen Begriffe für die Aneignung des (Arbeits-)Raumes und das identitätsstiftende Potential des räumlichen Arrangements. Die Darstellung operiert wieder mit dem Gegensatz zwischen fiktiver Perspektive eines unbedarften Beobachters (z.B. fachfremd, Erstsemester), bei der kein spezifisches Wissen über die Folgen spezifischer (An)Ordnungen und Eigenschaften der materiellen Struktur vorhanden ist, das die Syntheseleistung anleiten könnte. Entsprechend erscheint die (An)Ordnung „wild, chaotisch“ und verschließt das eigentliche Potential in der Metaphorik der harten Schale und des weichen Kerns. Die zweite Perspektive, die im Hinblick auf das Gebäude mit einem fortgeschrittenen Studium und dem wissenden Blick einer fachspezifischen Sozialisation argumentiert, wird in dieser Interviewaussage viel umfassender eingeleitet. Hier geht es nicht mehr um das Studieren in einem „ruppigen“ Gebäude, sondern darum, in den Arbeitsräumen *zu leben*.

Zum Studium tritt also noch der Aufenthalt in der Freizeit, Abendgestaltung, Essen, Schlafen, Nutzungsmöglichkeiten von sanitären Einrichtungen und Übernachtungen hinzu. Diese Aktivitäten erfolgen nicht allein, sondern müssen in einem größeren Raum gemeinsam erfolgen.

In der Textstelle wird dies durch die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ unterstrichen. Die Ausweitung der Arbeitsbeziehung zu diesem Ort auf die gesamte Existenz, d.h. dort zu leben, ist nicht nur eine Hyperbel, sondern basiert auf einer durchaus realen Einschätzung der vorgefundenen Infrastruktur:

Ja, und eigentlich kann man da leben. Also man| ähm ... man hat eine| ... äh eine Couch, man hat äh .. eine Küche, .. man hat .. sanitäre Einrichtungen und man muss viel Zeit da verbringen und ... tut's irgendwie doch verhältnismäßig gern. (MK., Z. 267-270)

Da – im Prinzip – jeder Architekturstudent diesen Raum so nutzen kann, ist von einer intensiven sozialen Auseinandersetzung in der eigenen Platzierungspraxis auszugehen. In der Tat folgt die Nutzung der Arbeitsmöglichkeiten einem hierarchischen Prinzip (vgl. ausführlich MK., Z. 243-288), in dem der Aufstieg an die im Raum verbrachte Arbeitszeit und die Überwindung von Widerständen gekoppelt ist:

also es ist eigentlich generell so, die Arbeiten, die im Arbeitssaal entstehen, die sind halt meistens besser, weil man ... viel mehr .. Austausch hat. Es kommen immer wieder Leute vorbei, äh .. gefragt oder ungefragt, die auf die Arbeit schauen und einfach Fragen stellen und ... äh .. Gedankenanstöße bringen und äh (.) einen dadurch irgendwie weiterbringen in der Arbeit. .. Deswegen wird das auch gefördert eigentlich oder .. wollen die Professoren, dass man da arbeitet. .. Aber es ist halt eine gewisse Platzknappheit \[leise:] und deswegen\ ... geht's auch nicht \[murmelnd:] (1 Wort?)\ .. oder man muss halt auch einen gewissen Widerstand überwinden, dass man da halt erst als Springer reingeht und .. vielleicht auch sein Material erst mal hin und herträgt. Aber wenn man dann da mal drin ist, \[leise:] dann ist es eigentlich sehr gut.\ (MK., Z. 277-288)

Die begehrtesten und ruhigsten Plätze am Fenster sind den Diplomanden vorbehalten, während Studienanfänger nur die Arbeitstische am Gang belegen können und ihre Sachen abends wieder wegräumen müssen – die Anzahl der Arbeitsplätze ist limitiert. Die Konstitution von Raum ist in den Arbeitsräumen daher in doppelter Weise institutionalisiert: Zum einen sind die Regeln der Platzierung allgemein anhand des Studienfortschritts festgelegt, zum anderen wird über die langfristige eigene Anwesenheit am Ort die eigene Platzierungspraxis institutionalisiert. Wer sich zu den Arbeitsplätzen der Diplomanden „hochgearbeitet“ hat, der gehört salopp gesagt zum Inventar – die eigene Anwesenheit geht institutionalisiert in die Synthesleistungen der anderen Anwesenden ein.

In der Textstelle wird mit der Aussage, selbst den Raum mitzuprägen, genau auf diese Institutionalisierung der Synthesleistung Bezug genommen. Über Zeit als Ressource wird diese Beziehung weiter gefestigt:

je länger man da irgendwie eine Beziehung zu dem Saal hat, \[nachdrücklich:] desto fester wird \[haut auf den Tisch] der Platz (MK., Z. 254f.)

Die Besonderheit in der Institutionalisierung der Synthesleistungen liegt darin, dass der Fokus auf den jeweils *eigenen* Spacings, d.h. dem eigenen Körper sowie Modifikations- und Platzierungsprozessen der anwesenden sozialen Güter, liegt. „Spuren“ zu hinterlassen, die den „Raum mitprägen“ meint die Institutionalisierung²⁰⁸ eigener Spacings für Synthesleistungen Dritter.

Dies ist jedoch an die materiellen und sozialen Vorgaben am Ort, d.h. hier bezogen auf die Arbeitsplätze, gebunden. Auf der materiellen Ebene wird dies durch den „ruppigen Raum“ ermöglicht, der aufgrund seiner baulichen und stofflichen Eigenschaften und der (An)Ordnung des Interieurs Platzierungsprozesse

²⁰⁸ Die Modifikation der vorgefundenen (An)Ordnungen durch eigene Spacings soll von Dauer sein, damit sie von anderen in der Synthesleistung als solche wahrgenommen werden kann. Eine Möglichkeit dafür sind repetitive Spacings, eine andere die dauerhafte Modifikation der materiellen Gegebenheiten am Ort der Raumproduktion.

se und Modifikationen der vorgefundenen relationalen (An)Ordnungen ermöglicht, die weitgehend in eigener Verantwortung erfolgen können: Eine robuste Bausubstanz wie Beton ermöglicht Spacings, die in Räumen, deren Wände in Leichtbauweise errichtet wurden, nicht möglich sind.

Die Freiräume, die dadurch im Handeln ermöglicht werden, sind nicht beliebiger Art und werden durch die anwesenden anderen Personen und ihre raumbezogenen Handlungen beschränkt.

3.4.3 Spuren suchen – Spurensuche: Rekonstruktion von Raumaneynungen

Spuren hinterlassen zu können ist ein Aspekt, der an den Freiräumen fasziniert. Neben dieser aktiven, aus Spacings bezogenen Faszination gibt es die rezeptive Form, die mit Synthesleistungen einhergeht: die Rekonstruktion von Spuren, die auf dauerhaften Spacings von anderen Menschen basieren. Der Architekt und Soziologiestudent Mark beschreibt diese Rekonstruktion als spannende Suche nach den Hintergründen von kleinen Kunstinstallationen im öffentlichen Raum sowie anhand von Graffiti:

Hier oben ist auch wieder so'n .. kleines Symbol. .. Ich weiß nicht, das ist auch irgendein .. Sprayer. Da steht so was wie .. opör oder so was, also o p dann so'n .. norwegisches .. ø .. und r ... und| äh das muss auch irgendwie von einem Studenten sein, äh i| .. also das sieht man auch im Karlishof hin und wieder. Da gibt's auch .. immer wieder diese Spuren. ... Ähm ... aber was| .. was es genau ist, .. woher es kommt, was es bedeutet, weiß ich| ... (.) \[leise:] weiß ich noch nicht.] [...] (5) Also es sind halt so Punkte, wo| .. wo ich dann anfang nachzudenken, warum| ... warum taucht das auf, ähm ... was hat das für eine Bedeutung. (MK., Z. 209-218)

Räume werden über Graffiti, in diesem Fall ein Schriftzug, symbolisch angeeignet. Unklar ist dabei, welchen Hintergrund die Symbolik hat und warum die genannten Orte Hochschulgebäude und Wohnheim mit diesem Schriftzug visuell besetzt wurden. Für den Studierenden, dem diese Graffiti aufgefallen sind, stellen sie Spuren einer Aneignung von Räumen dar, die individuell sind und über die unklare Motivlage einen deutlichen Aufforderungscharakter evozieren. Sie regen zum Nachdenken an, machen neugierig und führen zu einer Art kriminalistischer Suche nach weiteren Orten, die auf dieselbe Weise angeeignet wurden. So folgt er den Spuren der Raumaneynung, d.h. dauerhaften Spacings anderer Menschen.

Die Rekonstruktion vergangener Raumaneynungen von Dritten fasst er in Narrativen zusammen, die diese Suche thematisieren und sich mit den Hintergründen beschäftigen, warum bestimmte Orte für diese Menschen wichtig waren und ggf. noch sind.

Neben Graffiti – die durchaus auch kritisch gesehen werden (vgl. MK., Z. 299-303) und als Spuren einen ästhetischen Wert verkörpern sollen – kommen auch andere kreative Techniken der symbolischen Besetzung zum Tragen: Kunstinstallationen auf der Lichtwiese und Mosaik.

Die Kunstinstallationen auf der Lichtwiese, z.B. das lineare Haus, besitzen diesen Aufforderungscharakter und entfachen eine Neugier nach den Hintergründen der räumlichen Inszenierung (vgl. auch Anreicherung des Ortes durch Kunst, MK. Z. 34-39):

Also dieses lineare Haus, das find ich halt .. sehr gut, weil's irgendwie| ... \[schnell:] weil man was sieht und sich eine Frage stellt: ähm Was macht es da? Und man sieht plötzlich, (*) dass es eine Flucht gibt, und geht dann vielleicht auch mal .. dieser Flucht nach. Vielleicht nicht .. im gleichen Moment, sondern irgendwann, wenn man mal Zeit hat.\ .. (MK., Z. 586-591)

Die ungewöhnliche Perspektive der Kunstinstallation (vgl. auch die Interpretation der interaktiven Stadtdarstellung S. 264 sowie ein Foto dieser Installation in Abbildung 3.38 auf S. 273) erzeugt eine Spannung, die über längere Zeit aufrechterhalten werden kann.

Mosaik finden sich zusätzlich zum Bereich der Lichtwiese auch in anderen Teilen der Stadt wieder, z.B. an der Fußgängerbrücke am Kleinschmidtsteg. Sie rufen ähnlich wie Graffiti eine Neugier hervor, mehr über die Person herauszufinden, die Urheber der Spacings war und eine Art Regel zu finden, warum bestimmte Orte mit diesen Verzerrungen symbolisch besetzt werden.

man weiß, dass es .. eine unbekannte Person ist, .. und man weiß aber, dass es immer Orte sind, die irgendwie .. (.) schon ein bisschen besonders sind, also wo es| ... ähm .. ja, wo entweder wichtige Personen wirken oder wo| \[leise:] wo irgendwie eine erhöhte Lebensqualität ist durch .. irgendwas.\ Also zum Beispiel diese Kuhle, dadurch .. dass da immer viele Leute sind und es irgendwie billigen, sehr guten Kaffee gibt und| ... ähm da am Orangeriegarten, ähm .. da ... \[leise:] ja, das ist einfach äh\ .. von dem Park her schön. Da gibt's dieses Schwimmbad. Das ist einfach auch irgendwie| .. da| da passiert halt auch viel. .. \[lebhaft:] Ach genau, in der Bessunger Knabenschule gibt's das,\ glaub ich, auch. .. (.) Da hab ich auch noch eins gesehen, .. also da, wo dann auch so'n bisschen Kultur /stattfindet. (MK., Z. 368-379)

Eine erste Rekonstruktion der Hintergründe der symbolischen Besetzung von Orten durch die Mosaik führt den Studierenden zu der Annahme, sie stehen für eine besondere Lebensqualität. Um diese These zu verifizieren, wird der Vergleich mit weiteren Orten angestellt, an denen Mosaik erinnert werden, um herauszufinden, was für den Künstler/Urheber das Besondere an diesen Orten ist, d.h. wie die Qualität eines Ortes charakterisiert werden kann. Ein erste Beschreibung als „irgendwie [...] besonders“ wird im Vergleich der Orte der symbolischen Kennzeichnung mehrdimensional erweitert und bezieht sich z.B. auf Naturnähe (Orangeriegarten), Sport und Aktivitäten (Schwimmbad) sowie Kultur und Bildung (Bessunger Knabenschule) und die Wirkstätten berühmter Persönlichkeiten.

Über die Mosaik wird durch diese Rekonstruktion eine Verbindung zu den Orten aufgebaut (vgl. dazu ausführlich MK., Z. 337-355). Ähnlich wie bei einem Puzzlespiel werden die einzelnen „Spuren“ zusammengesetzt, um ein Gesamtbild beschreiben zu können. Das Erlebte wird als Narrativ präsentiert, der rekonstruktiv Spuren von Raumaneignungen zusammenfasst. Die Wahrnehmung und Erkundung der Stadt wird über die Rekonstruktion ihrer symbolischen Besetzung als ein spannender und immer wieder neu anregender Prozess beschrieben, der nicht abgeschlossen wird, solange es etwas zu entdecken gibt.

Mit der Rekonstruktionsleistung wird ein Raum geschaffen, der imaginär die Wahrnehmung des urbanen Raumes überlagert. Die Beschäftigung mit den Hintergründen der Raumproduktion und symbolischen Aneignung Dritter führt zu einer Expansion der imaginären, rekonstruierten Räume in der Syntheseleistung. Die Stadt wird über die Suche nach weiteren „Spuren“ vergangener Spacings und Raumaneignungen erkundet und neues lokalspezifisches Wissen akkumuliert, das in die iterative Konstitution von Räumen über eigene Spacings, Syntheseleistungen und die Rekonstruktion der Aneignung Dritter miteingeht.

3.4.4 Darmstadt: meine Heimat

Darmstadt wird in den ersten Jahren des Architekturstudiums aus der Perspektive eines Pendlers erfahren. Der Weg zur Stadt wird häufig per Fahrrad aus der näheren Umgebung zurückgelegt und führt über den südöstlichen Stadtrand zum Campus Lichtwiese:

ich bin oft mit dem Fahrrad hingefahren, weil Darmstadt einfach einen sehr weichen Übergang ähm .. vom| von der Landschaft in die Stadt hat. .. Grad wenn man ähm .. da äh aus Südosten, also .. von X-dorf* kommt und dann durch den Wald da hinfährt, dann fährt man ... äh an den Fischerteichen vorbei, am Darmbach entlang, ähm .. kommt dann auf die Lichtwiese, ähm .. und ist dann eigentlich schon auf diesem Campus. Und ... es ist ein sehr weicher Übergang, man hat eigentlich als Infrastruktur nur die Eisenbahn ähm im Odenwald, die man da mal kreuzt. ... Ähm .. und sonst hat die Stadt einfach \[leise:] einen sehr guten Naturanschluss.\ .. (MK., Z. 614-622)

In dieser Zeit wird die Nähe zum Heimatort – die Distanz lässt sich gut mit dem Fahrrad zurücklegen – und der Weg durch eine sehr naturnahe Landschaft geschätzt. Der Übergang zur Stadt, d.h. zum Campus, vollzieht sich fließend. Das Pendeln mit dem Fahrrad kommt den sportlichen Ambitionen des Studierenden zugute und wird an keiner Stelle als Belastung geschildert.

Völlig anders hingegen – so ein Gedankenexperiment im Interview – wäre die Situation eines Pendlers, der sich vom Westen her der Stadt nähern würde (vgl. MK., Z. 625ff.): Er würde in der Innenstadt ankommen, die für ihn fast ausschließlich zum Einkaufen geeignet scheint.

Da das Pendeln einem Ausflug durch den Odenwald gleich beschrieben und mit dem Fahrrad ein langsamer Übergang von der Naturlandschaft zur städtischen Landschaft erlebt wird, könnte man eigentlich davon ausgehen, dass Darmstadt sehr positiv wahrgenommen wird und sich ein entsprechendes Image als institutionalisierte Syntheseleistung einstellt. Dies ist jedoch nicht der Fall: Darmstadt wird erst nach dem Auslandsaufenthalt und Umzug in die Stadt ein entsprechendes Image zuerkannt (vgl. Kapitel 3.4.1).

Der Zugang vom Osten der Stadt her wird im exmanenten Nachfrageteil des Interviews erneut aufgegriffen bei der Frage, Darmstadt einem Ortsfremden zu beschreiben. In der entsprechenden Interviewaussage wird zunächst auf das Auslandssemester Bezug genommen, an das sich der Umzug nach Darmstadt an-

schloss. Einem direkten, d.h. zeitlich unmittelbaren Vergleich mit Barcelona kann die Stadt retrospektiv zunächst nicht standhalten – Darmstadt wird zu diesem Zeitpunkt „in einem schlechten Licht“ (MK., Z. 681) gesehen. Dieses negative Bild von Darmstadt wird in der Darstellung im Interview unmittelbar mit der Begründung revidiert, Darmstadt vorher nur aus der Pendlerperspektive gekannt zu haben:

Und .. (*) ich war halt ein Jahr in Barcelona und hatte so| .. ich war erst völlig .. eingenommen von dieser Vielfalt, die es da gibt und ähm .. äh hab .. Darmstadt erst .. in einem relativen schlechten Licht gesehen, auch weil ich halt vorher nicht in der Stadt gewohnt hab. /Aber jetzt [...] wo ich hier bin, .. muss ich sagen, also grad da in diesem Bereich, wo ich wohne, ähm ... äh d| \[leise:] das ist wunderschön, ja? Da| da hat man Landschaft, man hat Sportmöglichkeiten und .. ich hab da .. meinen ganzen .. sozialen ... Kreis, mein Umfeld. \ ... Ähm ... Darmstadt ist überschaubar. ... Es ist alles irgendwie mit dem Fahrrad erreichbar. Also ich ähm mag die Stadt immer mehr eigentlich. ... Am Anfang fand ich sie halt erst langweilig, weil's äh .. natürlich in Barcelona irgendwie an jeder Ecke brodelte und hier tut's das halt nicht. Aber ... äh man wird auch nicht so .. völlig überfordert, von| .. \[leise:] von der Stadt. \ ... Dadurch dass sie halt auch ruhige Zonen hat. (6) (MK., Z. 678-691)

Diese Interviewstelle ist zentral für die Frage nach den raumbezogenen Identifikationsprozessen. Darmstadt wird natürlich nach dem Auslandsaufenthalt mit Barcelona verglichen – was ohnehin ein kompliziertes Unterfangen ist und auf der subjektiven Ebene allein durch völlig unterschiedliche Voraussetzungen der Stadterfahrung erschwert wird: Darmstadt wurde aus der Perspektive einer Pendlermobilität erlebt, d.h. Mark kam jeden Tag in die Stadt und verließ sie abends wieder – aufgrund der räumlichen Distanz war eine Pendlermobilität nach Barcelona selbstverständlich ausgeschlossen. Der Umzug nach Darmstadt war somit nicht nur ein Kontrast aufgrund der unterschiedlichen Größe beider Städte, ihrer Kultur und ihres ‚Habitus‘, sondern auch aufgrund der eigenen Lebenssituation in beiden Städten. Die Logik der Stadterschließung war notwendigerweise eine andere – es fehlte das Wohnen in Darmstadt. Mit dem Umzug nach Darmstadt hat sich das Bild der Stadt gewandelt, das eigene Umfeld ist „wunderschön“ (MK., Z. 683). Die Aussage wird anhand der Landschaft, der Sportmöglichkeiten und des sozialen Umfeldes konkretisiert. Auffallend ist, dass bei den ersten beiden Konkretisierungen das Indefinitpronomen „man“ verwendet wird und im letzten Punkt persönliche Verbindungen zur Stadt angeführt werden. Das Indefinitpronomen charakterisiert die allgemeine Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeit von Natur und Sporteinrichtungen. Das soziale Umfeld hingegen ist spezifisch und dem Interviewten vorbehalten.

Natur und Sporteinrichtungen im Allgemeinen sowie die eigenen sozialen Netzwerke sind wichtige Aspekte für die Aneignung der Stadt als ‚dort Wohnender‘. Die Universität, konkret das Gebäude des Fachbereichs Architektur, wird hier aus zwei Gründen nicht aufgeführt. Zum einen war es bereits Teil der Stadtaneignung als Pendler, da der Großteil der Tageszeit dort verbracht wurde, zum anderen rekrutiert sich der überwiegende Teil des sozialen Umfeldes von dort. Insbesondere die Arbeitsräume, in denen viel Zeit verbracht werden musste, haben zu neuen Freundschaften geführt (vgl. MK., Z. 279 Austausch mit anderen, Kontakte; Z. 294: Blickbeziehung zu Freunden im gegenüberliegenden Gebäude-trakt).

Die Bedeutung von Freunden und gemeinsamen Sportevents wird am Anfang des Interviews thematisiert. Die Gegenüberstellung des Indefinitpronomens „man“ mit dem Personalpronomen „ich“ ist daher eine Abgrenzung der dargestellten Identifikationsangebote Natur und Sport, die für jeden zugänglich sind, sowie des eigenen Freundeskreises, der exklusiv bleibt. Die soziale Dimension der Identifikationsangebote, d.h. der eigenen Aneignungspraxis muss von jeder Person selbst erarbeitet werden, wenn sie eine Stadt als ‚Zugezogene‘ kennen lernen will.

Am Schluss des Interviewausschnittes wird ein Fazit gezogen und der Vergleich der Städte erneut vorgenommen. In Barcelona ist offensichtlich „mehr los“ und Darmstadt wirkt auf den ersten Blick langweilig. Nach intensiver Auseinandersetzung mit der Stadt – für Mark bedeutet dies, dort zu wohnen – besteht Darmstadt, indem es überschaubar ist, ruhige Zonen hat und nicht so überfordert wie Barcelona. Darmstadt wird nach dem Umzug im Laufe der Zeit immer positiver wahrgenommen, d.h. der Prozess der Identifikation ist trotz anfänglicher Hindernisse erfolgreich und verläuft stetig.

Der Identifikationsprozess muss jedoch – wie bei den anderen Falldarstellungen – eine anfangs negative Einstellung der Stadt gegenüber überwinden, um eine positive Darstellung von Darmstadt zu ermöglichen. Dieses Muster lässt sich erneut in der Antwort auf die Frage finden, wie Darmstadt einem Ortsfremden beschrieben werden könnte. Zu Beginn des Auszugs aus dem Interviewtranskript wird eine Ambivalenz mit den negativen Attributen „kleinbürgerlich“ und „provinziell“ gefolgt von einer positiven Gegendarstellung aufgebaut. In dieser tauchen Themen wie der Ostrand der Stadt, die Freizeitmöglichkeiten (Sport) und die Lage der Stadt am Rand des Odenwaldes erneut auf, um in einer Art lexikalischen Darstellung zu enden.

Darmstadt ist eine ... mittelgroße Stadt, die ähm ... ein bisschen eine Beamtenstadt ist und (*) ein bisschen| wie nennt man das denn? ... Ja, nicht kleinbürgerlich, ähm ... [schnauft leise] jetzt fehlt mir da der passende Begriff. ... (.) Ja, böse gesagt wär's vielleicht ein bisschen provinziell. ... Aber .. mit vielen Möglichkeiten und ähm überschaubar| .. mit| .. mit einer ganz guten Überschaubarkeit, mit einem .. kompletten Angebot. Ähm (4) nennt sich zwar Wissenschaftsstadt, ähm ... aber .. das ist, glaub ich, ein bisschen ... aufgesetzt. (.) Also die Stadt bietet halt .. viel mehr als nur Wissenschaft. Also bi| bietet auch Kunst, ähm ... und hat halt einen| einen sehr schönen Oststadtrand. Also es gibt einfach .. eine schöne| einen schönen Stadtübergang von| .. von| ähm .. vom Zentrum raus nach Osten, .. und hat da .. wunderschöne Freizeitmöglichkeiten. Ähm ... (*) liegt sehr schön ähm ... an der| am Rand des Odenwalds. Ähm .. an der Berstraße. Hat ein gutes Klima, .. ist relativ warm, trocken, ähm .. hat sehr schöne Sonnenuntergänge. [...] Und hat eine gute Verkehrsanbindung ins Rhein-Main-Gebiet (MK., Z. 693-709)

Freiräume sowie die vielen Möglichkeiten, die die Stadt bietet, sind der erste Aspekt, der gegen eine „böse“ (MK., Z. 696) und einseitig negative Wahrnehmung angeführt wird. Damit wird Bezug genommen auf die Spacings, die vor allem im Bereich des Architekturgebäudes möglich sind und es dem Studierenden ermöglichen, sich über Spuren, die er hinterlässt, die Orte anzueignen und mit der Stadt zu identifizieren. Spuren zu hinterlassen meint eine materielle und symbolische Rekonfiguration der räumlichen (An)Ordnung, die zu geänderten institutionalisierten Syntheseleistungen Dritter führt. Ein weiteres posi-

tives Element der Gegendarstellung ist die Überschaubarkeit, das Vermögen, sich zu orientieren und schnell eine kognitive Repräsentation (mental map) von Darmstadt zu entwickeln.

Neben den Eigenschaften „Überschaubarkeit“ und „bietet viele Möglichkeiten“ wird als Drittes genannt, dass Darmstadt ein „komplettes Angebot“ bietet. Entsprechende Bezüge im Interview sind Wohnen/Leben in einem schönen Umfeld, das Sportangebote, die Nähe zu Natur und Uni sowie das Feiern mit Freunden: „Darmstadt – alles, was eine Stadt braucht“, könnte die Kurzformel sein, die dieser Aussage zugrunde liegt (vgl. dazu die Interpretation des digitalen Stadtmodells, dessen Strukturanalyse diese Themen aufgreift, S. 264.)

In diesem Kontext wird das Image der Wissenschaftsstadt angesprochen und aufgrund seiner Einseitigkeit kritisiert – schließlich habe Darmstadt viel mehr zu bieten als nur Wissenschaft, d.h. kognitive Leistungen. Genannt werden dann Kunst, Lage an der Bergstraße und Naturnähe, Freizeitmöglichkeiten, das angenehme Klima und schöne Sonnenuntergänge (vgl. dazu Abbildung 3.27, S.266), also kulturelle, natur- und körperbezogene Themen, atmosphärische Reize und Verkehrsanbindung.

Das offizielle Image der Wissenschaftsstadt wird nur aufgrund der mit der Etikettierung einhergehenden Betonung einzelner Aspekte kritisiert. Das Image der Stadt wird auf Aussagen zu und Eigenschaften von Darmstadt bezogen, die auch gewählt würden, um die Stadt einem Ortsfremden vorzustellen (MK., Z. 732f.) und mit dem Hinweis ergänzt, ein Ortsunkundiger müsste für ein besseres Verständnis der Stadt auf die Zerstörung, die Darmstadt im 2. Weltkrieg erlitten hat, aufmerksam gemacht werden: Die „Innenstadteinkaufszone“ sei „natürlich das erste Bild für einen Fremden“ (MK., Z. 736), aber nicht das, was Darmstadt ausmache:

[...] eigentlich sind die Stadtquartiere das, was Darmstadt richtig .. schön macht. Also das Johannesviertel, Martinsviertel, Bessungen. .. Und das sind einfach die Orte, die Darmstadt, find ich, auch die Qualität geben, ... also die \[leise:] städtische .. Qualität.\ Das Zentrum ist halt zum Einkaufen da, (.) und das funktioniert auch ganz gut. ... Also wenn man ähm .. eine schöne Stadt sucht oder einen schönen Teil der Stadt, dann muss man halt ähm .. irgendwo in diese Quartiere gehen. ... Ja, und wie gesagt, halt schon ... \[leise:] ein gutes Image (find ich, ja.) ... Ja.\ (MK., Z. 732–745).

Darmstadt hat aufgrund der Stadtquartiere, die noch über viel Altbaubestand verfügen, ein gutes Image als schöne Stadt. Diese Beschreibung der Wahrnehmung der Stadt orientiert sich an Syntheseleistungsangeboten, die für *Besucher* optimiert sind (z.B. alte Bausubstanz und historischer Flair²⁰⁹, die Authentizität versprechen). Ein an Besuchern orientiertes Image reiche jedoch nicht, um sich mit der Stadt im Alltag identifizieren zu können:

209 Würde diese Textstelle hingegen (oberflächlich) als Ausdruck eines historisierenden eigenen ästhetischen Anspruchs interpretiert, ergäben sich nicht auflösbare Differenzen zu den vehementen Plädoyers für das Architekturgebäude als „ruppigen Bau“ und zu der Bilanzierungsfrage (s.u.) am Ende der exmanenten Nachfragen im Interview.

ich geh nicht in eine Stadt| .. (.) also wenn ich da leben möchte, um| .. äh weil sie ein schönes Museum hat oder| ... ähm also da muss halt mehr da sein. Wenn ein schönes Museum da ist, ist es schön, aber äh das hält mich da nicht. Es hält mich nicht am| .. im Alltag am leben. ... Und das sin| das sind Highlights, die man sich hin und wieder mal gönnen kann, aber ... ähm (.) \[leise:] ja, es muss halt irgendwie eine schöne Stadtatmosphäre haben an bestimmten Orten. (MK., Z. 761–767)

In den bisher zitierten Interviewausschnitten wurde bereits auf die erfolgreiche Identifikation mit Darmstadt hingewiesen, obwohl anfangs Hemmnisse gegen diesen Prozess vorhanden waren. Wie erfolgreich diese mit der Strategie der iterativen Raumproduktion überwunden wurden, zeigt sich in der Beschreibung, was ihm als erstes zu Darmstadt einfallen würde:

ja ich würd .. vielleicht sogar jetzt sagen: (.) meine Heimat. ... Wobei das ganz interessant ist, weil ich mich in Darmstadt heimischer fühle als .. in meiner Heimat, wo ich ... \[leise:] 24, 25 Jahre [haut leise auf den Tisch] .. gelebt hab und aufgewachsen bin.\ (4) Also mit der Gegend, wo ich aufgewachsen bin, hab ich mich nie so .. verbunden gefühlt, wie jetzt hier mit der Stadt. (MK., Z. 673–678)

„Heimat“ ist für Darmstadt die emotional verbindlichste Charakterisierung im Sample und ein eindeutiger Beleg dafür, dass die Aneignung der Orte, das ‚Spuren hinterlassen‘ und ‚Spuren suchen‘, innerhalb sehr kurzer Zeit zu einer nachhaltigen Bindung an die Stadt geführt haben.

Wesentlich für diese starke Bindung sind die im (Erst-)Studium erfahrenen Freiräume. Ihre materiellen Besonderheiten wurden vor allem am Beispiel des „ruppigen“ Betonbaus des Fachbereichs Architektur deutlich, die soziale Dimension anhand der sozialen Netzwerke, des gemeinsamen Arbeitens und der Laissez-faire-Politik der Objektverantwortlichen.

Soziale und materielle Dimensionen der Raumkonstitution ermöglichen es, diese Freiräume für eine neue Platzierungspraxis zu nutzen und als Identifikationsangebot zu begreifen. Die überaus positiven Beschreibungen möglicher Platzierungspraxen in dem „ruppigen“ Gebäude der Architekten am Campus werden im Verlauf des Identifikationsprozesses auf die Stadt ausgedehnt. Darmstadt als „ruppige Stadt“ ermöglicht es, Spuren zu hinterlassen, die als Syntheseleistungsangebote an Dritte gerichtet sind, die eigene Raumaneignung zu rekonstruieren. Freiräume entstehen, indem die mögliche Regelungsdichte aufgrund der sozialen Dimension nicht immer und konsequent angewendet wird. Die Raumkonstitution erfolgt dennoch unter Rückgriff auf juristische Strukturen, die weiterhin bewusst bleiben. Freiräume in diesem Sinne sind nicht mit rechtsfreien Räumen gleichzusetzen.

Angeregt durch die Bilanzierungsfrage im exmanenten Interviewteils wird diese Übertragung der räumlichen Praxis im Architekturgebäude auf die Stadt Darmstadt deutlich. Mark plädiert für mehr Offenheit, mehr inhaltliche Freiheit bei der Stadtplanung und dementsprechend für den modernen Baustoff Beton, der die materielle Basis des „ruppigen Gebäudes“ stellt, auch für mehr Mut, nicht nur Spuren der Vergangenheit zu tradieren, sondern bewusst als zeithistorisches Dokument selbst eigene Spuren zu hinterlassen:

also so für| für die Städteplanung. Das ist vielleicht einfach| vielleicht ein bisschen mehr Mut, ein bisschen| ähm ... ein bisschen mehr Offenheit für ... weniger festgelegte Dinge. Also halt dass man .. sich vielleicht die Stadt auch noch .. besser aneignen kann.&oder dass es .. äh Bereiche in der Stadt gibt, ähm die| ... (.) ja, die nicht so durchgestaltet sind. ... Und vielleicht auch teilweise etwas moderner gestaltet werden. Also ich find, .. dass man halt so'n bisschen die Tendenz hat, .. historisierend zu arbeiten. ... Und ähm da find ich's halt schöner, wenn man ähm .. äh sich auch zur| .. zur Modernität bekennt. Also wir leben .. in ner modernen Welt und ähm .. (°) dann muss man halt keine historischen Stadtlampen aufstellen, ... sondern| äh .. also&jede| .. jede Zeit hat ihre .. (.) ästhetischen Spuren. Und ich find, wir sollten auch Spuren hinterlassen. ... Aber ähm .. das ist auch nicht| ... das ist auch kein großer Mangel in der Stadt. ... Aber das find ich zum Beispiel äh macht man in Barcelona sehr gut. Also da ist einfach dieser Kontrast von alt und neu ähm sehr spannend gemacht. Und ... \[leise:] da\ .. könnte man hier auch noch was einbringen. (MK., Z. 714-730)

Eine historisierende Arbeit von Stadtplanung und Denkmalschutz tradiert zwar Spuren historisch gewordener Raumaneignungen, lässt in der Gegenwart aber nur noch wenig Spielraum für eigene Platzierungen, die die Ästhetik der Gegenwart widerspiegeln.

Plädiert wird daher für Frei-Räume, die Voraussetzungen der eigenen Identifikationsstrategie sind. Sie ermöglichen dauerhafte Spacings und eine mehrdeutige materielle und symbolische (An)Ordnung – und damit eine Vielzahl von Syntheseleistungen anstelle einer durchgeplanten Nutzungslogik.

3.4.5 Digitales Stadtmodell – strukturelle Beschreibung

Die Strukturdarstellung der interaktiven Stadtdarstellung lässt sich aufgrund ihrer Vernetzungsstruktur zwischen den Fotos in drei große thematische Cluster aufteilen, den privaten Wohn- und Rückzugsbereich im Studentenwohnheim, Freizeitaktivitäten und die Universität. Letztere kann wiederum in 5 Unterthemen – Mensa, Arbeitsräume, Verbindungen im Gebäude, Events und Kommunikation sowie Kunst auf dem Campus – differenziert werden.

Die interaktive Stadtdarstellung beginnt mit dem Weg aus den privaten Räumen der eigenen Wohnung. Dieser Teil des digitalen Stadtmodells wird über weitgehend lineare Verknüpfungen realisiert, einzelne Fotos werden zur Detaillierung und als symbolische Verweise auf Motive in den anderen thematischen Clustern eingefügt, z.B. eine Kunstinstallation direkt am Studentenwohnheim.

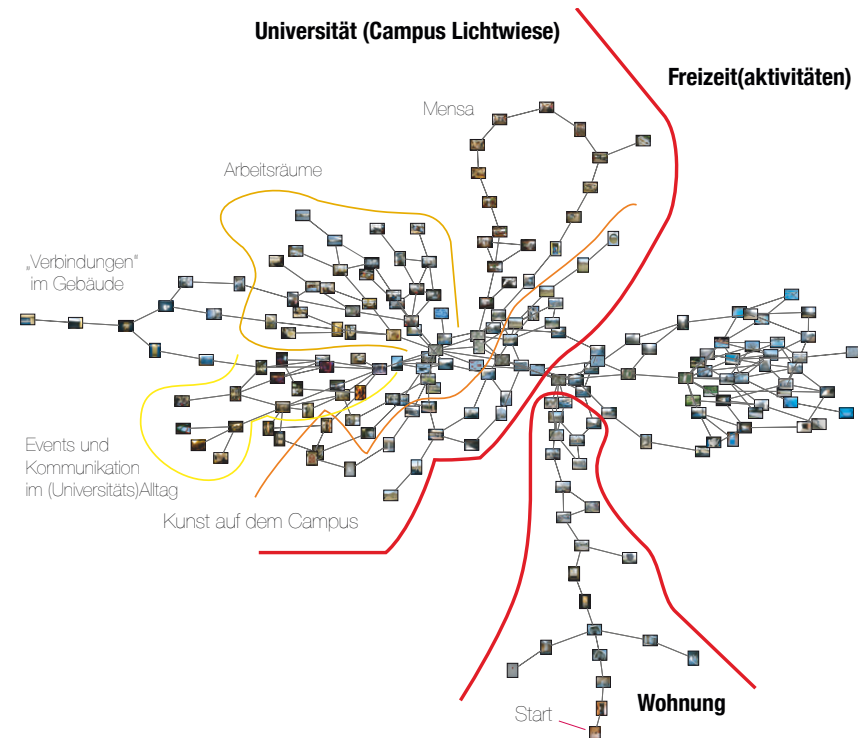


Abbildung 3.26: Strukturübersicht der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – iterative Raumproduktion

Die strukturelle Analyse der Verknüpfungen zwischen den Fotos im digitalen Stadtmodell zeigt, dass es neun einzelne Fotos sowie ein Cluster aus fünf Fotos gibt, die nicht in Verbindung mit dem Rest der interaktiven Stadtdarstellung stehen. Von den Einzelbildern wiederholen sich einzelne Motive mit bereits verlinkten Fotos, das isolierte Fotonetzwerk zeigt Aufnahmen einer privaten Feier. Sie sind in der Darstellung in Abbildung 3.26 der Übersichtlichkeit wegen nicht mit aufgeführt. Abgesehen von doppelten

bzw. ähnlichen Motiven sind diese Fotos aufgrund der Komplexität der Gesamtcollage bei der Verknüpfung sicherlich übersehen worden, denn im Interview wurde einigen dieser Fotos eine recht große Bedeutung für das Image der Stadt zugeschrieben, z.B. Sonnenuntergänge (vgl. S. 261) als ästhetische Qualität der Stadt:



Abbildung 3.27: Sonnenuntergang, Blick vom Studentenwohnheim

Der Weg ‚im‘ digitalen Stadtmodell zur Lichtwiese und dem Architekturgebäude sowie zum Hochschulstadion verbindet Parkplatz, Fahrradständer und Straßenbahnhaltestelle mit einem der Zentren, einem Luftbild, das dem Betrachter die Wahl des Wegs zu den beiden weiteren Hauptthemen ermöglicht: Luftaufnahmen und schematische Darstellungen werden an verschiedenen Stellen der interaktiven Stadtdarstellung eingesetzt, um eine Orientierung zu ermöglichen:



Abbildung 3.28: Orientierung durch Karten und Luftaufnahmen

Im rechten Teil der Strukturübersicht der interaktiven Stadtdarstellung werden Freizeitaktivitäten, vor allem Sport, am Hochschulstadion vorgestellt.

3.4.5.1 Freizeit

Erreichbar ist dieser Bereich im digitalen Stadtmodell durch Verknüpfung eigener Fotos mit Luftaufnahmen und einer schematischen Darstellung des Campus. Die Bedeutung des Ortes wird durch die Aktivitäten, die dort stattfinden, hervorgebracht, wie z.B. den ironisch-spöttelnd bezeichneten Tatterich-Triathlon, bei dem zehn Personen zusammen die Distanzen eines richtigen Triathlons überwinden müssen:



Abbildung 3.29: Sportliche Aktivitäten Bereich Hochschulstadion, Baum als Versammlungsort

Ähnlich diesem olympischen Gedanken („Dabeisein ist alles“) sind die Treffen mit Freunden dort und gemeinsame Aktivitäten von Bedeutung. Peers, gemeinschaftliche (sportliche) Aktivitäten und auch archaische Symbole verleihen dem Ort Bedeutung: Viele der geselligen Aktivitäten an diesem Ort gruppieren sich um einen großen Baum herum, der im Interview explizit erwähnt wird. Das Wasser spielt eine wichtige, doppelte Rolle in der Identifikation mit diesem Ort: Über Spacings, d.h. Sportaktivitäten im Sommer mit Peers, erfolgt die eigene Platzierung und Aneignung dieses Ortes, während die Raumproduktion Dritter über ihre Spuren am selben Ort rekonstruiert wird – gefrorene Fußspuren zeugen von dem Gebrauch des Schwimmbades selbst im Winter. Die Freiräume, die mit dem von der juristischen Regelung (Nutzungsverbot im Winter) abweichenden Verhalten einhergehen, werden über ein Foto dieser Spuren visuell dargestellt. Diese Raumaneignung, d.h. die Spuren, die auf Spacings Dritter schließen lassen, ist hier temporärer Natur.



Abbildung 3.30: Spuren (il)legaler Raumaneignung

Die Verwendung von Fotos, die zu einem *anderen Zeitpunkt* aufgenommen wurden, *integriert einige der wesentlichen Elemente* für die eigene Raumkonstitution und die Bedeutungszuschreibung des Interviewten, die zum Zeitpunkt der Fotoexkursion im Winter *nicht* anwesend waren. Sie werden durch ergänzende Fotos hinzugefügt. Die Wahrnehmung des Ortes über einen fachkulturellen Hintergrund wird über weitere Motive demonstriert, bei denen Kontraste durch Schattenwürfe, Lichtbrechungen oder die Blickführung auf einen Bildhintergrund eingesetzt werden:



Abbildung 3.31: Fachhabitueler Blick auf den Ort

3.4.5.2 Arbeit

Das thematische Cluster, das sich auf das Architekturgebäude und den Campus Lichtwiese bezieht, lässt sich in fünf Unterpunkte differenzieren, bei denen die Bereiche ‚Arbeitsräume‘ und ‚Events‘, beide am selben Ort, die komplexesten Vernetzungsgrade in der Strukturdarstellung des digitalen Stadtmodells aufweisen:



Abbildung 3.32: Arbeitsräume

Im Interview werden ortsspezifische informelle Regeln erwähnt, die sich auf Platzierungsmöglichkeiten und Chancen zur Mitgestaltung und Aneignung an beiden Orten beziehen. Die hierarchisch geordneten Arbeitsräume bieten den Studierenden, die kurz vor dem Abschluss stehen und die meiste Zeit dort verbringen, die besten Arbeitsbedingungen – niedrigere Semester können sich diese Plätze erst nach und nach aneignen. Zeit als Ressource muss langfristig investiert werden, um die eigene Arbeitssituation zu verbessern. Je stärker die Bindung an den Arbeitsraum, desto sicherer wird der eigene Platz dort.

Um viel Zeit dort verbringen zu können, wird den Studierenden eine entsprechende Infrastruktur zur Verfügung gestellt, die neben den Arbeitsmöglichkeiten auch eine Küche und (Not-)Schlafplätze bietet:



Abbildung 3.33: Leben ‚in‘ den Arbeitsräumen

Ort und Zeit sind in diesem Aneignungsprozess limitiert, da ein ‚Aufstieg‘ nur möglich ist, wenn Examenkandidaten ihr Studium abschließen und die Arbeitsräume verlassen.

3.4.5.3 Events, soziale und materiell vermittelte Kommunikation

Kommunikationsmöglichkeiten innerhalb des Gebäudes spielen eine zentrale Rolle und werden durch eine Cafeteria sowie Versammlungsplätze auf der sozialen Ebene ermöglicht.



Abbildung 3.34: Kommunikations- und Versammlungsmöglichkeiten im Architekturgebäude

Selbst die Materialität des Gebäudes, Beton, trägt wesentlich zur Bedeutung des Ortes bei. Die Robustheit dieses Materials ermöglicht es, Poster an die Wand zu nageln oder verschiedene Kunstartefakte anzubringen, seien es Skulpturen oder Graffiti. In dieser Hinsicht unterstützt die Materialität des Gebäudes die Kommunikationsfunktionen, da sie einerseits eine Plattform für die Präsentation und den Austausch von Ideen bietet – andererseits stellt das Gebäude selbst über Korridore, Fahrstühle, Treppenhäuser, Türen und Fenster Verbindungen zu anderen Orten oder zur Umwelt dar. Ein Cluster von Bildern hat genau dies zum Thema.



Abbildung 3.35: materiell vermittelte Kommunikationsmöglichkeiten

Quasi als Gegengewicht zu der Arbeitssituation werden Partys organisiert, die die Atmosphäre des Gebäudes durch verschiedene DJs und visuelle Projektionen erheblich ändern (vgl. Abbildung 3.36). Mit diesem radikalen Atmosphärenwechsel ist eine bestimmte ‚Qualität‘ von Freiheit verbunden:



Abbildung 3.36: Transformation der Atmosphäre am selben Ort – Alltag und illegale Party

Weitgehend losgelöst von juristischen Regelungen (Sicherheitsbestimmungen, Feuergefahr etc., Fluchtwege) werden Events organisiert. Diese Handlungen scheinen zunächst in einem rechtlichen Vakuum zu erfolgen und deswegen die entsprechenden Handlungsspielräume zu eröffnen. ‚Rechtsfreie Räume‘ sind diese temporären Umnutzungen des Architekturgebäudes dennoch keinesfalls, denn die erlebten Freiheiten sind Resultat eines fragilen sozialen Konstrukts, das auf einem Vertrauensverhältnis basiert. Objektverantwortliche stellen keine Fragen, wenn sie Vorbereitungen zu diesen Events beobachten, und die Organisatoren sind sich bewusst, dass die erlebte Freiheit jäh endet, wenn unverantwortlich gehandelt wird.

Hier besteht ein spannender Kontrast in der Regelungsdichte und ihrer Durchsetzung zu dem straff organisierten Verfahren, welches die Nutzung der Arbeitsplätze reglementiert.

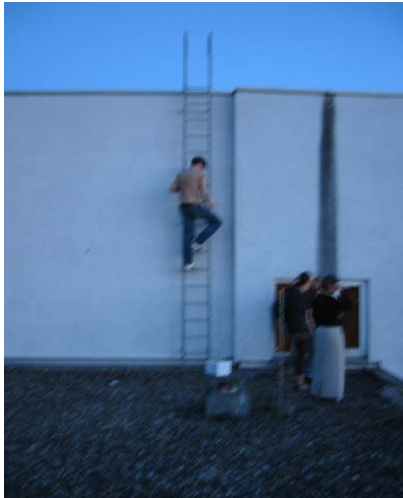


Abbildung 3.37: Aneignung einer Dachfläche

Neben einer temporären Umnutzung des Atriums für große Events mit über 1000 Teilnehmern kommt es in kleinerem Maßstab ebenfalls zur Aneignung von Räumen, die auf einer vergleichbaren sozial-rechtlichen Konstruktion erfolgen: Dachflächen werden als Aufenthaltsorte genutzt, z.B. zum Grillen im kleinen Kreis, obwohl hier de jure ein Nutzungsverbot besteht (vgl. Abbildung 3.37). Die Übertretung dieser rechtlichen Regelungen erfolgt mit Bedacht, d.h. zwar intentional aber dennoch mit Rücksicht darauf, dass keine Beschädigungen am Gebäude auftreten (Beschädigung der Dachfolie zur Abdichtung o.ä.).

3.4.5.4 Kunst

Kunst verbindet die beiden großen Bereiche Universität und Freizeit im digitalen Stadtmodell – zu finden auf dem Campus und selbst neben dem Studentenwohnheim.



Abbildung 3.38: Symbole / Mosaik am Campus / das lineare Haus

Die gezeigten Kunstwerke umfassen sowohl große Installationen (das lineare Haus) als auch kleine Mosaik und Graffiti. Für den Studenten, der die interaktive Stadtdarstellung erstellt hat, lädt Kunst einen Ort symbolisch auf, indem der Betrachter eingeladen wird, Bedeutungen und Beziehungen zu anderen Orten, Menschen oder Zeiten zu entdecken und ihnen zu folgen – auf der Suche nach Spuren, die andere hinterlassen haben.

3.4.6 Iterative Raumproduktion als Identifikationsstrategie

Die iterative Raumproduktion als Identifikationsstrategie basiert auf zeitlich versetzten Spacings und Syntheseleistungen. In der Syntheseleistung als Teil der Raumkonstitution werden vorausgegangene Platzierungen Dritter beobachtet, die dauerhaft sind und Orte deutlich markieren. Diese Platzierungen anderer Menschen werden als Spuren ihrer Raumanneignung bezeichnet und beziehen sich auf Kunstinstallationen, Graffiti und allgemeiner auf eine dauerhafte Modifikation der materiellen und symbolischen (An)Ordnung, deren Hintergründe nicht direkt zugänglich sind. Indem die Gründe für die Platzierungspraxis Dritter rekonstruiert und Symbole interpretiert werden, wird der Frage nachgegangen, *warum* der jeweilige Ort für die Platzierung gewählt wurde.

Die Rekonstruktionsleistung generiert lokalspezifisches Wissen auf zwei Ebenen, das diesen Prozess wiederum verstärkt. Zum einen wird durch die Suche nach weiteren „Spuren“ die Stadt erkundet, zum anderen werden die Hintergründe von symbolischen Verweisen und die Intention der Platzierungen recherchiert.

Analog zur Rekonstruktion der Raumanneignungen Dritter wird als zweites konstitutives Element dieser Identifikationsstrategie versucht, selbst Spuren zu hinterlassen, d.h. Spacings von Dauer zu erreichen.

Dies kann auf materieller Ebene durch eine Modifikation der (An)Ordnung der Güter an einem Ort erfolgen, also durch Errichten, Bauen, oder Platzieren symbolischer Verweise wie Schriftzeichen, Piktogramme etc. Auf sozialer Ebene sind dauerhafte Platzierungen ebenfalls möglich. In diesem Fall wird die Wahrnehmung des Raumes an einem Ort in der Weise institutionalisiert, dass die eigene Person (in der Selbst- und in der Fremdwahrnehmung) als ein ‚legitimes‘, d.h. selbstverständliches Element dieses Konstitutionsprozesses wahrgenommen wird – z.B. als Teil einer Peergroup, als Diplomand im Arbeitsraum. Die Rahmenbedingungen, unter denen die Platzierungen Dritter und eigene Spacings erfolgen, spielen eine große Rolle für die Aneignung dieser Räume. Materielle Eigenschaften ‚vor Ort‘ können das Handlungsspektrum einschränken, z.B. wenn aufgrund von Denkmalschutz keine Änderungen der materiellen Konfiguration erlaubt sind. Im Fallbeispiel wird beschrieben, wie Handlungsmöglichkeiten durch einen belastbaren Baustoff, Beton, erweitert werden und dies als Freiheit erlebt wird. Diese Erfahrung und eine fachkulturelle Sozialisation führen zu einer Neubewertung der ästhetischen Qualität des Materials, die einem ungeschulten Blick nicht ohne weiteres zugänglich ist. Neben der materiellen Struktur am Ort der Platzierungen spielt die soziale Dimension eine wichtige Rolle: Über sie wird mit bestimmt, wie rigide juristische Regelungen die Platzierungspraxis betreffend umgesetzt werden. Auf dieser Ebene sind Erfahrungen von Freiheit möglich, indem ein Laissez-faire-Stil mit eigener Verantwortung kombiniert wird.

Indem Handlungsalternativen zur Verfügung stehen, werden die konstituierten Räume als Freiräume erlebt und ermöglichen dauerhafte Platzierungen oder die Institutionalisierung temporärer Platzierungen in der Syntheseleistung. Indem temporäre Spacings in Erinnerungsprozessen repetitiv in Syntheseleistungen eingebunden werden, können die mit ihnen erzeugten Räume dauerhaft sein. Die Räume, die primär über eigene Spacings oder rekonstruktiv über Syntheseleistungen der Platzierungen Dritter konstituiert werden, sind die Basis des räumlichen Identifikationsprozesses, der dadurch an spezifische Orte gebunden wird.

3.5 Zusammenfassung: Raumbezogene Identifikationsstrategien und Image der Stadt

Die vorgestellten Strategien, die über die je spezifische Konstitution von Räumen Verbindungen zwischen der eigenen Person und sozialen, symbolischen und materiellen (An)Ordnungen herstellen, haben im untersuchten Sample (vgl. Kap. 2.3, S. 147) zu einer Identifikation mit dem Studienort Darmstadt geführt, obwohl die Stadt bei den befragten Studierenden, die nicht in der Stadt selbst aufgewachsen waren, zuerst immer einen *negativen ersten Eindruck* hinterlassen hat. Diese anfängliche Abwertung der Stadt als Studienort bzw. als Stadt allgemein ist heterogen hinsichtlich der Intensität und des Zeitraums, der benötigt wurde, bis das negative Image durch andere Erfahrungen und Sichtweisen im Kontext der dargestellten Strategien relativiert wurde. In einem Fall dauerte dies ein ganzes Jahrzehnt (mit Berufstätigkeit), in einer anderen Kontrastierung wurde die anfangs negativ attribuierte Stadt sogar die eigene „Heimat“ (vgl. Kap. 3.4.4, S. 259).

Im Folgenden werden kurz die Stadtimages skizziert, die sich mit den einzelnen Strategien herausgebildet haben, denn diese Images skizzieren als Kondensate komplexer Auseinandersetzungen bestimmte Zeiträume (vgl. Kap. 1.7, S. 99ff. für die exemplarische Kontrastierung der offiziellen Imageproduktion Darmstadts zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten).

Im Fall der *biographischen Raumproduktion* war die Stadt als Einkaufsziel seit der Kindheit bekannt, wurde mit dem ersten Umzug nach Darmstadt in eine industriell geprägte Gegend (Nähe Müllverbrennungsanlage) aber nicht intensiver kennengelernt. In der Retrospektive wird der Stadt ein Image als „graue Beamtenstadt“ zugewiesen. Diese biographisch-retrospektiv vermittelte symbolische Abwertung lässt sich jedoch mit der Wahrnehmung während des Studiums und des Wohnens vor Ort nicht bruchlos in Einklang bringen. Das biographisch überlieferte Image ermöglicht kein adäquates Verhalten in der Stadt, denn die Bewertung der Wahrnehmung und des eigenen Platzierungsverhaltens, d.h. die eigene Raumkonstitution ist im Alltag nicht kongruent mit der symbolischen Verdichtung als „graue Beamtenstadt“. Die Suche nach einer eigenen Kurzformel, mit der die Stadtwahrnehmung und -erfahrung beschrieben werden kann, ist eine zeitlich sehr aufwändige Neuorientierung (S. 182). „Schöne Ecken“, d.h. kleinformatige Gegenden der Stadt, die mit dem habituellen Hintergrund positiv bewertet werden, sind nicht offensichtlich, es ist schwer, sie zu finden. Sie müssen zufällig entdeckt, von Freunden gezeigt oder selbst erforscht werden – dazu ist Zeit notwendig. Eine Folge dieser Suche ist, dass die Stadt insgesamt gesehen besser kennengelernt wird, d.h. *das spezifische räumliche Wissen über den Ort Darmstadt wird vertieft und intensiviert*.

Dieser Prozess, die Stadt fortlaufend *neu* zu entdecken, ist nicht abgeschlossen (S. 182). Die Identifikationsstrategie hat eine Neuorientierung gegenüber der Stadt geleistet, die ein Wohlfühlen²¹⁰ ermöglicht, aber keine über das Studium hinausgehende Bindung an die Stadt zu leisten vermag. Die Stadt wird für den ZeitRaum des Studiums trotz erheblicher Widerstände durch die anfängliche Abwertung angeeignet, aber prospektiv wird keine Bindung an die Stadt erreicht. Die Neuorientierung und der Versuch, sich die Stadt zu erschließen, führen zu einer „gemischten“ (S. 194) Vorstellung von der Stadt, der keine konkrete Kurzform als Label für die eigenen Vorstellungen der Stadt als Image zugeordnet werden kann. „Wissenschaftsstadt“ als offizielles Image der Stadt wird nicht aufgegriffen, weitere genannte Bezeichnungen wie „Jugendstilstadt“ oder „Studentenstadt“ werden in der eigenen Perspektive und lebensweltlichen Erfahrung Darmstadt ebenso wenig gerecht wie die biographisch tradierte Abwertung als „graue Beamtenstadt“.

Abstrahierend von der eigenen Erfahrung wird Darmstadt als eine Stadt beschrieben, die *nicht auf den ersten Blick überzeugen könne, sondern bei der man Zeit braucht, sie kennen und schützen zu lernen*.

Im zweiten Fallbeispiel, der *historiographischen Raumproduktion*, wurde die Stadt anfangs im Wortsinn oberflächlich – das materielle Stadtbild betrachtend – wahrgenommen: Sie bietet dem Berufspendler auf den ersten Blick keine durch historische Gebäude erzeugten Atmosphären, sondern „sterile Nachkriegsbauten“ (S. 206). An einer weitergehenden Auseinandersetzung mit der Stadt ist für ein gutes Jahrzehnt nicht zu denken. Dieses außerordentliche Identifikationshemmnis wurde dennoch positiv gewendet. Alte Aufnahmen der Stadt zeigen Darmstadt, wie es noch sein *könnte*, wären nicht gravierende Zerstörungen vor allem durch die Brandnacht am 11. September 1944 zu verzeichnen gewesen. Diese Erkenntnis – bei der ein *allgemeines Wissen* um Zerstörungen durch Kriegsfolgen in Städten durch den 2. Weltkrieg lokalspezifisch konkretisiert wird – erzeugt ein Interesse, Orte zu recherchieren, bei denen visuelle Verweise auf die historische Bausubstanz vorliegen. In der Rekonstruktion der Aufnahmeorte wird ein ZeitRaum von mindestens sechs Jahrzehnten konstituiert, mit dem die materielle Transformation der Stadt anhand einzelner Gebäude oder kleinformatig für einzelne Straßenzüge beschrieben wird. Das Image der „sterilen Nachkriegsbauten“ (vgl. S. 206) wird durch ein konkretes Verständnis für die Veränderungen durch Zerstörung, Not und Wiederaufbau deutlich abgeschwächt. Die Neugier, die Orte zu finden, von denen historische Aufnahmen aus erstellt wurden, führt ebenfalls zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Stadt und zu einem genaueren Kennenlernen, d.h. zur Intensivierung und Vertiefung lokalspezifischen Wissens. Auf die Frage zum Image von Darmstadt wird die offizielle Imageproduktion aufgegriffen und die Stadt als eine sehr gute Stu-

210 Martina Löw argumentiert mit Bezug auf den von Raymond Williams eingeführten Begriff der „Structures of Feelings“ und die darauf aufbauende Studie „A Tale of two Cities“ von Ian Taylor, Karen Evans und Penny Fraser, dass emotionale Strukturen die Spezifik eines Ortes charakterisieren können. Damit werde eine „latente soziale Struktur“ begrifflich bestimmt, „die praktisch-bewusst reproduziert wird, das heißt mittels eines auch körperlich-emotionalen Wissens, welches Handelnde im Alltag nutzen, ohne bewusst zu reflektieren“, so Löw (2008, S. 39 mit weiteren Literaturangaben).

dienstadt dargestellt. Das *Image Darmstadts sei das einer durch technisch orientierte Wissenschaften geprägten Stadt* – was gerade durch die Geschichte als Forschungsstandort zu Kommunikationstechnologien und gegenwärtig durch eine sehr hohe Dichte an außeruniversitären Forschungseinrichtungen ersichtlich wäre. Eine wissenschaftliche Tätigkeit und Exzellenz auf nicht-technischen Gebieten wird hingegen nicht angesprochen.

Das dritte Fallbeispiel repräsentiert die *gegenkulturelle Raumproduktion*. Hier ist Darmstadt aufgrund von Stippvisiten aus dem Umland zum Shopping bekannt. Diese Bezüge und ein Pendeln in die Studienstadt reichen allerdings nicht aus, die kritische Distanz zu überwinden, die sich mit dem negativen Erstdruck – zunächst temporär – manifestiert hat. Erst der Umzug nach Darmstadt im Hauptstudium hat zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Stadt geführt, in dessen Folge z.B. das offizielle Stadtimago „Wissenschaftsstadt“ und die Betonung der Mathildenhöhe als kulturelle Sehenswürdigkeit zwar angenommen, aber eher als grobe Orientierung für Hinzugezogene und Besucher verstanden wird – die Stadt habe mehr zu bieten als die Zuspitzung auf Wissenschaft und Kultur. Typisch für Darmstadt sei in dieser Perspektive eine Trias aus Universität – aufgrund biographischer Relationen mit Darmstadt als Studienort – Wissenschaftsstadt und Jugendstilzentrum. Diese Punkte würden einer ortsfremden Person nahegebracht und damit weitgehend offizielle Syntheseleistungsangebote aufgegriffen werden, mit denen Darmstadt sich als Stadt ebenfalls darstellt.

Die Identifikationsstrategie der gegenkulturellen Raumproduktion operiert auf der Ebene der Spacings entgegengesetzt der antizipierten ‚Verhaltenslogik‘ oder Normierung des Ortes, während die Syntheseleistungen entlang der institutionalisierten, habitualisierten und teilweise vorkonfigurierten Verknüpfungsmöglichkeiten erfolgen. Die ironische Distanzierung erfolgt mit dem Hinweis, dass diese Imagevorstellung auch das sei, was Darmstadt als typisch „verkauft“, d.h. mit ökonomischem Verwertungsinteresse postuliert.

Die Neubewertung der Stadt nach den anfänglich negativen Eindrücken („häßliche Stadt“, S. 231, 238, 240) ermöglicht die Übernahme dieser Syntheseleistungsangebote. Sie werden eher dahingehend kritisiert, dass sie zu sehr auf ein akademisch-künstlerisch orientiertes Publikum zugeschnitten sind und für viele Bürger der Stadt möglicherweise nicht anschlussfähig seien (S. 239). Die eigene Stadtwahrnehmung geht über dieses Image hinaus; Darmstadt hat in der eigenen Wahrnehmung und Erfahrung mehr zu bieten als Wissenschaft und Kultur – nämlich *spezielle, besondere Orte*. Sich dort aufhalten, d.h. im Wortsinne Zeit verbringen zu können, ermöglicht eine temporäre Partizipation an der Exklusivität des Ortes, die vor allem durch kulturelle Akkumulationen zum Tragen kommt. Dauerhafte Platzierungen an diesem Ort sind aufgrund habitueller Dispositionen (vor allem fehlendes ökonomisches Kapital) hingegen nicht möglich.

Das Image Darmstadts wird auch im vierten Fallbeispiel, mit dem die *iterative Raumproduktion* als Identifikationsstrategie dargestellt wird, aufgrund des Bezugs auf Wissenschaft als einseitig kritisiert – Darmstadt hätte mehr zu bieten (S. 228) als kognitive Leistungen, nämlich Kultur sowie die Nähe zur Natur, die Lage an

der Bergstraße, Freizeitmöglichkeiten, ein angenehmes Klima und *schöne Sonnenuntergänge*. Dieses Bild der Stadt würde der Student auch nicht-Ortskundigen in vergleichbarer Weise vorstellen – ihnen müsste jedoch ein tieferes Verständnis vermittelt werden im Hinblick auf die Zerstörungen in Darmstadt und die Folgen des Wiederaufbaus – eine klassische Innenstadt sei nun mal nicht das, was Darmstadt ausmache (S. 228, 229). Die Stadt verfüge trotzdem über viel Altbausubstanz in bestimmten Quartieren, die ein entsprechendes Flair aufwiesen und dem touristischen Interesse nach alter Bausubstanz entgegenkämen – als an Besucher gerichtete Syntheseleistungsangebote, die Authentizität versprächen. Für den Alltag in einer Stadt reiche ein an Besucherinteressen ausgerichtetes Image nicht (S. 262) – schöne Museen z.B. kompensieren nicht die im Alltag einer Stadt sich ergebenden Erfahrungen und Eindrücke –, es muss ‚mehr‘ sein, was den Reiz einer Stadt ausmacht. Dieses ‚Mehr‘ sind die erfahrenen Frei-Räume im Erststudium (Architektur), die wesentlich für die Identifikation mit und Bindung an die Stadt sind. Mit diesem Begriff werden relative Handlungsautonomien bezeichnet, die durch materielle und soziale Konstellationen ermöglicht werden (vgl. Kap. 3.4.2.1, S. 250, Kap. 3.4.2.2, S. 253 sowie Kap. 4.3.3, S. 305). Auch in diesem Fallbeispiel wurde die Stadt anfangs nicht positiv wahrgenommen, dies gilt insbesondere im Anschluss an einen Auslandsaufenthalt in Barcelona. Erst der Umzug nach Darmstadt in ein Studentenwohnheim hat zu einer positiven Neubewertung geführt. Darmstadt sei kompakt, überschaubar, und in der Nähe des Studentenwohnheims hätte man alles, was man braucht: Wohnen/Leben in schönem Umfeld, Sport, Nähe zur Natur. Die Identifikation mit der Studienstadt ist trotz Hemmnissen erfolgt und Darmstadt wird als „meine Heimat“ (S. 263) bezeichnet, was die emotional verbindlichste Charakterisierung im Sample derjenigen darstellt, die nicht in der Stadt geboren und aufgewachsen sind. Die Bindung an Darmstadt ist damit höher als zum eigenen Geburtsort.

4. Identifikationsstrategien als raumzeitliche Prozesse

Die im vorherigen Kapitel aus dem empirischen Material der Fotointerviews und digitalen Stadtmodelle in Form von *Falldarstellungen* herausgearbeiteten Identifikationsstrategien werden in diesem Kapitel hinsichtlich ihrer *theoretischen Implikationen* für die Diskussion von Ort und Raum und deren Aneignungsmöglichkeiten (vgl. Kap. 1) analysiert und systematisiert. Dabei wird der Fokus in den einzelnen Strategien auf die Verbindung von Raumkonstitution, Ort und Zeit gelegt, d.h. die Ergebnisse werden dahingehend hinterfragt, *inwiefern Zeiträume konstituiert werden, besondere Orte* mit den raumbezogenen Identifikationsstrategien *aufgesucht und gleichzeitig hervorgebracht werden*.

Mit dem *Spatial Turn* sind die Frage nach Raumkonstitutionen in zeitlicher Dimension, Orte als raumzeitliche Ereignisse und die Logik, mit der Räume konstituiert und Strukturen lokalspezifisch reproduziert werden, auf die Agenda der stadt- und raumsoziologischen Forschung getreten. Das Kapitel schließt, indem von den konkreten Ergebnissen zu raumbezogenen Identifikationsstrategien abstrahiert wird und die Frage nach der Aneignung von Räumen und Orten vor dem Hintergrund dieser Agenda stadtsoziologischer Themen diskutiert wird.

4.1 Resümee: Identifikationsstrategien

Für alle Studierenden im empirischen Sample, die nicht in Darmstadt geboren und aufgewachsen sind, ist es zunächst nicht leicht, sich am Studienort wohlfühlen, denn die Stadt wird zunächst oberflächlich wahrgenommen. Ein negativer Ersteindruck muss in den meisten Fällen des Samples überwunden werden, um eine Identifikation mit der eigenen Studienstadt aufbauen zu können. Die Strategien, die dazu eingesetzt wurden, setzen als Ressourcen unterschiedliche Formen des Wissens und Zeit in den aufwändigen Prozess der Neuinterpretation von und Auseinandersetzung mit der Stadt Darmstadt ein. Allen Identifikationsstrategien, die ermittelt wurden, ist gemeinsam, dass sie *explizit Räume herstellen*, die eine *Vermittlungsfunktion* aufweisen: Die eigene Person wird in die Konstitution von Räumen über Spacings und Syntheseleistungen eingebunden und mit dem entstehenden Raum eine lebensweltliche Verbindung zu einem bestimmten Ort hergestellt. Mit der Wahl des Ortes und der Art der Verknüpfung wird in der Wiederholung dieser raumkonstituierenden Handlungen oder ihrer Erinnerungen eine Verstetigung und Institutionalisierung der Räume erreicht, die eine Identifikation mit der Stadt ermöglichen.

Die *biographische Raumproduktion als Identifikationsstrategie* verbindet verschiedene Orte des Alltags wie Hochschule, Lebensmittel- und Drogeriemarkt zum Einkaufen und Wohnort so miteinander, dass der zurückzu-

legende Weg nicht als Pflicht, sondern als Kür gedeutet wird (S. 183). Die Wege selbst werden weitgehend routiniert zurückgelegt, d.h., es kommen überwiegend institutionalisierte Spacings zum Einsatz, mit denen der eigene Körper entlang des Weges platziert wird. Die Folge ist, dass die Wahrnehmung der Umgebung, d.h. im Kontext der Raumkonstitution die Syntheseleistung, auf das Flüchtige, Nebensächliche gerichtet sein kann und immer etwas Neues entdeckt wird. Die bewusste Wahrnehmung reproduziert *nicht* die Alltäglichkeit der Wegeführung. In den institutionalisierten Alltagswegen wird die Syntheseleistung weitgehend von den repetitiven Spacings, mit denen die Wege absolviert werden, gelöst. Hier liegt eine Verschränkung von routinierten Spacings und nicht-standardisierbaren Syntheseleistungen vor, bei der institutionalisierte Räume entstehen, ohne dass eine dauerhafte Veränderung der materiellen Konstellation am Ort selbst erfolgt: Die Spacings beschränken sich hauptsächlich auf die Platzierung des eigenen Körpers an diesen Orten, andere soziale Güter oder Lebewesen werden in diesem Prozess nicht mit platziert oder modifiziert. Syntheseleistungen als Relationenbildungen beziehen sich *vornehmlich auf die lebensweltliche Verbindung zur eigenen Person* und hinterlassen, abgesehen von der temporären eigenen Anwesenheit, *keine Spuren der Nutzung oder Aneignung*.

Diese Strategie benötigt ein Repertoire an Orten, das zunächst durch systematische Suche, Zufallsfunde oder durch Hinweise von Freunden erworben werden muss. Zeit und lokalspezifisches, exklusives Wissen über „Schleichwege“ (S. 186ff.; S. 197) sind Ressourcen, die für diese Strategie aufgewendet werden müssen. Wird dieser Ablauf irritiert, indem räumliche Veränderungen die habitualisierten Handlungen nicht weiter ermöglichen, kommt es zu Verlust- und Ohnmachtsgefühlen und dem Bewusstsein eigener Passivität in der Situation (vgl. S. 191). Diese affektive Reaktion auf extern induzierte räumliche Veränderungen lässt sich sowohl über das in Kapitel 1.5.4 (S.74ff.) vorgestellte Modell der prozessbezogenen Identitätsbildung nach Breakwell auf der Ebene der „place-continuity“ erklären, als auch über den von Helmuth Berking in die Stadtsoziologie eingebrachten Begriff *Doxa*: Das für diese Strategie notwendige lokalspezifische Wissen muss unerwartet aktualisiert und neue Wege entwickelt werden, indem eine Abfolge möglicher für diese Strategie geeignet erscheinender Orte nach positiven Anknüpfungspunkten hin untersucht werden.

Indem dieses Verhalten – bekannte Wege werden routiniert gegangen (Spacing) während ständig neue Beobachtungen einer Institutionalisierung der Syntheseleistung entgegenwirken – *selbst wiederholt wird*, entstehen institutionalisierte Räume. Sie zeichnen sich durch repetitive Spacings und eine Institutionalisierung der Syntheseleistungen auf der zweiten Ebene, d.h. durch ein Wiederholen der an diesen Orten nicht-standardisierten Relationenbildung aus. Die Verschränkung von routinierten Spacings und „Freiräumen“ für die Syntheseleistungen ermöglicht eine phänomenologische Bindung der konstituierten Räume an die eigene Person und *erzeugt biographisch hochrelevante Orte im Alltag*, denen auch ein Distinktionsgewinn innewohnt (z.B. Residenzschloss als Ort des Studiums). Mit dieser Strategie können anfänglich negative Eindrücke der Stadt überwunden werden, wobei Zeit und lokalspezifisches Wissen um Or-

te und Wegeführungen, die eine atmosphärische Qualität aufweisen, d.h. die affektiv positiv besetzte Syntheseleistungen ermöglichen, als Ressourcen eingesetzt werden.

Die *historiographische Raumproduktion als Identifikationsstrategie* nutzt ebenfalls verstärkt Syntheseleistungen, mit denen Vergleiche bestimmter *Orte in der Stadt zu zwei verschiedenen Zeitpunkten*, die sechs und mehr Jahrzehnte auseinander liegen, gezogen werden. Wenn es keine direkten materiellen Verweise auf die historischen Räume mehr gibt, wird Wissen in den Bereichen Architektur, Geschichte und Soziologie angewandt bzw. erworben, um die Rekonfigurationsprozesse mittels Vorstellungen, d.h. Syntheseleistungen ohne anschließende Spacings²¹¹, nachvollziehen zu können. Diese Identifikationsstrategie basiert auf der Rekonstruktionsebene auf Syntheseleistungen, mit denen die Transformationen der materiellen (An)Ordnungen an speziellen Orten zu weit auseinander liegenden Zeitpunkten erklärt und nachvollzogen werden. Die Suche nach Orten in Darmstadt, bei denen sich bauliche Relikte der Vorkriegszeit erkennen lassen oder von denen Fotos der Vorkriegszeit existieren, setzt jedoch eine Erkundung der Stadt, d.h. die Platzierung des eigenen Körpers an unterschiedlichen Orten voraus. Die historiographische Raumproduktion als Identifikationsstrategie untersucht die gegenwärtige Stadtwahrnehmung auf eine historisch tradierte Materialität hin und versucht, in der Raumkonstitution explizit, einen möglichst homogenen *ZeitRaum* (Berking (2010a); Berking / Schwenk (2011); Massey (2005); vgl. auch Kap. 1.5.6, S. 84 ff.) zu konstituieren, indem eine Verbindung zwischen historischem und gegenwärtigem Zeitpunkt als Vergleich von räumlichen (An)Ordnungen hergestellt wird. Dies geschieht entweder durch eine *direkte baulich-materielle Kontinuität der Bausubstanz* und Tradierung der materiellen Struktur oder *indirekt in der Vorstellung* über die Rekonstruktion eines Transformationsprozesses. In beiden Fällen sind *Syntheseleistungen als Wahrnehmungen bzw. Vorstellungen an der Konstitution der ZeitRäume beteiligt*. In der visuellen Umsetzung im digitalen Stadtmodell zeigt die Strukturanalyse (vgl. Abbildung 3.14, S. 221), dass fünf ZeitRäume über die Verbindungen historischer Fotos zu gegenwärtigen hergestellt werden. So sind im Fallbeispiel die Häuser und Hinterhöfe an der Magdalenenstraße aufgrund ihrer einzigartigen Tradierung – kaum Veränderungen in der baulichen Struktur, aufwändiger und damit gepflegter Umgang mit materieller Stadtgeschichte – das zentrale Bildmotiv der fiktiven Postkartendarstellung im digitalen Stadtmodell. Sie zeigen ein Darmstadt, wie es sein *könnte*.

Die Analyse von Räumen anhand ihrer Materialität allein hat – dies wurde ausführlich auch in der Diskussion der raumtheoretischen Positionen in Kapitel 1 gezeigt (Berking, 2008b, 2010a; Berking / Schwenk, 2011; Bourdieu, 1997b; Lefébvre, 1974:1991; Löw, 2001, 2003, 2006; Massey, 1994, 2005) – nur ein begrenztes Erkenntnispotential, denn sie zeigt nur das *Resultat eines Prozesses, nicht den Prozess selbst*. Der wahrnehmbare Raum (perceived space bei Lefébvre) verkürzt die raumbezogenen Handlungen (spatial practice) der Mitglieder einer Gemeinschaft, indem der generative Herstellungsprozess gegenüber dem Moment der

211 Abgesehen von der eigenen Anwesenheit am Ort.

Wahrnehmung zurücktritt. Genau dies ist die Ausgangssituation im Fallbeispiel des Studenten, bevor die historiographische Raumproduktion als Identifikationsstrategie zum Tragen kommt: Der *perceived space* Darmstadts wurde ahistorisch betrachtet und aufgrund weitgehend fehlender historischer Bausubstanz negativ konnotiert. Erst die historiographische Raumproduktion, die einen imaginierten Transformationsraum konstituiert, ermöglicht die Generierung von Relationen, die sich über die materielle Struktur der Stadt nicht erkennen lassen.

Neben *kongruente ZeitRäume*, die durch eine Verbindung von Orten und den an ihnen konstituierten Räumen zu unterschiedlichen Zeitpunkten aufgrund einer *materiellen und symbolischen Kontinuität über visuelle Wahrnehmung konstituiert* werden können, treten *ZeitRäume*, bei denen diese *Verbindungen durch Brüche in der materiellen Verweislogik gekennzeichnet sind*, oder bei denen eine solche gar nicht möglich ist. In diesen Fall wird eine *imaginierte Transformation* verwendet, bei der reflexiv Wissen eingesetzt wird, um die affektiv negative Wahrnehmung einer bruchstückhaften oder fehlenden Tradierung materieller Strukturen zu erklären. Auf diese Weise wird ebenfalls ein kongruenter ZeitRaum konstituiert, der jedoch nicht in vergleichbarer Weise für ästhetische Werturteile und damit zur *Anladung von Orten* genutzt werden kann, weil er auf nur *imaginativ* erzeugte Transformationen angewiesen ist und *die sozialen Gütern, die ihrer atmosphärischen Qualität wegen geschätzt werden, nicht mehr vorhanden sind*.

In der *Strategie der gegenkulturellen Raumproduktion* wird die Stadt *nicht* wahrgenommen und erkundet, indem auf *institutionalisierte* Angebote zurückgegriffen wird, sondern es werden vielmehr *gegenkulturelle Platzierungen* genutzt, um Räume zu konstituieren. Der wahrgenommenen inhärenten Logik des Ortes wird Widerstand entgegengesetzt. Syntheseleistungsangebote und ihre habituelle Bewertung (vgl. Habitus und Konstitution relationaler Räume, Kap. 1.1.1, S. 17; im Hinblick auf Orte: 1.5.2, S. 63) werden zwar übernommen, ein dieser Interpretation der relationalen (An)Ordnungen entsprechendes Verhalten jedoch intentional verweigert und die *eigene räumliche gegenkulturelle Praxis als Freiheit* erlebt. Indem dieses Verhalten reproduziert wird, entstehen jeweils *institutionalisierte, gegenkulturelle ZeitRäume* von kurzer Dauer, die durch Repetition verstetigt werden. Sie ermöglichen eine Kontinuität in Spacing (gegenkulturell) und Syntheseleistung, bis eine Verschärfung der rechtlichen Regelungen dies erschwert. Der damit einhergehende Bruch in der Handlungs-routine gegenkultureller Spacings lässt sich im Kontext der Bedeutung von Orten für Identifikationsprozesse (vgl. Kap 1.5.4, S. 74ff.) mit der von Twigger-Ross / Uzzell (1996) diskutierten Differenzierung von Kontinuität (place-referent vs. place-congruent continuity) erklären: Dabei steht die Frage im Vordergrund, ob routinierte Handlungen nach Translokationen am neuen Ort ebenfalls durchführbar sind (place-congruent identity). Veränderungen der räumlichen Strukturen (hier: juristische über die Parkordnung) führen im Fallbeispiel dazu, dass routinierte, gegenkulturelle Handlungen nicht mehr ohne weiteres möglich sind – und diese Einschränkung nicht fraglos hingenommen wird (vgl. S. 237). Neben dem Distinktionsgewinn, der sich aus der Logik einer gegenkulturellen Praxis selbst speist, zeichnet sich diese Identifikati-

onsstrategie auch dadurch aus, dass Orte mit einer besonderen Atmosphäre integriert werden. Für sie ist charakteristisch, dass die materielle Konfiguration dieser Orte trotz gravierender Kriegsschäden eine mehrere Generationen umfassende Tradierung aufweist, hier kulturelles Kapital akkumuliert wurde und eine Exklusivität auch durch räumliche Distanzen verkörpert wird. Orte mit einem entsprechenden Distinktionsgewinn werden temporär aufgesucht, um von den materiellen und symbolischen Konfigurationen zu partizipieren. Über Syntheseleistungen wird die eigene Person in die Konstitution von temporären Räumen an diesen Orten eingebunden und deren positive Eigenschaften mit der eigenen Person und dem Aufenthalt an diesem Ort verknüpft.

Die Nähe zu den exklusiven sozialen Gütern und den von ihnen ausgehenden Atmosphären ermöglicht eine *temporäre* Partizipation auf der Ebene der Syntheseleistungen und eine Distinktion gegenüber den ökonomisch induzierten Beschränkungen der eigenen *dauerhaften* Platzierungen. Der private Raum ist eine serielle Wohnform, die keine Aufenthaltsqualitäten besitzt und einschränkend wirkt, während die besonderen Orte wie die Mathildenhöhe eine ersuchte Weite verkörpern. Gerade das „Aushängeschild“ (vgl. S. 238) Darmstadts, die Mathildenhöhe, wird nicht einer touristischen Konsumlogik – Aufgreifen institutionalisierter Syntheseleistungsangebote und mit ihnen einhergehende Normierung des Verhaltens (Spacings) – entsprechend genutzt, sondern über den *Aufenthalt* an diesem Ort wird ein *eigener, gegenkultureller ZeitRaum* konstituiert. Die temporär fragmentierte Anwesenheit wird jedoch durch *repetitives Verhalten institutionalisiert* und die gegenkulturellen ZeitRäume damit verstetigt.

Die *Strategie der gegenkulturellen Raumproduktion* erzeugt eine Überlagerung von etablierten und gegenkulturellen Räumen an einem *besonderen Ort*, der durch intergenerative Tradierung von materiellen und symbolischen (An)Ordnungen Historizität und Kontinuität symbolisiert, an der nur partiell, d.h. temporär partizipiert werden kann. Über die Wahrnehmung der sozialen Güter und ihre habituelle Interpretation und Verknüpfung mit der *eigenen Person* während des Aufenthaltes wird die *lebensweltliche Verbindung* erneuert und so *regelmäßig ein ZeitRaum konstituiert*. Über die lebensweltliche Verbindung ist eine Partizipation an der atmosphärischen Qualität und Exklusivität der Räume an diesem Ort, der nicht dauerhaft angeeignet werden kann, dennoch möglich. *Gegenkultureller Art sind die Spacings*, die auf den *Aufenthalt statt einer Passage und kulturellen Konsumption* setzen, während die *Syntheseleistungen* dieser Identifikationsstrategie die habituell institutionalisierten Bewertungen der *tradierten materiellen und symbolischen Güter am Ort als positiv konnotiert aufnehmen* und diese in Bezug auf die *eigene Person in der Konstitution von Raum integrieren*.

Mit der *iterativen Raumproduktion als Identifikationsstrategie* werden Orte angeeignet, indem sowohl durch *eigene* Spacings dauerhaft Räume konstituiert werden, als auch die materiell-symbolischen Spuren als Verweise auf Rauman eignungen Dritter hinsichtlich ihrer Motivlage rekonstruiert werden. Mit dieser zeitlichen Verschiebung zwischen aktueller Wahrnehmung der Umwelt und der Suche nach sichtbaren Relikten der Rauman eignungen Dritter zu einem vorgelagerten Zeitpunkt wird ein *raumzeitlicher Spannungsbogen*

aufgebaut, dem die Frage innewohnt, wie andere Menschen diese Stadt wahrgenommen, erlebt und sich in ihr „verewigt“ haben. Dabei wird nicht notwendigerweise auf Denkmäler, Monumente oder allgemein Architektur verwiesen, obwohl dies in der exemplarischen Falldarstellung (vgl. Kap 3.4.3, S. 257) fachkulturell durchaus naheliegen würde, sondern es werden eher unauffällige Veränderungen der relationalen (An)Ordnungen gesucht: Spuren vergangener (An)Ordnungen können Kunstinstallationen, Graffiti, kurzfristige Umnutzungen von Räumen oder Abnutzungserscheinungen sein.

Materielle und soziale Konstellationen am Ort beeinflussen die Möglichkeiten, eigene Räume auf größeren zeitlichen Skalen zu konstituieren. Der Materialität kommt dabei weniger eine ästhetisch-normative Funktion zu als vielmehr eine praktische: Denkmalgeschützte (An)Ordnungen dürfen so gut wie gar nicht verändert werden, während dies für moderne Baustoffe wie Beton nicht gilt – sie sind so robust, dass sie die Spuren vielfältigster Veränderungen durch Umdekoration, das Anbringen von Postern und künstlerische Verfremdungen ohne weiteren baulichen Schaden ertragen können. *Im Vergleich zu den anderen Identifikationsstrategien wird Materialität nicht der Optik, sondern der Funktionalität untergeordnet.* Im Materiellen zeigt sich neben den technischen Eigenschaften wie robust, unverwundlich und „ruppig“ (S. 255, 263) auch eine *zeitgeschichtliche Wertung*: Nicht ausschließlich eine mehrere Generationen umfassende Tradierung von Bausubstanz hat für die habituelle, d.h. durch Geschmackspräferenzen geprägte Raumkonstitution einen Wert. In der Logik der eigenen Identifikationsstrategie wird im Fallbeispiel dafür plädiert, auch Spuren der Gegenwart als Aneignung von Räumen durch Menschen zu tradieren und bei der Stadtplanung und im Denkmalschutz nicht ausschließlich historisierend zu arbeiten: Jede Zeit hätte ihre eigenen ästhetischen Spuren (S. 264) – auch die Menschen der Gegenwart und künftigen Vergangenheit sollten Spuren hinterlassen (können). Für gegenwärtiges Handeln stünden ansonsten zu wenig Frei-Räume als Voraussetzungen von Raumanneignungen zur Verfügung – und damit narrativ wie materiell/symbolische Raumkonstitutionen als Identifikationsmöglichkeiten.

Neben der materiellen *entscheidet* auch die *soziale Konfiguration an Orten darüber, welche Räume konstituiert werden können und wie in diese die eigene Person eingebunden werden kann*. Soziale Netzwerke und Freunde bieten Möglichkeiten der Anknüpfung und der gemeinsamen Aktivitäten an Orten und ihrer „Aneignung“. Retrospektiv in der Erinnerung können die gemeinsam konstituierten Räume an diesen Orten als Syntheseleistungen aktiviert werden und z.B. gemeinsam eine Basis der Selbstversicherung²¹² bieten. Neben Aktivitäten im Freundeskreis spielen *informelle Regeln* eine große Rolle bei der Konstitution von Räumen, die *formalrechtlich* außerhalb der als gesetzeskonform definierten Rahmenbedingungen erfolgen, *faktisch* jedoch aufgrund der sozialen Konstellation geduldet werden: Soziales Kapital ermöglicht Grenz- und Freiheitserfahrungen bei

212 Vgl. die Darstellung der Facebook-Gruppe, die über historische Bezüge zu Darmstadt eine Vergewisserung der eigenen Identität als „aus Darmstadt stammend“ kommunikativ herstellt, in Kap. 1.1.4.2.

abweichenden Raumkonstitutionen, ohne dabei die moralische Verantwortung außer Acht zu lassen, die mit dieser stillschweigenden Vereinbarung einhergeht: Die Freiheit endet, wenn sie missbraucht wird (vgl. S. 271).

Die rekursive Verbindung zwischen dem eigenen ‚Spuren hinterlassen‘, d.h. Raumkonstitutionen mit dauerhaften Spacings, und der Rekonstruktion der Hintergründe und Motive von Spuren und damit Raumkonstitutionen bzw. Raumanneignungen anderer Menschen zu einem früheren Zeitpunkt, erzeugt einen *raumzeitlichen Spannungsbogen*: Spuren als materielle oder symbolische Veränderungen *selbst* zu hinterlassen, d.h. dauerhafte Rekonfigurationen auf größeren Zeitskalen vorzunehmen, soll Neugier und Interesse bei Dritten erzeugen und sie anregen, die räumlichen Veränderungen zu hinterfragen und die Hintergründe zu rekonstruieren. Somit schließt diese Identifikationsstrategie in der Rekonstruktion des Verhaltens Dritter an eigene Spacings an. Die Suche nach diesen Spuren erzeugt Neugier und einen Forscherdrang²¹³, die Motive, Intentionen und Hintergründe (d.h. Narrative) dieser vorausgegangenen Raumkonstitutionen zu rekonstruieren – *und damit wird dieser Ort, der die Spuren trägt, zu einem besonderen*. In der Humangeographie (Massey, 2005) und Stadtsoziologie (Berking, 2008b; Berking / Schwenk, 2011) wurde Ort als das Zusammentreffen unterschiedlichster Raumkonstitutionen (die von Dritten sowie die eigenen) über einen bestimmten zeitlichen Abschnitt hinweg definiert (vgl. ausführlich Kap 1.5.5 und Kap. 1.5.6, insbes. S. 88f.), ohne dass der zeitlichen Dimension die letztlich ordnende Funktion zugeschrieben wird. Die Besonderheit eines Ortes ergibt sich in dieser Lesart mit den dort erfolgten und erfolgreichen Raumkonstitutionen, die die materielle Struktur wie auch die Narrative und symbolischen Verweise entsprechend prägen.

4.2 Identifikationsstrategien als Aneignungsformen

Die Möglichkeit der Aneignung von Räumen oder von Orten, an denen Räume konstituiert werden, zieht sich als Themenkomplex durch die (wissenschaftliche) Auseinandersetzung mit Städten in der Soziologie wie auch angrenzenden Disziplinen wie Architektur, Stadtplanung, (Human)Geographie sowie der (Sozial)Pädagogik im Hinblick auf raumbezogene Sozialisation²¹⁴: Kevin Lynch (1965) versucht, eine ideale strukturelle Beziehung zwischen Elementen zu finden, die eine Orientierung in der Stadt und damit ein Wohlfühlen der Bewohner ermöglichen (vgl. die Darstellung in Kap. 1.7, S. 116; methodisch da-

213 Dieser funktioniert ähnlich wie bei der Strategie der historiographischen Raumkonstitution – ein Erkenntnisinteresse motiviert zu weitergehenden Stadterkundungen.

214 Zur Begriffsgeschichte vgl. z.B. Braun (2004).

zu Kap. 2.1.3, S. 115). Erst wenn der materiell-strukturelle Aufbau einer Stadt oder eines Stadtviertels bekannt sei, könne der Bewohner sich ohne Anstrengung oder Sorge orientieren und eine positive Bindung an die eigene Stadt entwickeln. Lynch hat fünf Elemente empirisch herausgearbeitet (1965Kap. III), die die räumlich-strukturelle Vorstellung der *gebauten* Umwelt prägen und damit ein Instrumentarium zur besseren Anpassung künftiger Planungsentwürfe an die Bedürfnisse der Menschen entwickelt – sie sollten sich „ihre“ Stadt besser vorstellen und aneignen können.

Pierre Bourdieu hat die Verfügungsmöglichkeit über Räume als subtilstes Machtinstrument bezeichnet (Bourdieu, 1997b) und die biographischen und sozialen Folgen räumlicher Differenzierung und Distinktion über ein durch Sozialisation, Erziehung und Bildung erworbenes, leibgebundenes Geschmacks- und Wertesystem untersucht (vgl. zu Habitus und der Konstitution relationaler Räume, Kap. 1.1.1, S. 17; im Hinblick auf Orte: 1.5.2, S. 63). Dabei differenziert er zwischen einem angeeigneten physischen Raum, dem Ort, an dem die Körper lokalisiert sind, und einem abstrakten sozialen Raum, in dessen Feldern je spezifische Machtmittel wirksam sind. Henri Lefébvre (1974:1991) hat sich auf empirischer wie theoretischer Ebene damit auseinandergesetzt, warum Menschen die standardisierten (An)Ordnungen der Hochhaussiedlungen in der Pariser Peripherie nicht in der Weise annehmen, wie es von Architekten und Stadtplanern konzipiert wurde (vgl. Kap. 1.3, S. 43). Er entwickelt dazu ein triadisches Raummodell, das eine dualistische Konzeption von Räumen, wie sie Bourdieu formulierte, überschreitet und die gebaute Umwelt, mentale Dispositionen und soziale Ebenen mitberücksichtigt. Indem er den Fokus in marxistischer Tradition auf die Herstellungsprozesse richtet, zeigt Lefébvre, wie Gesellschaften, aber auch Individuen „ihre“ Räume produzieren und dass dies in spezifischen Rahmungen, d.h. innerhalb eines kapitalistischen Produktionsmodus und mit bestimmtem disziplinärem Wissen erfolgt, aber auch Wünsche, Träume und Unbewusstes in diesen Prozess einfließen.

Der theoretisch eleganteste Entwurf, die Entstehung und Bedeutung von Räumen durch und für soziale Prozesse zu beschreiben und dabei auf eine Trennung von Sozialem und Physischen ganz verzichten zu können, ist der relationale Raumbegriff von Martina Löw (2001), der die Konstitution von Räumen als Figuration am präzisesten auf empirischer und theoretischer Ebene beschreibbar (vgl. Kap. 1.1, S. 17ff.) macht. Wenn man dieses Modell mit den Arbeiten von Doreen Massey (1993, 1994, 1998, 2005) und Helmuth Berking (1998, 2001, 2006, 2008b, 2010a) kombiniert, erhält man einen theoretischen Rahmen, der die wechselseitige Verbindung zwischen Raum und Ort präziser fasst und mit dem sich die wichtige Funktion der Aneignbarkeit von Räumen und Orten systematisch beschreiben lässt:

Raum verstehe ich mit Martina Löw Raum als eine relationale (An)Ordnung, die generativ durch die auf einander bezogenen Prozesse Spacing und Syntheseleistung im Handeln und damit über den Körper (re)produziert wird. Diese mikrosoziologische Perspektive ist für die Frage nach raumbezogenen Identifikationsprozessen wesentlich, denn sie ermöglicht, die individuelle Konstitution von Räumen über das

Spacing als Platzieren, Errichten oder Modifizieren von sozialen Gütern und die Lokalisierung des eigenen Körpers in der synthetisierenden Verknüpfung zu analysieren. Die figurative Einbindung dieser Prozesse, die immer *in Relation* zu anderen Menschen und ihren Raumkonstitutionen erfolgen, ermöglicht eine soziologische Perspektive auf diese Prozesse mit unterschiedlichen räumlichen Maßstäben (*scales*). Der Spacingbegriff bezieht sich dabei auf materielle Formen des Platzierens und Modifizierens, bei denen ein konkreter Ort Ziel und Folge dieser Prozesse ist. Für die raumsoziologische Beschreibung von Raumkonstitutionen, die im Kontext virtueller Räume erfolgen – wie der Einsatz digitaler Stadtmodelle im Rahmen stadtsoziologischer empirischer Forschung – habe ich vorgeschlagen, den Begriff *Spacings im Virtuellen* zu verwenden, damit der relationale Raumbegriff an dieser Stelle nicht unscharf wird (vgl. die Herleitung in Kap. 1.2, S. 40ff.). So lassen sich Platzierungen, die elektronisch vermittelt stattfinden, begrifflich präzise von realweltlichen Spacings unterscheiden.

Raumkonstitutionen sind immer Aushandlungsprozesse entlang habitueller Dispositionen und Verfügungsmöglichkeiten hinsichtlich sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital, denn für die Platzierung von sozialen Gütern und Lebewesen muss ein konkreter Platz zur Verfügung stehen, der durch diese Prozesse verändert wird. Die Konstitution von Räumen (re)produziert die gesellschaftliche Struktur als Gesamtheit verschiedener Strukturen wie rechtlichen, ökonomischen, zeitlichen oder räumlichen und den diese durchziehenden Strukturprinzipien Klasse und Geschlecht im Sinne einer Dualität von Raum, d.h. Strukturen werden im Handeln durch den Rückgriff auf selbige reproduziert. Die Logik, mit der ein Gesellschaftssystem wie das des Kapitalismus operiert, beeinflusst (wie die Herleitung in Kap. 1.4, S. 57f. gezeigt hat) Denken, Handeln, Fühlen, Soziales, Kunst und Wissenschaft in vergleichbarer Weise wie die Strukturprinzipien Geschlecht und Klasse – und damit die Konstitution von Räumen.

Durch die Platzierungen und Modifikationen sozialer Güter werden Orte hervorgebracht und mit diesen Relationenbildung als einzigartig gekennzeichnet und tradiert, ohne dass die sozialen Güter in ihrer (An)Ordnung noch existieren müssen. Orte sind demnach akkumulierte Raumkonstitutionen, deren materielle Konfiguration bis zu geologischen Zeitskalen geprägt sein kann, wie Doreen Massey (2005, S. 130ff.) verdeutlicht. Das Zusammentreffen der Räume, die Menschen konstituiert haben und neu hervorbringen, die Verknüpfungen, die dabei zwischen ihnen und anderen Orten entstehen, binden die eigene Person als Teil eines Ortes, eines Relationennetzwerkes, mit ein. Was Masseys Konzeption von Ort dabei fehlt, ist der soziologische Blick auf diejenigen Personen sowie die strukturellen Rahmungen, die diese Relationennetze (re)produzieren. Diese Perspektive liefert Helmuth Berking (Berking, 2008b, 2010a, 2012; Berking / Schwenk, 2011) mit dem Hinweis auf die lokalen Strukturen im Sinne einer Eigenlogik des Ortes und dem lokalspezifischen Wissen, Doxa, mit dem Akteure innerhalb der Wert- und Normvorstellungen agieren können und das für ein Sinnverstehen unerlässlich ist. Entscheidend sind nämlich nicht nur ‚globale‘ Verknüpfungen und die Konstitution orts- und nationenübergreifender Wa-

ren, Dienstleistungs-, Rechts- oder Informationsräume, sondern dass ihre lokale ‚Einbettung‘ und Bewertung kontextabhängig erfolgt. Auch hier spielen Habitus und Strukturen, die auf unterschiedlichen Maßstäben verschieden rigide wirksam sein können, eine Rolle für die jeweiligen Personen, die diese Dekodierung und Kontextualisierung vornehmen.

Raum und Ort sind damit zwei begriffliche Abstraktionen, mit denen dasselbe Phänomen aus jeweils unterschiedlichen Perspektiven beschrieben wird: Die theoretische Diskussion um *Raumkonzepte* legt das Erkenntnisinteresse auf die Relationenbildung, auf die Platzierungs- und Verknüpfungsprozesse, mit denen Menschen Räume konstituieren. ‚Raum‘ fragt nach dem Spezifischen dieser Relationenbildung (Verknüpfungen, Verknüpftes und verknüpfende Personen). Die theoretische Diskussion um die Bedeutung von Orten bezieht sich auf die Lokalisationen, von denen aus diese Relationenbildungen erfolgen und die konkreten Folgen und Bedingungen ihrer Überlagerung wie Sinn- und Handlungskontexte, lokalspezifische Wissensformen und die Einflüsse und Rigidität von Strukturen auf unterschiedlichen Maßstabsebenen, die diese Raumkonstitutionen im Hinblick auf andere Lokalisationen unterscheidet. Es ist die Frage nach dem selbstverständlichen Wissen, mit dem Orte unterscheidbar sind, weil sie eine ihnen genuine materielle Struktur, Geschichte und eine spezifische symbolische Ordnung aufweisen: Orte sind die Konkretionen abstrahierender raumtheoretischer Bezüge (Berking / Schwenk, 2011, S. 17ff.) und haben zeitspezifische symbolische Ordnungen, die in Form von Sedimentbildungen (immaterieller und materieller Artefakte) oder einer „kumulativen Textur“ tradiert werden. Helmuth Berking und Jochen Schwenk beziehen dieses Konzept auf die strukturierenden Formen, die Orte ausmachen und deren Gesamtheit sich, einer *fraktalen Logik* folgend, in den einzelnen empirischen Beobachtungen wiederfinden lässt (Berking / Schwenk, 2011, S. 21).

In der qualitativen Forschung sollen sogenannte „W-Fragen“ helfen, Prozesse zu identifizieren und das für sie Konstitutive herauszuarbeiten. Für die Frage nach Raum, Ort und Zeit als relationale, sozial produzierte Kategorien wird in der einen Perspektive (Raum) das „was und wie“ (was wird wie miteinander in Verbindung gebracht – was nicht) betont, in der anderen (Ort) – das „wo“ (Lokalisierung) und „wie“ dieser sukzessiven, kumulativen und rekursiven Relationenbildung. Ein erweiterter Ortsbegriff fragt, wie räumliche Phänomene vom Ort aus betrachtet wirken, welche Aufschichtungen der Relationenbildungen von welchen sozialen Gruppen über Zeiträume hinweg hergestellt wurden und werden. Orte sind die (nicht notwendigerweise widerspruchsfreie) Akkumulation dieser Relationenbildung. Beide Perspektiven beziehen sich auf handelnde Menschen als Akteure in diesem Prozess, also auf die Frage nach dem „wer“ und beinhalten die Frage „wann“, also die zeitliche Dimension. „Time-Space-Place“ lässt sich daher auch als *Verschiebung der Beobachterperspektive* verstehen, mit deren Hilfe die Selbst- und Weltsicht der Menschen als soziale und körperliche Wesen im Handeln entwickelt, tradiert, modifiziert und beschreiben werden kann. Ort und Raum erscheinen dann als einander entgegengesetzte und doch verbundene Per-

spektiven auf das Phänomen der Relationenbildung, ihrer strukturellen und lokalspezifischen Kontextualisierung und Sinngebung.

Die *Aneignung* von Orten oder Räumen ist in der stadtsoziologischen Forschung noch nicht begrifflich exakt beschrieben und wird oft alltagssprachlich und synonym verwendet: Spricht man in diesem Sinne davon, sich einen Raum anzueignen, soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass man an einem Ort etwas wie eine ‚Deutungshoheit‘, zumindest aber ein ‚Mitspracherecht‘ über die dort zu konstituierenden Räume erlangen möchte. *Die Aneignung von Räumen ist damit immer eine Aussage zu spezifischen Orten.*

Der Aneignungsbegriff²¹⁵ wird jedoch in der Sozialpädagogik und psychologischen Forschung im Hinblick auf Entwicklungsprozesse verwendet und stellt eine Gegenposition zu Entwicklungstheorien dar, die allein von innerpsychischen Prozessen ausgehen (wie z.B. Piaget (1975); zum Raumbegriff von Jean Piaget vgl. Löw (2001, S. 74 ff.)). Das Aneignungskonzept der kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie wurde Anfang des 20. Jahrhunderts von Alexei Nikolajewitsch Leontjew (1982) entwickelt – der Begriff in dieser Auslegung geht auf Karl Marx²¹⁶ zurück – und hat in der bundesdeutschen psychologischen Forschung die kritische Psychologie Holzkamps maßgeblich beeinflusst (Deinet, 2012). Sie ist von der Grundidee getragen, dass die Entwicklung des Menschen als *aktive Auseinandersetzung* mit seiner Umwelt zu verstehen ist – und steht in diesem Hinblick in der begriffstheoretischen Tradition mit Karl Marx. Während in der gemeinsamen Tätigkeit von Menschen Gegenstände mit dem Hintergrund eines spezifischen alltagspraktischen Nutzens, oder von sozialer oder kultureller Bedeutung hergestellt werden²¹⁷, müssen diese Hintergründe im Entwicklungsprozess aus dem Gebrauch und in der aktiven Auseinandersetzung mit den Artefakten erschlossen werden. Dies gilt für die gesamte Umwelt der Heranwachsenden, die nicht natürlichen Ursprungs ist, sondern generell von Menschen verändert und aktiv hergestellt wurde und wird.

Ulrich Deinet (2012) zeigt, dass die *Grundüberlegungen* dieses Modells mit dem relationalen Raumbegriff kompatibel sind, wenn man sie im Hinblick auf nicht-materielle, symbolische und kulturelle Dimensionen einer „Umwelt“ weiterentwickelt:

215 Für eine begriffsgeschichtliche Darstellung vgl. z.B. (Braun, 2004).

216 Karl Marx versteht Aneignung als über Materielles hinausgehende aktive und ganzheitliche Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt, die selbst aus menschlicher Tätigkeit hervorgegangen ist. Der Mensch formt sich selbst (und seine Umwelt) durch ein In-Beziehung-Setzen, d.h. die Konstitution eines Relationennetzwerkes auf kognitiver, sinnlicher und emotionaler Ebene. Diese Ausrichtung des Begriffs der Aneignung beschreibt in diesem Sinne den Gedanken der Selbstverwirklichung des Menschen – der Gegenbegriff zu diesem Verständnis ist der der Entfremdung (zu dem Gedanken der Selbstverwirklichung als Bildungsidee im Aneignungsbegriff vgl. auch die Beiträge in Reutlinger, 2004).

217 Vgl. die Diskussion um Gebäude als technische Artefakte, denen komplexe kulturelle und soziale Entscheidungsprozesse zugrunde liegen, auf die vom fertigen Produkt nicht ohne weiteres rückgeschlossen werden kann und die den Gebrauch des technischen Artefakts auf subtile Weise mitbestimmen können (Gieryn, 2002b).

„Meine These ist, dass der Aneignungsbegriff insofern aktualisiert werden kann, als er nach wie vor die tätige Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt meint und bezogen auf die heutigen Raumveränderungen der Begriff dafür sein kann, wie Kinder und Jugendliche eigentätig Räume schaffen (Spacing) und die (verinselten) Räume ihrer Lebenswelt verbinden. Insofern passt der Begriff der Aneignung durchaus zu der von Löw besonders herausgehobenen Bedeutung der Bewegung und der prozesshaften Konstituierung von Raum im Handlungsverlauf. Diese ‚Tätigkeit‘ ist aber heute nicht mehr (nur) als gegenständlicher Aneignungsprozess in dem klassischen Sinne von Leontjew zu verwenden (s. o. Gegenstandsbedeutung etc.). Die von Kindern und Jugendlichen heute zu leistende Verbindung unterschiedlicher (auch virtueller und symbolischer) Räume kann im Aneignungsbegriff als aktive prozesshafte Form eingebunden werden. Aneignung der Lebenswelt heute bedeutet, Räume zu schaffen (Spacing) und sich nicht nur vorhandene gegenständlich anzueignen.“ (Deinet, 2012, S. ohne Seite)

Diese Aussagen bezieht Deinet auf Kinder und Jugendliche, die sich die Fähigkeiten zur Konstitution von Räumen im Handeln und Verknüpfen von sozialen Gütern und Lebewesen als Entwicklungsarbeit aktiv erwerben. *Sie erarbeiten sich dabei die für den Ort der Sozialisation spezifische Doxa*, die vermeintlichen Selbstverständlichkeiten, mit denen soziale, kulturelle und materielle Verknüpfungen analysiert, bewertet und das eigene Verhalten in Folge abgestimmt werden kann, ohne dass dazu explizit auf Reflexionsprozesse zurückgegriffen werden muss. Erwachsene verfügen bereits über die Fähigkeit, auf ein Repertoire dieser selbstverständlich erscheinenden Beurteilungs- und Bewertungsschemata zurückgreifen zu können, *müssen diese jedoch an anderen Orten aktualisieren oder neu erwerben*. Die empirisch dazu herausgearbeiteten Identifikationsstrategien lassen sich in dieser Hinsicht auf die Frage nach den raumtheoretischen Hintergründen der Aneignung von Räumen in der systematischen Unterscheidung von Raum und Ort anwenden:

Die Aneignung von Räumen kann auf der Ebene von *Spacings* erfolgen, die zu einer *dauerhaften Veränderung der materiellen Konfiguration* führen oder *temporär eine (An)Ordnung immer wieder neu erzeugen* und auf diese Weise verstetigen. Temporäre oder einmalig konstituierte Räume können über *repetitive Syntheseleistungen in der Erinnerungsarbeit immer wieder neu konstituiert werden* und auf diese Weise *tradiert, ohne dass dazu erneut die erinnerten (An)Ordnungen materiell rekonstruiert werden müssen*.

4.2.1 Repetitive Spacings

Aneignungsprozesse hinterlassen Spuren, wenn sie auf Spacings beruhen, indem die relationalen (An)Ordnungen an einem Ort verändert oder neben der Platzierung des eigenen Körpers die sozialen Güter und Lebewesen am Ort verändert oder ergänzt werden. Nicht alle Veränderungen der materiellen und symbolischen Konfiguration an diesem Ort sind irreversibel, so dass zunächst von *temporären Änderungen* ausgegangen wird, die über eigene Syntheseleistungen sowie die anderer Menschen in die Konstitution von Räumen an diesem Ort eingebunden werden. Die Konstitution von Räumen an Orten erfolgt *figurativ* und generativ, d.h. die materielle und soziale Konfiguration eines Ortes – die von ihm ausgehen-

den Verknüpfungen zu anderen Orten, sozialen Gütern und Lebewesen – verweist somit deutlich auf die Raumkonstitutionen *anderer* Menschen an dem Ort zu *anderen* Zeitpunkten und damit auf die *raum-zeitliche Dimension der Aneignungsprozesse*.

Die Geschichte der Veränderungen an einem Ort durch Aneignungen im Modifizieren und Platzieren der sozialen Güter und Lebewesen wie der eigenen Person – d.h. auf der Ebene der Spacings – ist die Geschichte der Menschen, die diesen Ort für ihre Raumkonstitutionen genutzt haben und dies gegenwärtig tun. In der Fallrekonstruktion der Identifikationsstrategien findet sich die Form der Aneignung über Spacings bei allen vorgestellten Eckfällen, wobei die historiographische und gegenkulturelle Raumproduktion als Identifikationsstrategien historisch tradierten (An)Ordnungen besonderen Stellenwert einräumen und die iterative Raumproduktion diese Perspektive allgemeiner berücksichtigt; sie kann als Strategie par excellence für das theoretische Konzept der ZeitRäume angeführt werden.

Zeit muss als Ressource für die wiederholten Spacings eingesetzt werden, damit die temporären Platzierungen und Modifikationen der relationalen (An)Ordnungen am Ort eine bestimmte Form der Institutionalisierung erfahren, z.B. die eigene Person als zugehörig zu diesem Ort in den Syntheseleistungen Dritter wahrgenommen wird. Eine dichte Relationenbildung der selbst- und durch Dritte konstituierten Räume mit der eigenen Person ist dafür notwendig, die über die Anwesenheit am Ort erfolgt. In der Falldarstellung ist dies bei der iterativen Raumproduktion als Identifikationsstrategie im Hinblick auf die Aneignung der Arbeitsräume besonders deutlich erkennbar. Hier führen multiple Verknüpfungen zur eigenen Person dazu, dass eine dauerhafte Platzierung als eigener Arbeitsort angeeignet werden kann – indem neben der Arbeitstätigkeit auch weitere Aktivitäten ermöglicht werden und auch faktisch erfolgen: nämlich dort zu leben (vgl. Kap. 3.4.2.4, S. 255f.). Auch für die anderen Identifikationsstrategien wurde gezeigt, dass erst ein intensiverer, multifunktionaler Kontakt – i.d.R. durch den Umzug nach Darmstadt – notwendig war, um eigene Räume konstituieren zu können, die ausreichende Identifikationsmöglichkeiten und eine hinreichend hohe Verknüpfungsdichte mit dem Ort und der eigenen Person bieten.

Die Aneignung von Räumen ist ein figurativer, sozialer Prozess der Auseinandersetzung um die Deutungshoheit über die an einem Ort konstituierten Räume. Erst wenn die eigene Person mit ihrem Handeln am jeweiligen Ort nicht nur akzeptiert wird, sondern von anderen Menschen als wesentliches Element der eigenen Raumkonstitution für diesen Ort angesehen wird, hat sie sich diesen Ort angeeignet – über die eigene Raumkonstitution sowie die Dritter. Über den langfristigen Aufenthalt an einem Ort wird die Anwesenheit einer Person über repetitive Spacings institutionalisiert und erhöht die Wahrscheinlichkeit, in ein Relationennetz anderer Raumkonstitutionen repetitiv eingebunden zu werden mit dem Effekt, dass diese Relationennetze ebenfalls institutionalisiert werden. Mit den institutionalisierten Raumkonstitutionen – eigene Spacings, Spacings und Syntheseleistungen Dritter – wird ein spezifischer ZeitRaum geschaffen und mit diesem der Ort neu definiert und angeeignet.

4.2.2 Repetitive Syntheseleistungen

Auch temporäre und singuläre Spacings können in *Erinnerungsprozessen* beliebig oft wiederholt werden und auf diese Weise in die Syntheseleistung eingehende verstetigte Räume hervorbringen. Die Verknüpfungen können in der Sprache, in Erinnerungen und über visuelle Artefakte wie Fotos oder Videos immer wieder neu hervorgebracht werden, ohne dass an der Platzierung, auf den sich diese Verknüpfungen beziehen, Spacings erfolgen müssen. Von dem bezeichneten Ort aus gesehen, stellen repetitive Syntheseleistungen daher eine extern nicht sichtbare Praxis der Aneignungen als Erleben dar: Entweder werden die Plätze, die als Orte in die Raumkonstitution eingehen, nur für die Platzierung der eigenen Person beim Aufsuchen genutzt und ansonsten die relationale (An)Ordnung nicht verändert, oder der konkrete Platz wird für die Erinnerungsarbeit und die Verknüpfungen mit der eigenen Person gar nicht aufgesucht und nur imaginär eingebunden. Die so konstituierten Räume können, wenn dieselben Plätze aufgesucht werden, sich mit der aktuellen Wahrnehmung am Ort überlagern und bilden dann eine Art ‚Overlay‘ mit den aus der (An)Ordnung der sozialen Gütern und Lebewesen habituell dekodierten Atmosphären: Affekte beim Spacing und bei der Syntheseleistung spielen für das ‚Aufladen‘ der Orte eine entscheidende Rolle. Die Herstellung von Relationen zwischen sozialen Gütern und Personen erfolgt zwar von der eigenen Position in Relation zu diesen, bezieht aber die eigene Person über den platzierten Körper und das körperliche Empfinden mit in die Raumkonstitution ein. Diese affektgeladenen Syntheseleistungen betreffen die eigene Person auf biographischer und damit auf zeit-räumlicher Ebene retrospektiv, gegenwartsbezogen und prospektiv.

Im sensorischen und affektiven Feedback wird bei der Konstitution von Räumen eine Verbindung mit der eigenen Person über die Platzierungspraxis hergestellt, welche das (An)Ordnen und Modifizieren von sozialen Gütern und Lebewesen an einem Ort und deren Wahrnehmung und Syntheseleistung in Relation zu anderen Personen und dort konstituierten Räumen beinhaltet. Diese temporären Räume zeichnen sich durch eine *lebensweltliche Verbindung zwischen Subjekt und Umwelt* aus – *über Syntheseleistungen, bei denen die Spacings sich auch nur auf die Platzierung des Körpers an Orten beschränken können*. Sie ist in diesem Fall *nicht explizit als Praxis sichtbar*.

Die Erinnerungen an diese Raumproduktion werden erneuert, wenn der Ort wieder aufgesucht wird – die ‚Aufladung‘ eines Orts erfolgt dabei, indem die Erinnerungen an diesen vorgelagerten Prozess, in dem die eigene Person affektiv und sensorisch in die Relationen als Teil der Raumkonstitution eingebunden wurde, naturalisiert werden. *Der Ort wird im Alltag mit der affektiv und sensorisch besetzten Raumproduktion gleichgesetzt und von diesem aktiven Prozess dabei abstrahiert*. Erinnert wird der emotional ‚aufgeladene‘ Ort, d.h. eine *vergangene Raumkonstitution wird als Eigenschaft des Ortes wahrgenommen*, indem das affektive und sensorische Feedback der Raumkonstitution als eine lokalspezifische Eigenschaft zugeschrieben wird.

Raumtheoretisch bedeutet die emotionale ‚Aufladung‘ von Orten eine Überlagerung des von einer Person gegenwärtig konstituierten Raums mit naturalisierten Erinnerungen an zuvor dort konstituierte Räume mit entsprechenden affektiven und sensorischen Bezügen zur eigenen Person – eingebunden in ein figuratives Verständnis von Raumkonstitution und Ortsbezug.

Lefébvre zufolge überlagert das symbolische Feld (spaces of representation) die konkrete Wahrnehmung der materiellen Umwelt (des spatial practice), wodurch die Wahrnehmung der materiellen, physischen Umwelt symbolisch aufgeladen wird. Die Formulierung der ‚Aufladung‘ eines Ortes mit Emotionen erweckt den Anschein, als ob Orte Akkumulatoren für soziale und kulturelle ‚Energien‘ seien – und lässt die wesentliche Frage unbeantwortet, nämlich wie man sich einen solchen Prozess vorzustellen habe.

Mit Hinblick auf die von Helmuth Berking (2008b, S. 24ff.) formulierte Bedeutung von Doxa für die lokalspezifische Konstitution von Raum kommt man hier weiter: *Die Wahrnehmung räumlicher (An)Ordnungen erfolgt mit einem unbewussten Wissen, das in einer spezifischen räumlichen, d.h. materiellen, sozialen und kulturellen Konstellation erworben und verinnerlicht wurde*. Zusammen mit den körperbezogenen habituellen Dispositionen werden im Alltag räumliche (An)Ordnungen vor diesem, in der Regel unbewussten Hintergrund (Doxa), bewertet und das eigene Handeln auf die Einschätzung der Situation abgestimmt.

Es ist die Ebene, die Lefébvre (1974:1991, S. 39; 42) als *das Reservoir des Erlebten* bezeichnet, die sich mit dem materiellen Feld überlagert. Martina Löw spricht in diesem Fall von der *habituell spezifisch wirksamen Außenwirkung der sozialen Güter und Lebewesen an Orten* (2001, S. 195ff.; 204ff.; 229), die über Geschmacksanalysen empirische Klassifikationen zulässt (Geschlecht, Milieu, etc.). Neben unbewussten, habituellen Einflüssen spielt Wissen, wie gezeigt wurde, eine wesentliche Rolle im Hinblick auf die Möglichkeiten, sich Orte über raumbezogene Identifikationsstrategien anzueignen: Diesen Einfluss von konkretem raumbezogenem Wissen würde Lefébvre in seinem triadischen Entwurf in „The Production of Space“ (Lefébvre, 1974:1991) als Überlagerungen des Feldes der *representations of space* mit dem Physischen bezeichnen. Der fachkulturell ausgebildete Blick dekodiert kulturgeschichtliche Bauformen, subkulturelle Milieus, geologische Formationen oder die ingenieurtechnischen Herausforderungen in der gebauten Umwelt, und dieses Wissen wird in Raumkonstitutionen im Kontext der Syntheseleistung eingebracht.

Gerade weil die mit affektiven und sensorischen Bezügen zur eigenen Person zu einem bestimmten lebensgeschichtlichen Zeitpunkt konstituierten Räume in der Erinnerung naturalisiert und von einer zeitlichen Entwicklungsdynamik der Relationen am Ort selbst abstrahiert werden, verstärkt sich der Prozess der ‚Aufladung‘, denn damit entfällt weitgehend eine Neubewertung jedes Ortes zu jedem Zeitpunkt. Aggregiert und von den spezifischen Verflechtungen zwischen diesen Räumen und den Bezügen zur eigenen Person auf multiplen zeitlichen Skalen könnten diese Raumüberlagerungen analog vielleicht als ‚Schichtmodell‘ be-

schrieben werden, um die häufig genutzte metaphorische Umschreibung des „Aufladens“ eines Orts näher bestimmen zu können.

Zusammenfassend lässt sich daher festhalten, dass die habituell spezifisch wahrgenommenen Atmosphären der sozialen und materiellen Konfiguration in die konstituierten Räume eingebunden werden, diese in der Erinnerung an den Ort aber naturalisiert und die wahrgenommenen Atmosphären und mit ihnen verbundenen Affekte als Eigenschaften der spezifischen räumlichen Konfiguration des Ortes konzipiert werden.

Wenn dieser Prozess verstetigt wird, *erscheint der Ort selbst als die Ursache dieser affektiven Einbeziehung der eigenen Person in die Relationenbildung der Raumkonstitution* – und nicht als Resultat dieses Prozesses. In der sozialen Wirklichkeit ist dieser hier isoliert dargestellte Prozess der Relationenbildung und Abstrahierung mit denen anderer Menschen figurativ verbunden und gleichzeitig generativ. Räume können somit – neben repetitiven Spacings – über die *wiederholte Relationenbildung in der Erinnerungsarbeit synthetisiert und verstetigt werden* – ihnen müssen nicht notwendigerweise darüber hinaus Spacings an demselben Ort folgen, um ein dichtes Relationennetzwerk zur eigenen Person zu bilden.

4.3 Herausforderungen für Aneignungsprozesse

Wissen und Zeit wurden im Kontext der Diskussion der Begriffe Raum und Ort und der sie erklärenden (stadt)soziologischen Theorien (vor allem: relationaler Raumbegriff von Martina Löw, Kap. 1.1, triadische Raumproduktion von Henri Lefébvre, Kap. 1.3; Wissensformen, Orte und Zeiträume von Helmuth Berking; vgl. Kap. 1.5.6) bereits als Einflussgrößen der Konstitution von Räumen und Orten angesprochen. Weiterhin wurde in der Falldarstellung (vgl. Kap. 3) gezeigt, dass Wissen und Zeit wesentliche Aspekte raumbezogener Identifikationsprozesse sind: Damit eine Identifikation mit der Stadt entwickelt werden kann, müssen entsprechende Räume mit den Verknüpfungen zur eigenen Person repetitiv, d.h. über einen längeren Zeitraum, konstituiert werden und dabei spezifische Formen von Wissen eingesetzt bzw. erworben werden. Im Folgenden werden die raumtheoretischen Implikationen, die sich mit Wissen und Zeit als Herausforderungen für eine Aneignung von Räumen ergeben, herausgearbeitet und systematisiert.

4.3.1 Wissensformen als Ressourcen für Raumkonstitutionen

Wissen spielt in allen herausgearbeiteten Identifikationsstrategien eine wesentliche Rolle. Es kommt zum einen in Form von *räumlichem Wissen*, d.h. als Orientierungswissen im Sinne von Kevin Lynch (1965 Kap. III; 1984) zum Tragen und nutzt Referenzpunkte in der Stadt wie markante Gebäude oder Orte (Liebigshaus und Brunnen, Residenzschloss, Mathildenhöhe, Gebäude auf der Lichtwiese). Räumliches Wissen

lässt sich als Lernprozess darstellen, der *nicht notwendigerweise linear* einzelne Elemente verknüpft und hinsichtlich der Komplexität der lokalisierten, verknüpften Elemente zwischen Landmarken, Routenwissen und Überblickswissen differenziert (Wender, 1999). Alle herausgearbeiteten Identifikationsstrategien haben zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Stadt geführt, bei der teilweise neues Routen- und Überblickswissen auf *topologischer* Ebene erzeugt wurde. In der Regel reicht dafür eine temporäre Anwesenheit in der Stadt, wie sie für eine studentische oder berufliche Pendlermobilität typisch ist, nicht aus. *Im untersuchten Sample ereigneten sich die wesentlichen Veränderungen im raumbezogenen Wissen mit den Folgen der Identifikation mit der Stadt erst mit dem Umzug nach Darmstadt* bzw. nach dem langen Zeitraum von einem Jahrzehnt, in dem die Stadt ausschließlich monofunktional als Arbeitsort erlebt wurde.

Die Erweiterung topologischen Wissens wird von der *biographischen Raumproduktion* genutzt, um neue Wege zwischen den Anlaufpunkten des Alltags zu finden, die entweder eine Effektivität ermöglichen, indem möglichst viele Besorgungen auf diesem Weg erfolgen können, oder die sich für eine routinierte Wegführung abseits von Hauptverkehrsstraßen und Fußgängerzonen eignen, damit die wahrnehmungsbasierten Syntheseleistungsprozesse von ihnen gelöst werden können. Auch bei der *historiographischen Raumproduktion* führt topologisches Wissen dazu, dass sich der Blick auf die Stadt ändert, indem andere Orte der Stadt kennengelernt werden, deren materielle Struktur weitgehend intakt tradiert wurde (Magdalenenstraße) und deren *atmosphärische Wirkung die Idee von einem Darmstadt vermittelt, wie es sein könnte*. Das Forscherinteresse, das durch einen bildlichen Vergleich geweckt wurde, führt dazu, dass weitere Orte der Stadt erkundet werden, von denen historische Aufnahmen existieren bzw. bei denen sich eine materielle Tradierung erkennen lässt. Diese Suche erweitert und vertieft das topologische Wissen, bezieht aber weitere Wissens Ebenen mit ein (s.u.). Für die *gegenkulturelle Raumproduktion* musste ebenfalls topologisches Wissen generiert werden, d.h. besondere Orte gefunden werden, an deren atmosphärischer Qualität über einen temporären Aufenthalt partizipiert werden konnte. Die anfänglich negative Wahrnehmung der Stadt wandelt sich mit der Aneignung dieser Orte („meine Plätze“), d.h. mit dem Wissen um die topologische Konstellation von Orten, an denen eigene Räume konstituiert werden können. Dieser Aspekt spielt auch in der *iterativen Raumproduktion* eine große Rolle, denn die Stadt wird entlang von Raumkonstitutionen Dritter angeeignet, deren Hintergründe und Motive rekonstruiert werden. Dazu wird die Stadt erkundet und auch topologisches Wissen erarbeitet.

Neben dieser Form von topologischem Wissen wurden *lokalspezifische Wissensbestände über die räumlichen (An)Ordnungen in ihrem zeitlichen Verlauf* generiert, die die *Motive* und *Hintergründe* einzelner Platzierungen miteinschließen. Diese semantische Wissens Ebene ermöglicht es, die Stadt differenzierter wahrzunehmen und eine Neubewertung der wahrgenommenen relationalen (An)Ordnungen von sozialen Gütern und Lebewesen und ihrer Außenwirkungen vorzunehmen. Dazu bedarf es aber ganz konkreter Informationen über die relationale Konfiguration an Orten und ihre historischen, sozialen und fachspezifischen

Hintergründe. Neben historischen Ereignissen spielen dabei auch zeitgeschichtliche Wert- und Normvorstellungen allgemeiner Art sowie speziell fachspezifisches Wissen der Disziplinen Stadtplanung und Architektur eine Rolle, die sich konkret auf das Stadtbild ausgewirkt haben²¹⁸.

Ästhetische Werturteile als habituelle Dispositionen werden von einem vertieften lokalspezifischen Wissen nicht betroffen, es ermöglicht aber eine Rationalisierung der affektiven Wahrnehmung der Stadt durch die Erklärungsmöglichkeiten spezifischer Transformationen von Orten in der Stadt. Dieses *Wissen über die Hintergründe* konkreter Gebäude oder von Orten mit historischer Bausubstanz und ihr stellenweise völliges Fehlen *muss eigenständig und eigeninitiativ erworben werden – die Stadt selbst bietet aus der Perspektive der befragten Studierenden dafür keine Anreize*.

Eine weitere Ebene, die bei dem *Wissenserwerb für die Identifikationsstrategien* eine Rolle spielt, ist die der *Fachkultur*. Sie macht sich habituell bemerkbar, indem z.B. mit einem eher *technisch geprägten Wissenschaftsverständnis* der Vergleich zwischen Orten zu unterschiedlichen Zeitpunkten mit einer geradezu experimentellen Detailliertheit angegangen wird. *Soziologisches Wissen* zeigt sich bei den Themen Überwachung, Ausgrenzung und der Normierung von Verhaltensweisen. Am Beispiel der Mathildenhöhe wird visuell dargestellt und diskutiert, welche Konsequenzen eine Überwachung und Kontrolle des Verhaltens für die Aufenthaltsqualität an diesem Ort hat. Das Wissen um die Hintergründe räumlicher Kontrolllogiken führt dazu, dass diese nicht stillschweigend hingenommen werden, sondern eine aktive Auseinandersetzung gewählt wird (vgl. S. 237). Bezüge zur Videoüberwachung werden im Sample in weiteren Interviews thematisiert und durch eigene Fotos von fest installierten Kameras ergänzt. Das Themengebiet der Verdrängung von Randgruppen wird über Obdachlose und Punks am Luisenplatz und Drogenabhängige im Hermannsgarten aufgegriffen, wenn auch nicht in den hier dargestellten Fallbeispielen (vgl. auch die Dimensionierung der Auswertungskategorien, Kap. 2.5, S. 166).

Die Verwendung von Luftbildern und schematischen Darstellungen weist besonders deutlich auf die *fachkulturelle Codierung räumlichen Wissens* hin, die von Henri Lefébvre ((1974:1991), vgl. auch Kap. 1.3, S. 43ff.) der Ebene der *representations of space* zugeordnet wird. Diese visuellen Abbildungen brechen mit der Darstellungslogik der Perspektive des Fußgängers und integrieren andere Wissensformen über den Raum: Übersicht und Zentralperspektive sowie die schematische Abstraktion der Relationen einzelner Elemente wie Gebäude, Straßen oder Plätze. Auch in der Art des Fotografierens zeigen sich fachkulturell

218 Anhand des Begriffs „Leitbild“ lässt sich dies in den Bereichen Stadtplanung und Architektur zeigen: Für Schäfers / Kühler (1989) zählen neben der architektonischen Ebene auch Wertvorstellungen und Entwicklungen mit soziologischer Relevanz (Politik, Gesellschaft, Wirtschaft) zu den Leitbildern. Helmuth Böhme (1989) weist deutlich auf das ideologische und normative Potential städtebaulicher Leitbilder hin. Für die Nachkriegszeit haben Werner Durth und Niels Gutschow (1988) gezeigt, wie sich die Wunschvorstellungen und Hoffnungen der Menschen in städtebaulichen Leitbildern manifestierten. Für eine Übersicht über städtebauliche Leitbilder vgl. Becker / Jessen / Sander (1999).

unterschiedliche Praxisformen und Wissensbestände: So werden z.B. von den befragten Architekten die Wahrnehmungen von Orten über Kontraste in Schattenwürfen, Lichtbrechungen oder der Führung des Blicks auf den Bildhintergrund etc. (S. 268) dargestellt, während Studierende der Soziologie inhaltliche Bezüge zu stadtsoziologischen Themen (Wohnen, soziale Kontrolle, Gentrifizierung) visuell darstellen.

Wissen spielt für die Identifikationsstrategien daher auf der *topologischen Ebene* als Erweiterung der Kenntnisse über die Orientierung in der Stadt und der Stadterkundung eine wesentliche Rolle. Es integriert auf *inhaltlicher Ebene* Motive und Hintergründe der Transformation der äußeren Stadtgestalt als *Rationalisierung* externer Einflüsse durch Zerstörung und *zeitgeschichtlicher Vorstellungen* in Stadtplanung und Architektur und kommt ebenfalls in Form *fachkultureller Spezifik* in den einzelnen Identifikationsstrategien zum Tragen.

4.3.2 Zeit

Zeit ist ein wesentlicher Aspekt raumbezogener Identifikationsprozesse. Damit eine Identifikation mit der Stadt entwickelt werden kann, müssen entsprechende Räume mit den Verknüpfungen zur eigenen Person repetitiv, d.h. über einen längeren Zeitraum, konstituiert werden.

Zeit spielt als individuell einzubringende *Ressource* in diesen Prozessen eine Rolle und verbindet auf übergreifender theoretischer Ebene Raumkonstitutionen zu unterschiedlichen Zeitpunkten, so dass *Orte als raumzeitliche Ereignisse* (Berking (2010a); Massey (2005), vgl. auch Kap. 1.6, S. 92ff.) entstehen.

4.3.2.1 Zeit als Ressource

Die empirische Untersuchung hat gezeigt, dass es Studierenden, die nicht in Darmstadt geboren sind, nicht leicht fällt, in der Stadt Orte zu finden, die leicht als Bezugspunkte eigener Platzierungs- bzw. Handlungspraxis genutzt werden können. Sie müssen vielmehr trotz eines anfänglich negativen Eindrucks explizit gesucht werden, d.h., es muss Zeit aufgewendet werden, um die Stadt besser kennenzulernen, indem z.B. neue Wege entdeckt oder Plätze gefunden werden, an denen Bourdieus „heimliche[n] Gebote und Ordnungsrufe“ (1997b, S. 162) bzw. die eigenlogischen Strukturen mit der (fachkulturellen) habituell geprägten Raumkonstitution kompatibel sind. Die dazu genutzte Zeit steht für andere Tätigkeiten, allen voran dem Studium oder einem Nebenerwerb, Freizeit- und Sportaktivitäten oder Kontakten mit Freunden und Bekannten nicht mehr zur Verfügung. Zeit ist also eine knappe Ressource, die für ein Kennenlernen und Wohlfühlen in der Stadt extra aufgewendet werden muss, wenn die Stadt nicht nur als Studienort bzw. Arbeitsort, sondern auch als Wohnort und als Freizeitort erlebt werden soll.

Die Identifikationsstrategie der biographischen Raumproduktion setzt Zeit als Ressource ein, um Orte über unterschiedliche Zeitspannen und auch zu unterschiedlichen Zeitpunkten kennenzulernen, z.B. die Ansicht der Universität um 3 Uhr nachts. Sie nutzt neben der räumlichen Dimension – Wahrnehmungen jenseits des Alltags auf routiniert absolvierten Wegen – auch die zeitliche Dimension, um Alltagsorte zu Zeitpunkten außerhalb des repetitiven Alltags zu erleben und *operiert damit auf der räumlichen und zeitlichen Ebene mit der gleichen Strategie*. Auch für die historiographische Raumproduktion muss Zeit aufgewendet werden (Recherchen zu Gebäuden, Standortsuche zu alten Aufnahmen) mit der Folge, dass andere Teile der Stadt kennengelernt werden, als das Stadtzentrum und der ehemalige Arbeitsort. Die iterative Raumproduktion funktioniert, indem nach Spuren von Raumaneignungen anderer Menschen gesucht wird, und eigene materielle und symbolische, dauerhafte Rekonfigurationen vorgenommen werden – für beides muss Zeit aufgewendet werden. Die gegenkulturelle Raumproduktion ist ebenfalls auf den Einsatz von Zeit als Ressource angewiesen, um Orte zu finden, an denen über einen temporären Aufenthalt von kultureller Akkumulation partizipiert werden kann und eigene Räume der eigenlogischen Struktur entgegengesetzt konstituiert werden können.

In dieser Darstellung erscheint der Einsatz von Zeit für die den jeweiligen Identifikationsstrategien spezifischen Raumkonstitutionen als *zuvor* eingebrachte Ressource, was auch dem retrospektiven Blick der methodischen Rekonstruktion zugeordnet werden kann. In einigen Punkten gibt es jedoch auch deutliche Hinweise im empirischen Material, die die naheliegende Vermutung unterstützen, dass *Zeit als Ressource auch weiterhin für die herausgearbeiteten raumbezogenen Identifikationsstrategien aufgewendet werden muss*: Zum einen ist die relationale Konfiguration der sozialen Güter und Menschen, mit denen diese Strategien operieren, selbst niemals statisch sondern im Wandel begriffen, und zweitens *ist davon auszugehen, dass mit der erfolgreichen Identifikation die Strategien beibehalten und die Bindung an die damit konstituierten Räume verstetigt werden*.

Indem Zeit als Ressource und als Entwicklungsabschnitt in die Betrachtung räumlicher Phänomene integriert wird, wie dies im Konzept von Zeiträumen (vgl. Berking (2010a); Massey (2005) sowie in Kapitel 1.5.5, S. 80ff, Kap 1.5.6 insbesondere S.88) vorgeschlagen wird, kann man nicht nur zeigen, dass Raumkonstitutionen dynamisch sind, sondern auch konkret visualisieren, wie diese Ressource an unterschiedlichen Orten zum Einsatz kommt: Thorsten Hägerstrand hat dazu eine Darstellung entwickelt (vgl. dazu auch die Diskussion bei (Löw, 2001, S. 38ff), bei der auf der z-Achse Zeit abgetragen wird, während die Grundfläche durch eine übliche kartographische Darstellung gebildet wird, die gekippt zu einer 2½-D-Darstellung transformiert wird:

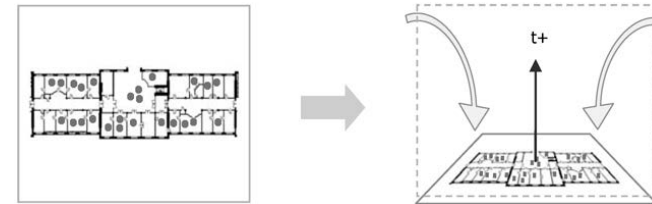


Abbildung 4.1: Kartographische Darstellung und Zeitachse als 2½ D-Darstellung.
Quelle: Windhager / Zenk / Risku (2008, S. 242)

Indem Zeit in der Darstellung mit aufgenommen wird, lassen sich raumzeitliche Bewegungsmuster ermitteln und mit weiteren Informationen wie z.B. sozialen Netzwerken, Kommunikationsvorgängen oder Wissenserwerb verknüpfen²¹⁹:

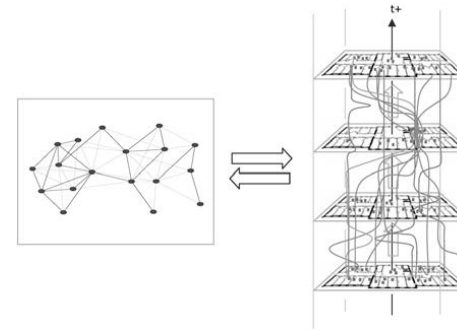


Abbildung 4.2: Verknüpfung von sozialen Beziehungen und Bewegungsmustern im Zeitverlauf.
Quelle: Windhager et al. (2008, S. 243)

Zeit als Ressource ist für die Einschreibung von (repetitiven) Handlungen in eine materielle Basis wichtig, aber auch für die Einschreibung in ein (kollektives) Gedächtnis über Erinnerungen.

219 Diese Perspektive empirisch nachzuvollziehen, ohne auf retrospektive Beschreibungen zurückzugreifen, setzt jedoch als methodisches Design eine *Verlaufsstudie* voraus und läuft auch auf eine andere als die hier verfolgte Fragestellung hinaus. Eine solche Verknüpfung zwischen Handlungen und Orten zeigt jedoch „Die Zeit“ in einer interaktiven Darstellung anhand der Auswertung von Vorratsdaten: Die Position des Mobiltelefons und damit sehr wahrscheinlich auch der jeweilige Aufenthalt der Person wurden mit Informationen aus dem Terminkalender und weiteren öffentlich zugänglichen Daten verknüpft und ergeben ein sehr detailliertes zeit-räumliches wie soziales Profil (vgl. Biermann, 2011).

4.3.2.2 ZeitRäume in der Raumkonstitution

Mit Zeit, die für repetitive Raumkonstitutionen aufgewendet wird, werden gleichzeitig ZeitRäume (zur theoretischen Diskussion vgl. Kap. 1.5.6, S. 84) konstituiert und Orte dynamisch hervorgebracht. Die Frage nach den Möglichkeiten der Aneignung einer Stadt ist daher immer auch die Frage nach den ZeitRäumen, die in raumbezogenen Identifikationsprozessen mit hervorgebracht werden. Im Folgenden werden daher die herausgearbeiteten Identifikationsstrategien als empirische Ergebnisse auf zugrundeliegende ZeitRäume hin untersucht.

Der *biographischen Raumproduktion* liegt die Beobachtung zugrunde, dass die *relationalen (An)Ordnungen, mit denen Räume synthetisierend konstituiert werden können, sich in Nuancen an denselben Orten unterscheiden, wenn diese zu unterschiedlichen Zeitpunkten aufgesucht werden*. Diese Strategie macht sich die Erkenntnis zunutze, dass das Konkrete flüchtig ist und sich diese Dynamik nicht ohne weiteres empirisch abbilden lässt. Es sind *einmalige und temporäre Räume*, die über die Syntheseleistung entlang der routinierten Wege konstituiert werden, *weil der Ort jedes Mal ein anderer ist*.

Diese aufmerksame Beobachtung der unterschiedlichen ZeitRäume auf kleinem Maßstab an den Orten, die täglich aufgesucht werden, wird durch routinierte Spacings ermöglicht. Ein erneutes Aufsuchen dieser Orte und der *Simulation* der Beobachtung des „Nebensächlichen“ der „Kleinigkeiten“ im Fotografieren wäre nicht authentisch – und wird deswegen auch unterlassen (S. 187f., S. 188). Die Wahrnehmung von Darmstadt wird über *drei ZeitRäume* bestimmt (S. 191): Zuerst ist diese Stadt der Ort, an dem Einkäufe und Besorgungen erledigt werden (Kindheit, Jugend), dann ist es die Studienstadt, die gleichzeitig der Wohnsitz ist. Die Stadt wird aus der Perspektive eines industriell geprägten Viertels her erlebt, erst mit dem Umzug ins Wohnheim und dem Beginn des dritten ZeitRaums wird die Stadt über die Strategie der biographischen Raumproduktion angeeignet. Entscheidend an dem Übergang vom zweiten zum dritten ZeitRaum ist die konkrete Platzierung am Ort, von dem dieser aus betrachtet wird, d.h. um die Frage „von wo“ aus raumzeitliche Phänomene beschrieben werden. Auf diesen Punkt wurde im Kapitel 1.5.5 bereits hingewiesen und eine Erweiterung des time-space-Konzepts von Massey vorgeschlagen, das die ‚Verortung‘ des Beobachters und dessen habituelle Dispositionen berücksichtigt, wie dies der relationale Raumbegriff von Martina Löw aus der raumtheoretischen Perspektive heraus leistet (vgl. die Zusammenfassung in Kap. 1.6, S. 92ff.).

In der *historiographischen Raumproduktion* wird ein ZeitRaum zwischen Jahrzehnten voneinander entfernten Zeitpunkten rekonstruktiv imaginiert, um die Veränderungen des Ortes nachvollziehen zu können. Lokalspezifisches Wissen fehlt zunächst, um die räumliche Transformation von ihrem gegenwärtigen Zustand aus rekonstruieren zu können – und aufgrund der negativen Ersteindrücke gibt es zunächst auch kein Interesse, sich dies anzueignen. Die Transformationen werden mit dieser Strategie *konkret* analysiert,

ein *allgemeines* Wissen darüber, dass sich materielle Konfigurationen, von Gebäuden bis zu Stadtansichten an Orten über den Zeitraum von Jahrzehnten verändern, reicht nicht aus. Entwickelt wird – auch in Anlehnung an das technische Berufsfeld habituell geprägt – der Versuch einer wissenschaftlich exakten Vergleichsmethode. Akribisch werden die Standorte recherchiert, von denen aus alte Aufnahmen entstanden sind. Diese Orte werden aufgesucht und die gegenwärtige Ansicht von dort fotografiert. Damit wird versucht, die Veränderungen in den Abbildungen des Stadtraums von zwei Orten aus möglichst vollständig über die Transformation in der Zeit darstellen zu können: *Abgebildet wird also eine Veränderung von Orten, nicht nur an Orten*.

Die Rekonstruktion bezieht sich zunächst auf die Spacings in der Raumkonstitution – indem die alten Aufnahmeorte aufgesucht und die eigene Position sowie die Kamera dort platziert werden. Die Vergleiche werden über die Syntheseleistungen auf der Rekonstruktionsebene geleistet (S. 209), basierend auf Fotos als Abbildungen der räumlichen (An)Ordnungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten, so dass der Vergleich von den eingesetzten Medien her auf einer Ebene erfolgt. Dargestellt werden vier ZeitRäume, angefangen von dem ehemaligen Arbeitsort in Bahnhofsnähe, bei dem zwei Bildmotive²²⁰ die ZeitRäume verdeutlichen. Von diesem Ort aus wurde Darmstadt über ein Jahrzehnt als Berufsort erlebt und gelegentlich die Innenstadt für Einkäufe genutzt, darüber hinaus gab es kaum Bindungen an die Stadt (detailliert ab S. 206). In diesem ZeitRaum wurde das äußere Erscheinungsbild der Stadt nicht als ansprechend erlebt und die Gebäude pauschal als sterile Nachkriegsbauten²²¹ disqualifiziert. Es gab keine Anreize, die Stadt kennen zu lernen, selbst das Pendeln an den Ort wurde als Belastung erlebt. Neben diesem berufsbiographischen ZeitRaum wird ein zweiter persönlicher Bezug dargestellt: das Residenzschloss als biographischer Referenzpunkt und Ort des Zweitstudiums. Das Gebäude als Hauptmotiv im bildlichen Vergleich erscheint über die Jahrzehnte unverändert²²², jedoch sind die Atmosphären der Fotos zu den unterschiedlichen Zeiträumen durch die umgebenden Gebäude völlig andere: In der gegenwartsbezogenen Abbildung wird durch große Verkehrsstraßen eine Leere vor dem Gebäude erzeugt anstelle einer (ehemals) dichten Besiedlung mit Fachwerkhäusern. Weitere ZeitRäume, die durch Bildvergleiche konstituiert werden, beziehen die ehemalige Privatbank für Handel und Verkehr sowie die Magdalenenstraße ein. Die Privatbank hätte zwar eine weitgehend historische Tradierung ermöglicht, diese sei jedoch kaum umgesetzt worden, so dass unnötige Brüche in der materiellen Verweislogik entstünden und man dem Potential des Ortes nicht gerecht würde. Die materielle Verweisstruktur der Magdalenenstraße hingegen

220 Vgl. Abbildung 3.16-3.19, S. 190ff.

221 Dieser Terminus verweist auf das *allgemeine* Wissen um Kriegszerstörung und Wiederaufbau durch den 2. Weltkrieg, das für eine Identifikation oder auch nur ein Interesse an der Geschichte der konkreten Stadt nicht ausreicht. Vgl. auch diese Argumentation in Kap. 3.2.6, S. 193ff.

222 Tatsächlich wurde das Schloss jedoch zerstört und komplett neu aufgebaut.

ist nahezu völlig intakt, das einzige, was sich geändert hat, sind die Bäume vor den Häusern, die deutlich größer geworden sind. Dieser Ort wird als typischer Repräsentant des „alten Darmstadt“ sehr geschätzt, weil die Bausubstanz, die für ästhetisch anspruchsvolle Atmosphären verantwortlich gemacht wird, erhalten und gepflegt wurde und so eine ungebrochene Kontinuität vermittelt. Es sind keine aufwändigen Rekonstruktionen imaginativer Art erforderlich, die Kontinuität ist direkt aus dem visuellen Eindruck am Ort erkennbar. In den konstruierten ZeitRäumen ist eine historische Kontinuität durchweg positiv besetzt – in Form von Materialität wird sie über Geschmacksurteile hinsichtlich der Außenwirkungen aufgewertet; andere Deutungen der materiellen Umwelt über reflexive Formen (die die Transformation erklären) erfolgen ebenfalls, wenn auch affektiv eher neutral in Bezug auf die Orte.

Darmstadt wird in der *gegenkulturellen Raumproduktion* ebenfalls in einem ersten ZeitRaum über gelegentliche Besuche zum Einkaufen in der Innenstadt erfahren. Die Stadt wird in dieser Phase aufgrund ihrer baulichen Struktur abgewertet (S. 231), denn sie kann von ihrer Atmosphäre her nicht überzeugen. Dieses negative Image beeinflusst aber nicht die Gründe der späteren Entscheidung, in Darmstadt zu studieren (vgl. S. 229: Freunde, studienimmanente Motive). Eine Zäsur, d.h. die Konstitution eines zweiten ZeitRaums, ist auch in diesem Fall der Umzug nach Darmstadt, der erst nach drei Jahren Studium und Pendeln nach Darmstadt erfolgt. Die damit mögliche intensivere Auseinandersetzung mit der Stadt und die Aneignung spezieller Orte²²³ haben dazu geführt, dass die anfängliche Abwertung der baulichen Struktur der Stadt brüchig wird und insgesamt eine Neubewertung erfährt. Dieser Prozess war zeitintensiv (vgl. S. 231, 239, 240) und hat dazu geführt, dass die Stadt differenzierter erfahren wird als aus der Perspektive eines Pendlers. Die eigene Person wird in diesem ZeitRaum intensiver in die Konstitution von Räumen an diesem Ort eingebunden – das Relationennetzwerk zu diesem Ort wird im zeitlichen Verlauf betrachtet dichter. Gleichzeitig, so wird im Folgenden gezeigt, erzeugt die raumbezogene Identifikationsstrategie ihrerseits *keinen kontinuierlichen ZeitRaum, sondern diskrete ZeitRäume als Freiräume*. Die Beschreibung im Interview erfolgt aus diesem zweiten ZeitRaum heraus, mit dem Stand der aktuellen Raumwahrnehmung und Bewertung. Die Identifikation mit der Stadt ist ambivalent, es gibt einzelne Orte, die eine hohe subjektive Relevanz für die erarbeiteten Identifikationsleistungen haben²²⁴. Mit dem zweiten ZeitRaum geht eine dauerhafte Platzierung in seriellen Wohnformen einher. Aufgrund ihrer Standardisierung durch repetitive materielle (An)Ordnungen wie Grundrisse, der Institutionalisierung räumlichen Handelns über verschiedene rechtliche Regelungssysteme und vorgegebene zeitliche Ord-

223 Erkennbar am Gebrauch von Possessivpronomen wie „meine Plätze“, vgl. dazu auch methodisch Kap. 2.1.1, S. 95 sowie empirisch Kap. 3 S. 196 und 214).

224 Die positive Grundeinstellung zur Stadt, die als Resultat dieser Umorientierung zu werten ist, zeigt sich auch daran, dass die negativen Eindrücke erst im Rahmen der Leitfadenfragen auf die Frage nach den ersten Eindrücken thematisiert wurden und damit keinen hohen Narrationsdruck (mehr) aufweisen.

nungen²²⁵ können diese nur beschränkt Freiräume für individuelles Handeln und eine eigene Raumproduktion ermöglichen. Diese ist jedoch die Voraussetzung, um über die Verknüpfungen der relationalen (An)Ordnungen mit der eigenen Person Identifikationspotentiale zu ermöglichen. Andere Wohnformen, die habituell eher kompatible Distinktionsmöglichkeiten bieten wie Altbauwohnungen, kommen aufgrund einer eingeschränkten ökonomischen Kapitalausstattung nicht in Frage. Die Erfahrung, die mit der seriellen Wohnform unter beschränkten Ressourcen gemacht wird, ist die von Grenzen. Auf die limitierenden Einflüsse vor allem von geringer ökonomischer Kapitalausstattung hat Pierre Bourdieu sehr plastisch (vgl. zum Habituskonzept im Kontext von Orten Kap. 1.5.2, S. 63) hingewiesen: „Der Mangel an Kapital verstärkt die Erfahrung der Begrenztheit: er kettet an einen Ort.“ (Bourdieu, 1997b, S. 164)

Um diese Erfahrungen zu kompensieren, werden *temporäre Platzierungen* wie Spaziergänge durch ein nahegelegendes Villenviertel und Aufenthalte auf der Mathildenhöhe eingesetzt, da eine *dauerhafte Platzierungen an diesen Orten*, die von der atmosphärischen Wirkung her geschätzt werden, aufgrund des nicht ausreichenden ökonomischen Kapitals aber auch von ideologischen Bedenken (gegen die Instrumentalisierung von Raum durch Burschenschaften) nicht möglich sind: Die Mathildenhöhe wird temporär als privater Ort besetzt, wobei diese zeitweise Aneignung durch ihre Wiederholung als temporäre Raumkonstitution institutionalisiert wird. Die Verbindung von Natur (Grünflächen, Park) und Kultur macht diesen Ort besonders, indem die organisierten Raumpraktiken und die institutionalisierten und erwarteten Handlungen intentional verweigert werden. Die *Syntheseleistungen* verknüpfen die sozialen Güter am Ort und beziehen die Außenwirkungen der materiellen Konfiguration als überaus positiv konnotiert mit ein – sie *folgen einer „Logik des Ortes“*, *gegenkulturell-distanzierend sind nur die Spacings*.

Dieser besondere Ort verliert an Aufenthaltsqualität, als eine neue Parkordnung mit Sicherheitsdiensten durchgesetzt und nicht-konformes Verhalten sanktioniert wird, denn das Potential des Ortes zur temporären Konstitution gegenkultureller Räume hat damit deutlich abgenommen und das Verhalten der am Ort anwesenden Personen wird ent-individualisiert und in eine touristische Konsumlogik gedrängt. Der Bruch mit den Handlungsmöglichkeiten vor Ort wird als Einschränkung der eigenen räumlichen Entfaltungsmöglichkeiten gesehen (*place-congruent continuity*), denn entgegen der für Touristen vorgesehenen Logik des Konsums der angebotenen Dienstleistungen und Syntheseleistungsangebote soll der Ort nicht durch eine Passage²²⁶, sondern durch einen Aufenthalt genutzt werden. *Der Ort als ZeitRaum hat in dieser*

225 Diese sind i.d.R. in Hausordnungen manifestiert und schreiben die Lautstärke in Abhängigkeit von der Zeit vor (Zimmerlautstärke nach 22 Uhr und in der Mittagsruhe) oder regeln die Benutzung von Waschküche und Trockenräumen zu bestimmten Zeiten oder Tagen für die einzelnen Mietparteien.

226 Vgl. in diesem Zusammenhang die Aussagen in Kap. 3.3 (S. 202f.) zur Anreise der Touristen mit Bussen. Helmut Berking hat in diesem Zusammenhang die provokante Frage aufgeworfen, ob es für diese Praxis (Touristen werden in Reisebussen auf die Mathildenhöhe gebracht, absolvieren eine kurze Führung dort und reisen wieder ab) einen Unterschied machen würde,

Strategie eine doppelte Funktion – einmal in Form von ZeitRäumen, die nicht-kontinuierlich jeweils auf Mikroebene neu konstituiert werden und über diese Repetition institutionalisiert werden sowie über die Akkumulation von Zeit, die sich in der Kontinuität in der Bausubstanz widerspiegelt (S. 241) und eine Stabilität der Raumkonstitutionen vorangegangener Generationen symbolisiert. Im Hinblick auf die Nutzung und Konstitution von ZeitRäumen in dieser Identifikationsstrategie bleibt festzuhalten, dass der Vorschlag von Doreen Massey, Orte als ZeitRäume zu betrachten, als Schnittpunkte der Raumkonstitutionen von Menschen und naturbezogenen Ereignissen auf unterschiedlichen zeitlichen Skalen (vgl. Kap. 1.5.5, S. 80ff.) um die *Perspektive erweitert werden muss, mit welchen (habituellen) Dispositionen die Raumkonstitutionen erfolgen.*

Die Strategie der *iterativen Raumproduktion* konstituiert ZeitRäume, indem vom gegenwärtigen Zeitpunkt aus die Motive vergangener Spacings anderer Menschen rekonstruiert werden. Abgesehen von dieser generellen Verwendung der raum-zeitlichen Verbindung wurde im vorgestellten Fallbeispiel zu dieser Strategie Darmstadt in einem ersten ZeitRaum vier Jahre lang aus einer Pendlerperspektive erlebt und war vor der Wahl als Studienort vor allem wegen Einkaufsfahrten aus der Umgebung bekannt (S. 249). Wesentlich ist in dieser Strategie ebenfalls der intensive Aufenthalt an konkreten Orten (Lichtwiese mit Fachbereichsgebäude, Hochschulstadion, Wohnheim), die die materiellen wie sozialen Voraussetzungen für diese Art der Raumkonstitution bieten. Auf der Ebene der Spacings ist dafür notwendig, dass neben einer möglichst dauerhaften Anwesenheit²²⁷ die Materialität der Gebäude entsprechende Veränderungen wie Kunstinstallationen, das Aufstellen von Entwürfen etc. ermöglicht ohne Schaden zu nehmen und dass innerhalb der sozialen Dimension entsprechende Spacings akzeptiert werden. Die Verknüpfungsleistungen als zweites Element von Raumkonstitutionen binden die eigene Person in die an diesen Orten konstituierten Räume ein und sorgen aus der Perspektive von Kommilitonen und Freunden dafür, dass in der Verstetigung dieser Praxis die eigene Person als zugehörig zu den konstituierten Räumen angesehen wird. In der Retrospektive werden diese Räume, d.h. die ortsspezifischen Relationen, repetitiv über Erinnerungen und deren Thematisierung in Syntheseleistungen verstetigt – und so narrative ZeitRäume (re)konstituiert.

Die Möglichkeiten, eigene Räume zu konstituieren und dazu Spacings zur Modifikation und Ergänzung bestehender (An)Ordnungen zu nutzen, ist in der zuletzt herausgearbeiteten Identifikationsstrategie ein zentraler Aspekt. Die Möglichkeiten, die zu tun, werden durch die materiellen Gegebenheiten und juristische Strukturen, vor allem aber durch die soziale Akzeptanz entsprechender Handlungen vorstrukturiert. Auch bei den anderen Identifikationsstrategien spielen Handlungsspielräume als FreiRäume eine wichtige Rolle.

wenn sich die Mathildenhöhe nach Wanne-Eickel translozieren ließe – schließlich würde kein ‚embedding‘ der Besucher stattfinden... (Oberseminar SpacePlacePower; WS 2007/08).

227 Vgl. in diesem Zusammenhang die Aussage, in den Arbeitsräumen aufgrund ihrer infrastrukturellen Ausstattung auch „leben“ zu können (S. 218).

Im Folgenden wird daher das Kompositum Frei-Raum diskutiert, damit abschließend dargestellt werden kann, wie sich die Aneignung von Orten und Räumen – basierend auf den empirischen Ergebnissen dieser Arbeit und ihrem Transfer in die (raum)soziologische Theoriebildung – raumsoziologisch beschreiben lässt.

4.3.3 FreiRäume

Der Begriff FreiRaum wird verwendet, um einen Ort zu bezeichnen, an dem spezifische Handlungsalternativen bestehen. Gegenüber anderen Orten oder Zeitpunkten kann ein erweitertes Spektrum an Platzierungen sozialer Güter und Lebewesen oder Modifikation der relationalen (An)Ordnungen die Pluralität von Raumkonstitutionen vergrößern. Die Möglichkeit, andere Räume orts- und zeitspezifisch über Spacings zu konstituieren und diese für Identifikationsprozesse und zur Distinktion gegenüber anderen Raumkonstitutionen und Orten einzusetzen, ist im Hinblick auf die empirischen Ergebnisse bereits diskutiert worden.

Die erhöhte Handlungsvielfalt kann sich durch eine andere materielle Konfiguration ergeben oder in anderen strukturellen Rahmenbedingungen wie z.B. rechtlichen oder zeitlichen Ausnahmen begründet sein. In dem Fallbeispiel der iterativen Raumproduktion dekodiert der fachspezifische Blick wesentliche Eigenschaften und damit Handlungsspielräume, die sich mit der Materialität des Gebäudes der Fachschaft Architektur ergeben: Beton ist robust, „ruppig“ und bietet nicht dieselben atmosphärischen Qualitäten wie Sandstein oder Ziegel, ermöglicht aber vielfältige Aneignungen im Handeln, denn der Baustoff wird durch Spacings der Studierenden nicht ohne weiteres zerstört. In dem Fallbeispiel wird als materielle Basis für FreiRäume auch die innere Aufteilung des Gebäudes angeführt, die Kommunikationsmöglichkeiten eröffnet, indem sie Menschen zusammenbringt anstatt sie in Zimmern zu isolieren (S. 251; vgl. dazu auch Gieryn (2002b)).

FreiRäume können zusätzlich zur materiellen Konfiguration des Ortes auch durch strukturelle Einflüsse auf die Raumkonstitution, z.B. durch juristische Strukturen ermöglicht werden sowie durch eine andere *Praxis ihrer Anwendung* (Kap. 3.4.2.2, S. 253ff.). Beispiele dafür sind temporäre Umnutzungen, die in einem sensiblen Gleichgewicht zwischen Laissez-faire-Stil der Objektverantwortlichen und einem bewussten Handeln der Studierenden erfolgen, wie nächtliche Umnutzungen für einen Grillabend im kleinen Kreis auf dem Dach ebenso wie große Partyevents mit mehr als 1000 Gästen (vgl. Abbildung 3.36 und Abbildung 3.37, S. 271f.) zeigen.

Die Mehrdeutigkeit und Undefinierbarkeit der Situation – sie wird zwischen den Beteiligten nicht explizit thematisiert, obwohl allen Beteiligten die rechtliche Lage eindeutig bekannt ist – ermöglicht ein Kokettieren mit der Übertretung juristischer Regelungen, das als FreiRäume und Handlungsautonomie erlebt wird, weil zeitlich wie raumkonstitutiv von den intendierten Normentwürfen räumlichen Handelns abgewichen werden kann. Das kann nur funktionieren, wenn soziale Beziehungen existieren, die von gegenseitigem Ver-

trauen getragen werden und auf Kontrollmöglichkeiten zugunsten der Übernahme von Verantwortung verzichtet wird.

Das Bewusstsein des Ausnahmecharakters dieser FreiRäume ermöglicht eine Aufwertung dieser räumlichen Situation als einer exklusiven und wirkt identitätsstiftend, da die ungewöhnlichen Raumkonstitutionen (Raumaneignungen) über die atmosphärischen Komponenten verstärkt und als spannende Narrative räumlicher Freiheit tradiert werden. FreiRäume in diesem Sinne sind labile soziale Konstruktionen, die von gegenseitigem Vertrauen getragen werden. Sie stellen temporäre soziale Events dar und erzeugen über die Möglichkeit der Abweichung eine Exklusivität, die dem Kreis vorbehalten ist, der über dieses tragfähige soziale Netzwerk verfügt.

Raumbezogene Identifikationsstrategien partizipieren allgemein von einem erweiterten *ortsspezifischen* Handlungsspektrum, was die eigene Platzierungspraxis und Veränderung der relationalen (An)Ordnungen betrifft, da sich diese in besonderem Maße zur Distinktion eignen und über repetitive Handlungen verstetigt werden.

5. Raumbezogene Identifikationsstrategien. Aneignung im Kontext von Ort, Raum, Zeit

Die vorliegende Arbeit ist der Frage nachgegangen, *wie* sich Aneignungen von Orten stadtsoziologisch beschreiben lassen und welche raumbezogenen Identifikationsstrategien dabei entwickelt werden.

Eine Systematisierung der raumtheoretischen Positionen und soziologischen sowie interdisziplinären Diskurse zur Bedeutung und Definition von Orten hat deutlich gemacht, dass der relationale Raumbegriff von Martina Löw aufgrund der handlungstheoretischen Ausrichtung auf die Raumkonstitution einzelner Personen und ihre figurative Einbindung sich für die theoretische Ausrichtung dieser Arbeit besonders eignet. Dieser Begriff ermöglicht es, die komplexe und nicht notwendigerweise widerspruchsfreie Konstitution von Räumen unterschiedlicher Personen oder sozialer Gruppen (inter)generativ zu analysieren und die Überlagerung von Räumen – dieselbe (An)Ordnung sozialer Güter und Personen kann habituell und biographisch bedingt zu unterschiedlichen Wahrnehmungen und daraus konstituierten Räumen führen – auf theoretischer Ebene mit zu reflektieren. Für die Fragestellung dieser Arbeit ist es sinnvoll, den Raumbegriff im Hinblick auf den *gesellschaftlichen modus operandi als Strukturprinzip zu erweitern*, denn wie die Herleitung in Kap. 1.4 (S. 57ff.) zeigt, gibt es einen nicht zu unterschätzenden Einfluss des (in diesem Fall kapitalistischen) Gesellschaftssystems auf Wahrnehmung, Handlungsoptionen oder Denkschemata – und damit auf die Art und Weise, wie Räume gedacht, erlebt und im Handeln reproduziert werden. Weiterhin konnte gezeigt werden, dass der sozialräumliche Maßstab, mit dem die raumbezogenen Phänomene auf theoretischer Ebene beschrieben werden, eine wichtige Rolle spielt: Die makroperspektivische Beschreibung der Dualität von Raum über Strukturen, die *unabhängig* von Ort und Zeitpunkt seien, ist auf dieser abstrakten Ebene richtig, für die *Analyse konkreter Städte* aber ist es sinnvoll, den *Fokus auf die Art und Weise* zu lenken, *wie* diese generell gültigen bzw. bekannten Strukturen (z.B. juristische, genderbezogene, zeitliche oder räumliche) *vor Ort reproduziert* werden und welche *Vorstellungen und Sinnbilder* diesen in seiner „Eigenlogik“ (Berking, 2012; Berking / Löw, 2008b; Berking / Schwenk, 2011; Löw, 2012) charakterisieren. Wenn Regeln, Strukturen und Sinnzusammenhänge lokalspezifisch (re)produziert und dabei Formen von Wissen (Doxa) eingesetzt und aktualisiert werden, wird die Frage nach einem begrifflichen und theoretischen Rahmen des Orts mitgestellt. Doreen Massey (1993, 2005) und Helmuth Berking (2008b, 2010a) haben ein Ortskonzept entwickelt, bei dem die von einer Lokalisation ausgehenden Relationenbildungen, ihre Aufsichtung und kulturell wie zeitlich variierende Sinngenerierung in den Fokus geraten. Während Doreen Massey vorschlägt, Orte als ZeitRäume zu verstehen, die auf alltäglichen, intergenerativen oder gar geologisch relevanten Zeitskalen betrachtet werden müssen,

ten, lenkt Helmuth Berking den Fokus auf die soziologische Relevanz, die sich daraus ergibt: Der Ortsbegriff ermöglicht einen Perspektivwechsel auf stadtsoziologische Fragestellungen, wie ihn Pierre Bourdieu vergleichbar der wechselseitigen Betrachtung der Eigenschaften eines Untersuchungsobjektes und seiner relationalen Eingebundenheit in verschiedene Felder gefordert hat. Ort und Raum können, wenn man *raumsoziologischen* und *ortsspezifischen*, *eigenlogischen* Zugang verbindet, als zwei Perspektiven auf das gleiche Phänomen betrachtet werden.

Für die *Entwicklung des Forschungsdesigns* in Kapitel 2 werden Methoden der empirischen Sozialforschung auf ihre Anschlussfähigkeit für raumsoziologische Fragestellungen hin überprüft und ein *eigener methodischer Zugang mit Auswertungsmethode entwickelt*, mit dem narrativ wie visuell Spacing- und Syntheseleistungsprozesse mittels digitaler Stadtmodelle erhoben und ausgewertet werden können. Die methodologischen Überlegungen haben direkte Bezüge zum relationalen Raumbegriff und erweiterten Ortskonzept im Hinblick auf die Möglichkeiten der *Überlagerung von Räumen* (Fotografieren, kein Video, vgl. S. 142), die Frage nach *Spacings im virtuellen Raum* (Rekonstruktion am digitalen Stadtmodell, vgl. Kap. 2.1.5.4, S. 127 und Kap. 2.4.3, S. 157) und die Möglichkeit, die *Konstitution von Räumen zu verbalisieren* (Fotointerviews, 2.2, S. 138ff; raumtheoretisch: Kap. 1.1.1.3, S. 20).

Die methodologische Fragestellung der Arbeit kann mit der visuell-relationalen Analyse von raumbezogenen Identifikationsprozessen durch die Triangulation von narrativen wie visuellen Methoden und einer Strukturanalyse digitaler Stadtmodelle beantwortet werden (Kapitel 2).

Die Fragestellung auf theoretischer Ebene führt zu vier Schlüsselkategorien, die aus dem empirischen Material rekonstruiert wurden: *biographische, historiographische, gegenkulturelle und iterative Raumproduktion als Identifikationsstrategie*. Sie werden als Falldarstellungen in Kapitel 3 hergeleitet. Die historiographische sowie die gegenkulturelle Raumproduktion als Identifikationsstrategien beziehen in besonderem Maße historisch tradierte Spacings (Orte mit historischer Bausubstanz und besonderen Atmosphären) mit ein. Die eigene Raumkonstitution erfolgt dabei in Form von Spacings über das Platzieren des Körpers an diesen Orten, während synthetisierend Verknüpfungen dieser spezifischen (An)Ordnungen mit Affekten, Erinnerungen und Vorstellungen zu der eigenen Person hergestellt werden. Die Suche nach Traditionslinien und Veränderungen in der baulichen Struktur von Orten charakterisiert die historiographische Identifikationsstrategie, während sich die gegenkulturelle Strategie an diesen Orten der inhärenten Verhaltenslogik dezent widersetzt und dies zur Distinktion nutzt: Im dem einen Fall wird die Stadt nach Anknüpfungsmöglichkeiten zum ‚alten Darmstadt‘ vor dem 2. Weltkrieg durchstreift, in dem anderen die Mathildenhöhe nicht für Museumsbesuche oder Klassikkonzerte besucht, sondern um sich dort aufzuhalten und ‚stilvoll abzuhängen‘.

Die Veränderung von Orten auf sehr kurzen Zeitskalen und die ästhetische Aufwertung alltäglicher Raumproduktionen kommt vor allem in der biographischen Raumproduktion zum Tragen. Alltagswege, die dazu bewusst recherchiert wurden, ermöglichen die Freiheit, auf kleine Veränderungen abseits dieser Wege zu achten und so in der Routine immer Neues in und an der Stadt entdecken zu können – gerade weil sie routiniert gegangen werden.

Die Strategie der iterativen Raumproduktion sucht ebenfalls nach Veränderungen von Orten und rekonstruiert auf der Ebene der Syntheseleistungen ‚Spuren‘ der Raumanneignung Dritter. Hier ist von Interesse, warum diese Orte für jemand anderen interessant waren und ob sich weitere Stellen in der Stadt finden lassen, die auf eine vergleichbare Weise gekennzeichnet wurden. Diese ‚Spuren‘ können Graffiti, kleine Mosaik- oder andere Symbole sein, die zunächst über die Stadt ‚verstreut‘ wirken, deren Lokalisationen möglicherweise bestimmte Gründe haben. Die Identifikation mit der Stadt erfolgt, indem nach diesen für andere besonderen Orten gesucht wird. Gleichzeitig sollen selbst Spuren in Form von dauerhaften Veränderungen der materiellen und symbolischen Konfiguration von Orten hinterlassen werden.

In der Falldarstellung in Kapitel 3 wurde herausgearbeitet, wie für das untersuchte Sample die Identifikationsprozesse *konkret in Darmstadt* funktionieren: Als Schlussfolgerungen für die Aneignung der Stadt Darmstadt kann somit formuliert werden, dass die Stadt zunächst kaum Syntheseleistungsangebote, die problemlos übernommen werden können, für diejenigen bieten kann, die nicht in Darmstadt selbst geboren wurden. Solche Syntheseleistungsangebote wirken wie ein Markenzeichen, ein ‚Image‘ der Stadt, und versuchen einzelne Merkmale als charakteristisch herauszustellen, wie z.B. die Charakterisierungen als „Studierendenstadt“, „Party-Stadt: the city that never sleeps“ oder wie der (verzweifelte) Versuch Berlins mit dem Slogan „arm, aber sexy“ zu werben und auf die Sexualisierung der Stadt als Ausweg aus einer ökonomischen Notlage zu setzen. Für diejenigen, die aus beruflichen Gründen oder wegen des Studiums neu nach Darmstadt ziehen scheinen hingegen zunächst sogar Hemmnisse (Wohnungsmarkt, Architektur/äußere Erscheinung etc.) den Identifikationsbemühungen entgegenzuwirken.

Darmstadt erscheint damit als eine *Stadt „auf den zweiten Blick“*: Wer sie kennen und schätzen möchte, muss eine ggf. anfänglich negative Assoziationen mit dem Ort überwinden und eine positive lebensweltliche Verbindung der eigenen Person zu bestimmten Orten über repetitive Spacings und Syntheseleistungen herstellen und dazu *konkretes* historisches Wissen einbringen, um die Stadt zu ‚verstehen‘ und Zeit, um diese Prozesse zu verstetigen. Orte mit Identifikationspotential sind Grünflächen wie in Besungen oder die Mathildenhöhe, Viertel mit historischer Bausubstanz oder funktionalem Wert, sowie Orte, an denen soziale Kontakte ermöglicht werden und an denen viel Zeit verbracht wird – z.B. die Gebäude der Universität. Weiterhin ist ein multidimensionaler Kontakt zur Stadt wichtig gewesen, um raumbezogene Identifikationsprozesse positiv zu beeinflussen – in der Regel mit dem Umzug in die

Stadt, während ein temporärer Aufenthalt als beruflicher Pendler oder Studierender mit Wohnsitz außerhalb *nicht* ausgereicht hat, eine positive Bindung an die Stadt hervorzubringen.

Im vierten Kapitel wurden die ermittelten raumbezogenen Identifikationsstrategien auf ihr verallgemeinerbares Potential hin untersucht – denn mit den rekonstruierten *konkreten* raumbezogenen Identifikationsstrategien stellt sich die Frage ihrer *ortsübergreifenden Relevanz* für die Stadtsoziologie. Raumbezogene Identifikationsstrategien sind *aktive Auseinandersetzungen mit einem bestimmten Ort*, sie binden die eigene Person in die auf unterschiedlichen Zeit- und räumlichen Skalen akkumulierten sowie sich fortschreibenden Relationennetze als Teil dieses Ortes mit ein. Die Besonderheiten im Sinne einer Eigenlogik des Ortes und des dazu erforderlichen impliziten Wissens werden für einen konkreten Ort im Rahmen der Sozialisation erworben. An anderen Orten müssen diese vermeintlichen Selbstverständlichkeiten aktualisiert oder neu erarbeitet werden. *Die Aneignung von Orten erfolgt figurativ über spezifische Raumkonstitutionen* – für Darmstadt wurden vier Schlüsselkategorien herausgearbeitet – die sich im Hinblick auf Spacing und Syntheseleistung als raumkonstituierende Prozesse systematisieren lassen. *Zeit als Ressource und skalierende Bezugsgröße* in den Verknüpfungen von sozialen Gütern, Lebewesen, Visuellem und Affektivem sowie *Frei-Räume* als temporäre Unwirksamkeit strukturierender Vorgaben durch soziale Netzwerke *sind Herausforderungen für raumbezogene Identifikationsprozesse in der Aneignung von Orten*. Während über Spacings die materielle Konfiguration an Orten geändert wird – und sei es durch die eigene Anwesenheit – können Raumkonstitutionen in Erinnerungen immer wieder neu aufgerufen werden, ohne dass der Ort der Platzierung dazu aufgesucht werden muss. Repetitive Syntheseleistungen ermöglichen damit eine Relationenbildung auf narrativer, visueller oder imaginativer Ebene, die vom konkreten Ort aus betrachtet eine extern nicht sichtbare Form der Aneignung darstellt. Der konkrete Ort wird in diesem Fall mit den repetitiv und imaginativ konstituierten Räumen gleichgesetzt und Emotionen, mit denen die Raumkonstitution erfolgten, auf den Ort übertragen. Die ‚Aufladung‘ von Orten mit Bedeutungen, Erinnerungen oder Emotionen ist demnach eine Überlagerung von gegenwärtig konstituierten Räumen mit Erinnerungen an zuvor dort konstituierte Räume. Erinnert wird aber nicht der aktive Prozess der Raumkonstitution durch Spacings und Syntheseleistungen, vielmehr wird dieser Prozess ‚naturalisiert‘: Orte werden im Alltag mit den zuvor affektiv und emotional besetzten dort konstituierten Räumen gleichgesetzt und die vergangene Raumkonstitution als Eigenschaft des Ortes verallgemeinert (vgl. S. 292).

Zeit wird in diesen Prozessen als Ressource eingesetzt, mit der in der Repetition die Konstitution von Räumen institutionalisiert werden kann: Temporäre Veränderungen von Orten, über die eigene Anwesenheit wie auch über eine Veränderung der (An)Ordnung der sozialen Güter, werden verstetigt, so dass sie über die unmittelbaren Spacings hinaus bestehen bleiben, oder der Prozess der jeweils temporären Anwesenheit und Veränderung selbst wird institutionalisiert. Im ersten Fall entstehen kontinuierliche, im zweiten Fall diskrete ZeitRäume.

In der biographischen Raumkonstitution werden diese eingesetzt, um Veränderungen an und von Orten in Nuancen im repetitiven Alltag zu unterscheiden und die Wahrnehmung auf das Flüchtige des Alltags zu konzentrieren – es werden temporäre, hoch dynamische Räume über die Wahrnehmung synthetisiert, während die Spacings routiniert erfolgen. Die historiographische Raumproduktion als Identifikationsstrategie konstituiert ebenfalls vergleichend ZeitRäume, greift dazu aber auf andere zeitliche Maßstäbe zurück. Analysiert werden die Veränderungen von Orten über etliche Jahrzehnte, die visuell festgehalten werden. Gravierende Veränderungen der materiellen Struktur (hier als Folge des 2. Weltkriegs) werden erst über spezifische Orte nachvollziehbar, wenn ein allgemeines Wissen um das lokalspezifisch Konkrete ergänzt wird. Die gegenkulturelle Strategie der Raumkonstitution als Identifikationsleistung nutzt zur Aneignung von Orten diskrete ZeitRäume: Orte mit einer besonderen Atmosphäre und einer hohen subjektiven Relevanz können nicht dauerhaft angeeignet werden – aus strukturellen und habituellen Gründen ist nur eine temporäre Anwesenheit möglich, die aber ihrerseits verstetigt und damit institutionalisiert wird. Über den langfristigen Aufenthalt an Orten, d.h. die Konstitution von ZeitRäumen, sowie über eine retrospektive Verbindung zur figurativen Konstitution von Räumen anderer Menschen werden Orte mit der iterativen raumbezogenen Identifikationsstrategie angeeignet. Entweder werden Spuren hinterlassen, indem die materielle und symbolische Anordnung an Orten dauerhaft verändert wird, so dass dies für andere einen Anreiz darstellt, sich über die Motive dazu Gedanken zu machen – oder der Ort wird über die möglichst intensive und dauerhafte Anwesenheit der eigenen Person angeeignet. Aus der Perspektive Dritter wird so die eigene Person in die Konstitution von Räumen eingebunden und in der Verstetigung dieses Prozesses sowie in der Erinnerung an diese Raumkonstitutionen wird die eigene Person als zugehörig zu diesem Ort wahrgenommen.

Die Möglichkeiten, diese Räume zu konstituieren, die eine intensive lebensweltliche Verbindung zwischen der eigenen Person und dem Ort herstellen, wurden in dieser Arbeit als FreiRäume bezeichnet. Gegenüber anderen Orten und Zeitpunkten kann ein erweitertes Handlungsspektrum die Pluralität von Raumkonstitutionen vergrößern, indem strukturelle Vorgaben auf Mikroebene in der Praxis anders umgesetzt werden. Die Dualität von Raum im Sinne der (Re)Produktion von Strukturen, die die Raumkonstitution mitbeeinflussen, wird damit nicht aufgehoben, denn die FreiRäume sind zum einen temporär, zum anderen werden die institutionalisierten Regeln nicht aufgehoben, sondern für anderen Handlungen kognitiv tradiert und nur im Einzelfall nicht angewandt²²⁸. FreiRäume sind fragile soziale Konstellatio-

228 Eine vergleichbare Logik hat Heinrich Popitz mit der „Präventivwirkung des Nichtwissens“ formuliert. Auch in diesem Fall wird – trotz des Wissens um die rechtlichen Vorgaben – situativ von ihnen abgewichen, dennoch wird das Regelsystem weiter tradiert (vgl. Popitz, 1968).

nen, temporäre soziale Events, die mit ihrer Exklusivität die Raumkonstitution aufwerten – denn sie werden nur in tragfähigen sozialen Netzwerken ermöglicht.

Ein Blick über den Tellerrand der europäischen Perspektive zeigt, dass die in dieser Arbeit rekonstruierten raumbezogenen Identifikationsstrategien und ihre Systematisierung auf theoretischer Ebene als Aneignung von Orten im Kontext von Zeit, Wissen und FreiRäumen sich für stadtsoziologische Arbeiten nutzen lassen: Welche Möglichkeiten der raumbezogenen Identifikation und Aneignung von Orten gibt es, wenn sie als Träger von identitätsstiftender Bausubstanz, lokaler Kultur und historischem Wissen durch rapide Stadtumbauprojekte oder Umweltkatastrophen in großem Stil wegbrechen? Der Literaturwissenschaftler und Stadtforscher Yingjin Zhang (2010) hat dazu untersucht, wie lokale Narrative und Bedeutungszuschreibungen im chinesischen Stadtfilm aufgegriffen werden und ob sie eine Kompensation fehlender lebensweltlicher Erfahrungen über dieses Medium ermöglichen. Zhang fragt, was ‚Ort‘ im Hinblick auf eine Urbanisierung in China bedeutet, die traditionelle Stadtteile in einer Geschwindigkeit verändert, dass selbst Stadtpläne in wenigen Monaten zur Orientierung unbrauchbar werden und der Begriff „Globalisierung“ für diese Phänomene aufgrund der negativen Konnotationen sanktioniert wird.

“[...] remapping has become a sheer necessity nowadays in any metropolitan Chinese city, not the least because hasty, large-scale urban development since the early 1990s has demolished much of the old cityscape and replaced it with nondescript high-rise buildings and commercial blocks, rendering printed maps inadequate or irrelevant in a matter of months. In this frenzied age of ‘globalization’ (*quanqiuhua*)—a magic word sanctioned by China’s bureaucracy and mass media—Chinese cinema has participated in various projects of remapping the city, of producing urban imaginaries that articulate new urban visions, negotiate changing urban values, and critique problematic urban transformation.” (Zhang, 2010, S. 73)

Die Komplexität, mit der Orte durch ein Aufeinandertreffen lokal eingebetteter Kulturen und globaler Ströme kultureller Artefakte und Akteure mit hervorgebracht und verändert werden, interessiert Zhang dabei vor allem auf der Ebene des Erlebens, d.h. der visuellen Umsetzung im Stadtfilm aus der Perspektive der Straße („street level“), die andere Wissensformen als die disziplinär-systematische Perspektive einbindet und lokale Geschichten und persönliche Erlebnisse einer großen übergreifenden Erzählung vorzieht (Zhang, 2010, S. 73f.).

Indem Zhang das konkrete Erfahren von Orten – d.h. auf der Ebene der *spaces of representations* – untersucht, kann er zeigen, welche Konsequenzen sich ergeben, wenn man Globalisierung nicht nur als transnationale Ströme von Migranten, Images, Dienstleistungen oder Waren betrachtet, sondern die Einbettung, Verflechtung und gegenseitige Beeinflussung ernst nimmt. Helmuth Berking hat für die Stadtsoziologie diese Paradoxien prägnant herausgearbeitet (Berking, 2006) und betont, dass z.B. global abrufbare Images immer auf konkrete Habitus, kulturelle Normen und Werte und eine ihnen lokalspezifische historische Tradierung treffen, vor deren Hintergrund ihre Bewertung und Sinngenerierung erfolgt. Vor diesem Hintergrund erscheint ‚das Lokale‘ ebenfalls nicht homogen:

“The notion of the translocal acknowledges the coexistence of different locals in the same urban area, albeit in different spaces and places; it also means that not all locals are equally indigenous to a locality, thereby leaving room for questions of migration and diaspora. In fact, a recurring motif in Chinese cinema of the new century is precisely the tension of the many forms of translocal or polylocality in the city [...]” (Zhang, 2010, S. 75)

Städten können demnach nicht eindeutige, fixierte Charakterisierungen zugeordnet werden – im Hinblick auf die *Repräsentation* von Städten in chinesischen Kinofilmen werden etablierte (imperiale oder sozialistische) Motive durch eine Visualisierung und Narratologie der komplexen Verflechtungen einander überlagernder ZeitRäume abgelöst (Zhang, 2010, S. 90). Paradoxiertweise ermöglichen Orte, obwohl sich in und an ihnen durch Formen des Stadtumbaus und der Ausrichtung öffentlicher Räume entlang von Sicherheitsregimen ein Zugriff der globalen Logik des kapitalistischen Wirtschaftssystems erkennen lässt, immer auch FreiRäume. Sie sind, wie Doreen Massey (2005, S. 131) es nennt, „unfinished business“ und entziehen sich globalisierenden Einflüssen, indem sie immer *auch* andere Geschichten, Verbindungen und Verknüpfungen ermöglichen (Zhang, 2010, S. 186) – und damit Identifikationspotentiale neben medial distribuierten Syntheseleistungsangeboten offen halten.

Räume, die über eigene Spacings oder Syntheseleistungen konstituiert werden und die eigene Person mit dem Ort dieser Raumproduktion verbinden, beziehen sich auf spezielle, jeweils *spezifische Orte*. Sie bieten Potentiale für andere Erfahrungen, andere Formen von Wissen, gegenkulturelle Räume und Narrative – und führen dazu, dass auch das Lokale selbst nie homogen ist: Orte sind auf unterschiedlichen räumlichen wie zeitlichen Skalen miteinander verknüpft und aufeinander bezogen und werden im Kontext von Identifikationsstrategien in der Konstitution von Räumen in eine lebensweltliche Verbindung mit den Menschen eingebunden und dadurch auch mit geprägt.

Es ist nie die Stadt im Allgemeinen, auf die sich diese Strategien beziehen, sondern erst in der *Abstraktion* von den identifikationsstiftenden Räumen, die an bestimmten Orten erzeugt werden, wird von den spezifisch dabei mitkonstituierten Orten auf die Stadt geschlossen.

Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1.1:	„eTowns“ – Städte mit besonders stark internetbasierter Wirtschaftsstruktur. Quelle: Institut der deutschen Wirtschaft Köln (2012)	31
Abbildung 1.2	Facebook-Seite der Stadt Darmstadt. Screenshot vom 31.5.2012. Quelle: http://www.facebook.com/wissenschaftsstadtdarmstadt	34
Abbildung 1.3:	Fotos der Facebook-Gruppe „Du weißt das du aus Darmstadt bist, wenn du früher ...“ [sic]. Screenshot vom 31.5.2012. Quelle: http://www.facebook.com/groups/202407149816965/	35
Abbildung 1.4:	Triade von Feldern, Handlungs- und Raumbegriffen und feldspezifischen Produktionsmodi. © Sergej Stoetzer.....	51
Abbildung 1.5:	Tripolares Modell „Meanings of Place – self-others-environment“. Quelle: Gustafson (2001, S. 10)	70
Abbildung 1.6:	Darmstadt 1914. Quelle: Reclams Universum (1914, S. 1).....	104
Abbildung 1.7	Charakterisierung der Stadt. Quelle: Reclams Universum (1914, S. 1).....	104
Abbildung 1.8:	Titelseite des Flyers der Wissenschaftsstadt Darmstadt. Quelle: Wissenschaftsstadt Darmstadt / Technische Universität Darmstadt (2007).	106
Abbildung 2.1:	Systematik von Stadtrepräsentationen. Quelle: Hartmann (1989, S. 72).....	110
Abbildung 2.2:	Sketchmaps von Darmstadt – gezeichnet v. Studierenden	118
Abbildung 2.3:	Eyetracking – (a) Aufmerksamkeitsverteilung, (b) Cluster, (c) raumzeitliche Verteilung, (d) Visualisierung. Quelle: Neuroinformatics Group Universität Bielefeld (2010)	122
Abbildung 2.4:	Mobiler Eyetracker in der Konsumentenforschung. © eyesquare.....	123
Abbildung 2.5:	3D-Laserscanner zur Erstellung digitaler Stadtmodelle. Quelle: Brenner / Kolbe (2005, S. 106f.).....	125
Abbildung 2.6:	Verbinden von zwei Fotos anhand gemeinsamer Bildobjekte (linear)	130
Abbildung 2.7:	Verbinden von zwei Fotos anhand gemeinsamer Bildobjekte (perspektivische Verzerrung).....	131
Abbildung 2.8:	Transformationsmatrix bei perspektivischer Verzerrung.....	132
Abbildung 2.9:	Weg entlang einer Straße – Ein- und Überblendung der korrespondierenden Fotos.....	133
Abbildung 2.10:	Netzwerk aus räumlichen Links. Quelle: Tanaka et al. (2002, S. 307).....	135
Abbildung 2.11:	Aufgabenstellung Pretest Quelle der Abbildungen in der Aufgabenstellung: Tanaka et al. (2002, S. 307)	140

Abbildung 2.12: Aufgabenstellung zum digitalen Stadtmodell Quelle der Abbildungen in der Aufgabenstellung: Tanaka et al. (2002, S. 307).....	143
Abbildung 2.13: Mindmap des Leitfadens.....	145
Abbildung 2.14: Synchrone Aufzeichnung von Bildschirmdarstellung (Video) und Interview (Audio).....	146
Abbildung 2.15: Übersicht Sample – Materialsorten, Triangulationsmöglichkeiten und Auswertungsverfahren.....	148
Abbildung 2.16: Auszug aus der Datendatei (Stadtmodell „Ruben H.“; vgl. Kap. 3.3, S. 228ff.).....	160
Abbildung 2.17: Verknüpfung der Bilder – Links zwischen den Bildern als virtuelle Stabfedern; nicht optimierte, lineare Darstellung.....	163
Abbildung 2.18: Verknüpfung der Bilder – Links zwischen den Bildern als „virtuelle“ Stabfedern; optimierte Darstellung.....	164
Abbildung 2.19: Optimierung eines nicht-direktionalen Graphen. Quelle: Kamada / Kawai (1989, S. 11).....	165
Abbildung 2.20: Schlüsselkategorien und Fallzuordnung. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PrU, TU Darmstadt, 2013.....	167
Abbildung 2.21: Dimensionierung „Christina H.“. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PrU, TU Darmstadt, 2013.....	168
Abbildung 2.22: Dimensionierung „Frederik O.“. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PrU, TU Darmstadt, 2013.....	169
Abbildung 2.23: Dimensionierung „Ruben H.“. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PrU, TU Darmstadt, 2013.....	171
Abbildung 2.24: Dimensionierung „Mark K.“. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PrU, TU Darmstadt, 2013.....	172
Abbildung 3.1: Schlüsselkategorien raumbezogener Identifikationsstrategien. Grafik der Darmstädter Skyline: J. Voit © PrU, TU Darmstadt, 2013.....	177
Abbildung 3.2: Startbild der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – biographische Raumproduktion.....	196
Abbildung 3.3: Weg zum Lichtenberg-Haus; Stadtmaner und Park.....	197
Abbildung 3.4: Datterichbrunnen vor dem Justus-Liebig-Haus.....	198
Abbildung 3.5: Schloss mit leerem Marktplatz.....	198
Abbildung 3.6: „Feierabend-Anblick“ auf dem Rückweg.....	199

Abbildung 3.7: Drogeriemarkt.....	200
Abbildung 3.8: Über die Einkaufszone zum Discount-Markt (neuer Weg).....	200
Abbildung 3.9: neuer Weg über die Schulstraße.....	201
Abbildung 3.10: Straßenbahnlinien Einstieg Schulstraße / Ausstieg Jahnalle-Niedersamstädter Straße.....	201
Abbildung 3.11: Schleichweg bzw. Trampelpfad zum Eingang des Wohnheims.....	202
Abbildung 3.12: Wegführung durch die Innenstadt im digitalen Stadtmodell; eingezeichnet von der Studentin CH.....	202
Abbildung 3.13: Startbild der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – rekonstruktive Raumproduktion.....	215
Abbildung 3.14: Strukturübersicht der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – rekonstruktive Raumproduktion.....	221
Abbildung 3.15: alte und gegenwärtige Aufnahme des Telekom-Forschungszentrums in der Nähe der ehemaligen Pforte.....	222
Abbildung 3.16: Alte und gegenwärtige Abbildung des Geländes der Kavalleriesandkasernen.....	223
Abbildung 3.17: Die Bank für Handel und Industrie in einer historischen sowie gegenwärtigen Aufnahme.....	224
Abbildung 3.18: Magdalenenstraße in historischer und heutiger Ansicht.....	225
Abbildung 3.19: Residenzschloss und näheres Umfeld vor dem Krieg und zum heutigen Zeitpunkt.....	226
Abbildung 3.20: Strukturübersicht der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – gegenkulturelle Raumproduktion.....	242
Abbildung 3.21: Direkte Gegenüberstellung der Wohnformen im digitalen Stadtmodell als monolithische Räume mit einer Art Niemandsland im Grenzbereich.....	243
Abbildung 3.22: Villenviertel.....	243
Abbildung 3.23: serielles Wohnen.....	244
Abbildung 3.24: Probleme verdichteten Wohnens.....	244
Abbildung 3.25: Meisterbau von Ernst Neufert; Verkehrszeichen „Durchfahrt verboten“ mit der subjektiven Bedeutung „Ende der schönen Welt“.....	245
Abbildung 3.26: Strukturübersicht der interaktiven Stadtdarstellung im digitalen Stadtmodell – iterative Raumproduktion.....	265
Abbildung 3.27: Sonnenuntergang, Blick vom Studentenwohnheim.....	266
Abbildung 3.28: Orientierung durch Karten und Luftaufnahmen.....	266

Abbildung 3.29: Sportliche Aktivitäten Bereich Hochschulstadion, Baum als Versammlungsort.....	267
Abbildung 3.30: Spuren (il)legaler Raumanneignung.....	268
Abbildung 3.31: Fachhabitueler Blick auf den Ort.....	268
Abbildung 3.32: Arbeitsräume.....	269
Abbildung 3.33: Leben ‚in‘ den Arbeitsräumen.....	269
Abbildung 3.34: Kommunikations- und Versammlungsmöglichkeiten im Architekturgebäude	270
Abbildung 3.35: materiell vermittelte Kommunikationsmöglichkeiten	270
Abbildung 3.36: Transformation der Atmosphäre am selben Ort – Alltag und illegale Party.....	271
Abbildung 3.37: Aneignung einer Dachfläche.....	272
Abbildung 3.38: Symbole / Mosaik am Campus / das lineare Haus.....	273
Abbildung 4.1: Kartographische Darstellung und Zeitachse als 2½ D-Darstellung. Quelle: Windhager / Zenk / Risku (2008, S. 242).....	299
Abbildung 4.2: Verknüpfung von sozialen Beziehungen und Bewegungsmustern im Zeitverlauf. Quelle: Windhager et al. (2008, S. 243).....	299

Literatur

- Abbott, Andrew (1997). Of Time and Space: The Contemporary Relevance of the Chicago School., in: *Social Forces*, 75(4), S. 1149-1182.
- Alber, Reinold (1997). *New York Street Reading - Die Stadt als beschrifteter Raum. Dokumentation von Schriftzeichen und Schriftmedien im Straßenraum und Untersuchung ihrer stadträumlichen Bedeutung am Beispiel von New York. (Dissertation)*. Tübingen.
- Albers, Patricia C. / James, William R. (1988). Travel Photography. A Methodical Approach., in: *Annals of Tourism Research*, 15, S. 134-158.
- Altmann, I / Low, S.M. (Hg.). (1992). *Place Attachment*. New York: Plenum Press.
- Arias, Santa (2010). Rethinking space: an outsider's view of the spatial turn., in: *GeoJournal*(75), S. 29-41.
- Augé, Marc (1994). *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Aurigi, Alessandro (2000). Digital City or Urban Simulator?, in Ishida, Toru / Isbister, Katherine (Hg.), *Digital Cities. Technologies, Experiences, and Future Perspectives*. Berlin u.a.: Springer, S. 33-44.
- Backhaus, Klaus / Erichson, Bernd / Plinke, Wulff / Weiber, Rolf (2000). *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung*. Berlin u.a.
- Bauschke-Urban, Carola (2010). *Im Transit. Transnationalisierungsprozesse in der Wissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Becker, Cornelia (2004). Raum-Metaphern als Brücke zwischen Internetwahrnehmung und Internetkommunikation., in Budke, Alexandra / Kanwischer, Detlef / Pott, Andreas (Hg.), *Internet-geographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 109-122.
- Becker, Heideide / Jessen, Johann / Sander, Robert (1999). *Ohne Leitbild? – Städtebau in Deutschland und Europa*. . Stuttgart.
- Bell, David (2007). *Cyberculture Theorists. Manuel Castells and Donna Haraway*. London, New York: Routledge.
- Bell, David / Loader, Brain D. / Pleace, Nicholas / Schuler, Douglas (Hg.). (2004). *Cyberculture. The Key Concepts*. London, New York: Routledge.
- Bell, Michael Mayerfeld (1997). The ghosts of place. in: *Theory and Society*, 26, S. 813-836.
- Berger, Anneke / Martin, Hoffmeister / Hendrik, Koesling / Kai, Essig / Matthias, Weigelt / Thomas, Schack (2010). *Der 7-Meter im Handball – Eine Blickbewegungsstudie zur Untersuchung des Einflusses der Torwartposition auf das Entscheidungsverhalten von Handball-Experten und Handball-Laien*. . 8.

- gemeinsames Symposium der dvs-Sektionen Biomechanik, Sportmotorik und Trainingswissenschaft, Hamburg.
- Berking, Helmuth (1998). "Global Flows and Local Cultures". Über die Rekonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozeß. in: *Berliner Journal für Soziologie*, 8(3), S. 381-392.
- (2001). SpacePlaceCity., in Bittner, Regine (Hg.), *Die Stadt als Event*. Frankfurt a. Main: Campus Verlag, S. 49-57.
- (2002). Local Frames and Global Images – Nation State and New Urban Underclass: Über die Globalisierung lokaler Wissensbestände., in Löw, Martina (Hg.), *Differenzierungen des Städtischen*. Opladen: Leske+Budrich, S. 107-123.
- (2006). Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs, in Berking, Helmuth (Hg.), *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt /M.: Campus, S. 7-22.
- (2008a). Globalisierung., in Baur, Nina / Korte, Hermann / Löw, Martina / Schroer, Markus (Hg.), *Handbuch Soziologie*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 117-137.
- (2008b). "Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen" – Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte., in Berking, Helmuth / Löw, Martina (Hg.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*. Frankfurt/New York: Campus, S. 15-31.
- (2010a). Raumvergessen – Raumversessen. Im Windschatten des Spatial Turn, in Honer, Anne / Meuser, Michael / Pfadenhauer, Michaela (Hg.), *Fragile Sozialität – Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 387-394.
- (2010b). Strides on the Sound Side of Cities., in Binder, Beate / Ege, Moritz / Schwanhäuser, Anja / Wietschorke, Jens (Hg.), *Orte, Situationen, Atmosphären – Kulturanalytische Skizzen*. Frankfurt/Main: Campus, S. 127-134.
- (2012). The distinctiveness of cities Outline of a research programme., in: *Urban Research & Practice*, 5(3), S. 316-324.
- Berking, Helmuth / Frank, Sybille / Frers, Lars / Löw, Martina / Meier, Lars / Steets, Silke / Stoetzer, Sergej (Hg.). (2006). *Negotiating Urban Conflicts. Interaction, Space and Control*. Bielefeld: Transcript.
- Berking, Helmuth / Löw, Martina (2008a). Einleitung., in Berking, Helmuth / Löw, Martina (Hg.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung* Band 1). Frankfurt/New York: Campus, S. 7-14.
- (Hg.). (2005). *Die Wirklichkeit der Städte*. Baden-Baden: Nomos.
- (Hg.). (2008b). *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung* (Band 1). Frankfurt/New York: Campus.
- Berking, Helmuth / Schwenk, Jochen (2011). *Hafenstädte. Bremerhaven und Rostock im Wandel*. (Band 4.). Frankfurt/M.: Campus.
- Biermann, Kai. (2011, 24.2.2011). Was Vorratsdaten über uns verraten., *ZEIT online*. Retrieved from <http://www.zeit.de/digital/datenschutz/2011-02/vorratsdaten-malte-spitz/komplettansicht>

- Biskup, Thomas / Schalenberg, Marc (2008). *Selling Berlin. Imagebildung und Stadtmarketing von der preussischen Residenz bis zur Bundeshauptstadt (Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung 6)*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Blumer, Herbert (1954). What is Wrong with Social Theory? , in: *American Sociological Review*, 19(1), S. 3-10.
- Böhme, Gernot (1997). *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhme, Helmut (1989). Stadtgestaltungslehre versus Stadtplanungswissenschaft. Zu den Anfängen der wissenschaftlich begründeten Stadtentwurfslehre., in: *Die Alte Stadt*, 16(2-3), S. 141-163.
- Bohnsack, Ralf (2003). Qualitative Methoden der Bildinterpretation., in: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 6(2), S. 239-256.
- Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried / Meuser, Michael (2003). *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Leske&Budrich.
- Bollnow, Otto Friedrich (1963: 2000). *Mensch und Raum* (9. Ausgabe.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Boltanski, Luc / Chiapello, Ève (2007). *The new spirit of capitalism* (Elliott, Gregory, Trans.). London, New York: Verso.
- Bordwell, David / Thompson, Kristin (2008). *Film Art. An Introduction*. (8. Ausgabe.). New York u.a.
- Bourdieu, Pierre (1991a). Physischer, sozialer und angelegener physischer Raum, in Wentz, Martin (Hg.), *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen*. Frankfurt a.M./New York, S. S. 25-34.
- (1991b). *Sozialer Raum und „Klassen“*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a.M.
- (1992). The Pradice of Reflexive Sodoloay (The Paris Workshop), in Bourdieu, Pierre / Wacquant, Loïc J.D. (Hg.), *An Invitation to Reflexive Sociology*. Oxford/Cambridge: Polity Press / Blackwell, S. 217-260.
- (1997a). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilstkraft*. (9. Ausgabe.). Frankfurt /M.: Suhrkamp.
- (1997b). Ortseffekte, in Bourdieu, Pierre et al. (Hg.), *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK Universitätsverlag, S. 159-167.
- Bowen, Glenn A. (2006). Grounded Theory and Sensitizing Concepts., in: *International Journal of Qualitative Methods*, 5(3), S. 12-23.
- Braun, Karl-Heinz (2004). Raumentwicklung als Aneignungsprozess. Zu einer raumbezogenen Problemgeschichte des Aneignungskonzeptes in der "Kritischen Psychologie" und darüber hinaus., in Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hg.), *"Aneignung" als Bildungskonzept der Sozialpädagogik*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 19-48.
- Breakwell, Glynis M. (1993). Social Representations and Social Identity., in: *Papers on Social Representations - Textes sur les Représentations Sociales*, 2(3),
- Breckner, Roswitha (2003). Körper im Bild. Eine methodische Analyse am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton., in: *ZBBS*, 1, S. 33-60.

- (2010). *Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien*. Bielefeld: Transkript.
- Brenner, Claus / Kolbe, Thomas H. (2005). Neue Perspektiven. Wie 3D-Stadtmodelle erstellt und verwendet werden., in: *e't*(15), S. 106-111.
- Brenner, Neil (1999). Beyond State-centrism? Space, Territoriality, and Geographical Scale in Globalization Studies., in: *Theory and Society*, 28(1), S. 39-78.
- Brian K. Smith / Blankinship, Erik / Ashford, Alfred III / Baker, Michael / Hirzel, Timothy (2000). Image Maps: Exploring Urban History through Digital Photography., in Ishida, Toru / Isbister, Katherine (Hg.), *Digital Cities. Technologies, Experiences, and Future Perspectives.*: Springer, S. 326-337.
- Brown, Stephen / Turley, Darach (Hg.). (2005). *Consumer research. Postcards from the edge*. London u. New York: Routledge.
- Castells, Manuel (1996: 2010). *The Rise of the Network Society: The Information Age: Economy, Society, and Culture*. (2. Ausgabe. Band 1). Chichester [u.a.]: Wiley-Blackwell.
- Castree, Noel (2009). The Spatio-temporality of Capitalism. in: *Time & Society*, 28(1), S. 27-62.
- Chalfen, Richard M. (1979). Photography's Role in Tourism: Some Unexplored Relationships., in: *Annals of Tourism Research*, 6(4), S. 435-447.
- Chow, Kenny / Healey, Mick (2008). Place attachment and place identity: First-year undergraduates making the transition from home to university. in: *Journal of Environmental Psychology*, 28(4), S. 362-372.
- Christoffel, Michael / Schmitt, Bethina (2002). Accessing Libraries as Easy as a Game., in Börner, Katy / Chen, Chaomei (Hg.), *Visual Interfaces to Digital Libraries. Lecture Notes in Computer Science*. Berlin u.a.: Springer, S. 25-38.
- Colomb, Claire (2012). Pushing the urban frontier: Temporary uses of space, city marketing, and the creative city discourse in 2000s Berlin., in: *Journal of Urban Affairs*, 34(2), S. 131-152.
- Crampton, Jeremy W. (2001). Maps as social constructions: Power, communication and visualization. in: *Progress in Human Geography*, 25(2), S. 235-252.
- Crary, Jonathan (2002). Spectacle, Attention, Counter_memory, in McDonough, Tom (Hg.), *Guy Debord and the Situationist International: Texts and Documents*. Cambridge/Massachusetts, London: MIT-Press, S. 455-466.
- Cuba, Lee / Hummon, David M. (1993). A Place to Call Home: Identification with Dwelling, Community, and Region., in: *The Sociological Quarterly*, 3(1), S. 111-131.
- Daly, Kerry (1997). Re-placing theory in ethnography: A postmodern view. in: *Qualitative Inquiry*, 3(3), S. 343.
- Dann, Graham M.S. (1988). Images of Cyprus. in: *Problems of Tourism*(11), S. 43-70.
- (1996a). *The Language of Tourism*. Wallingford.
- (1996b). The People of Tourist Brochures., in Selwyn (Hg.), *The Tourist Image: Myths and Myth Making in Tourism*. London, S. 61-81.

- Debord, Guy (1967: 2002). *The Society of the Spectacle*. (Orig.: 1967). (Knabb, Ken, Trans.). Canberra: Hobgoblin Press.
- Deinet, Ulrich (2012). „Aneignung“ und „Raum“ – zentrale Begriffe des sozialräumlichen Konzepts. (Dieser Text stellt eine Aktualisierung folgender Quelle da: Deinet, Ulrich: „Aneignung“ und „Raum“ – zentrale Begriffe des sozialräumlichen Konzepts, in: Deinet, Ulrich (2006) (Hrsg.) „Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte“, 2. völlig überarbeitete Auflage, Wiesbaden, VS-Verlag 2006, S.: 27ff.). Abgerufen 7.4.2012, 2012, from <http://www.sozialraum.de/deinet-aneignung-und-raum.php>,
- Döring, Jörg (2010). Spatial Turn., in Günzel, Stephan (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 90-99.
- Döring, Jörg / Thielmann, Tristan (Hg.). (2008). *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Downs, Roger M. / Stea, David (1982). Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen., in, Durth, Werner / Gutschow, Niels (1988). *Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940 – 1950. Band I Konzepte. Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie*. Braunschweig/Wiesbaden.
- Edwards, Elizabeth (1992). The Tourist Icon: Four Australian Postcards., in: *Tourism in Focus*, 6, S. 4-5.
- Elias, Norbert (1994). *Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II*. (5 Ausgabe.). Frankfurt am Main.
- (2004). *Was ist Soziologie?* Weinheim:: Juventa.
- Ellich, Lutz (2002). Die Realität virtueller Räume. Soziologische Überlegungen zur "Verortung" des Cyberspace., in Maresch, Rudolf / Werber, Nils (Hg.), *Raum Wissen Macht*. Frankfurt: Suhrkamp, S. 92-113.
- Evans, Gary W. (1987). Environmental Cognition., in Yadav, Chiranj Singh (Hg.), *Perceptual and Cognitive Image of the City*. . Neu Delhi, S. 157-211.
- Eyewriter (2011). <http://www.eyewriter.org>. Abgerufen 25.2.2011, from <http://www.eyewriter.org>
- Farocki, Harun (Writer). (2001). Die Schöpfer der Einkaufswelten [16mm auf DVD]. Deutschland: Harun Farocki Filmproduktion, Berlin, in Coproduktion mit SWR, NDR und WDR in Zusammenarbeit mit arte.
- Feld, Steven / Basso, Heith H. (Hg.). (1997). *Senses of Place*. Santa Fe: School of American Research Press.
- Ferguson, Sandra (2006). "A Murmur of Small Voices:" On the Picture Postcard in Academic Research., in: *Archivaria*, 60, S. 167-184.
- Feßmann, Ingo (1993). Das kulturelle Erbe der Stadt. Möglichkeiten und Grenzen der touristischen Vermarktung., in Becker, Christoph / Steinecke, Albrecht (Hg.), *Kulturtourismus in Europa: Wachstum ohne Grenzen? ETI-Studien*. Europäisches Tourismus Institut an der Universität Trier, S. 14-20.

- Flick, Uwe (2004). *Triangulation. Eine Einführung*. Wiesbaden.
- Floeting, Holger (2004). Internet und Stadt. Geht den Kommunen der Ort verloren?, in Budke, Alexandra / Kanwischer, Detlef / Pott, Andreas (Hg.), *Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 79-90.
- Foucault, Michel (1991). Andere Räume, in Wentz, Martin (Hg.), *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen.*, S. 65-72.
- Frank, Sybille (2007). Stadtwahrnehmung im erzählerischen Werk Franz Kafkas., in Chmura, Nadine M. (Hg.), *Kafka (Schriftenreihe der Deutschen Kafka-Gesellschaft 1)*. Bonn: Bernstein, S. 25-60.
- (2008). „Mythenmaschine Potsdamer Platz: Die wort- und bildgewaltige Entwicklung des 'Neuen Potsdamer Platzes' 1989-1998, in Biskup, Thomas / Schalenberg, Marc (Hg.), *Selling Berlin. Imagebildung und Stadtmarketing von der preußischen Residenz bis zur Bundeshauptstadt (Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung 6)*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 297-319.
- (2009). *Der Mauer um die Wette gedenken. Die Formation einer Heritage-Industrie am Berliner Checkpoint Charlie*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Friedman, Ted (2005). *Electric Dreams. Computers in American Culture*. New York, London: New York University Press.
- Gaebe, Wolf (1993). Moderne Architektur als Ziel des Städtetourismus, in Becker, Christoph / Steinecke, Albrecht (Hg.), *Kulturtourismus in Europa: Wachstum ohne Grenzen? ETI Studien*. Trier: Europäisches Tourismus Institut an der Universität Trier, S. 64-78.
- Geertz, Clifford (1997). Afterword, in Feld, Steven / Basso, Heith H. (Hg.), *Senses of Place*. Santa Fe: School of American Research Press, S. 259-262.
- Giddens, Anthony (1988). *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie*. Frankfurt am Main/New York.
- Gieryn, Thomas F. (2000). A Space for Place in Sociology. in: *Annual Review of Sociology*, 26, S. 463-496.
- (2002a). Three Truth-Spots., in: *Journal of History of the Behavioral Sciences*, 38(2), S. 113-132.
- (2002b). What buildings do. in: *Theory and Society*, 31, S. 35-74.
- Goffmann, Erving (1996). *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt a. M.
- Gold, John R. / Stock, Mathis / Relph, Ted (2000). Classics in human geography revisited: Relph, E. 1976: Place and placelessness. London: Pion. (Comment). in: *Progress in Human Geography*, 24(4), S. 613-619.
- Google Inc. (2012). Pressemitteilung: Wirtschaftsmotor Internet. Google und das IW Köln zeichnen die digitalsten deutschen Städte aus (9.5.2012).
- Gottdiener, Mark (2002). Ein Marx für unsere Zeit: Henri Lefébvre und Die Produktion des Raumes., in: *AnArchitektur*, 1(1), S. 22-25.

- Gottmann, Simone / Schwenk, Jochen / Kraus, Beate / Suderland, Maja. (2004). Darmstadt - Wissenschaftsstadt ohne Studierende? Darmstadt: Abschlussbericht des empirischen Lehrforschungsprojektes "Zur Soziologie der deutschen Universität" am Institut für Soziologie der Technischen Universität Darmstadt, Sommersemester 2003 und Wintersemester 2003/2004.
- Graham, Stephen / Marvin, Simon (1996). *Telecommunications and the City. Electronic Spaces, Urban Places*. London, New York: Routledge.
- Greiner, Johann-Georg (2004). *Stadtmarketing in Europa. Glasgow und Stuttgart im Vergleich*. Marburg: Tectum.
- Griffith, Ron (1989). Making Sameness: Place Marketing and the New Urban Entrepreneurialism., in Oatley, Nick (Hg.), *Cities, economic competition and urban policy*. London, S. 41-57.
- Günzel, Stephan (Hg.). (2010). *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Gustafson, Per (2001). Meanings of place: Everyday experience and theoretical conceptualizations. in: *Journal of Environmental Psychology*, 21(1), S. 5-16.
- Habel, Christopher / Herweg, Michael / Rehkämper, Klaus (Hg.). (1989). *Raumkonzepte in Verstehensprozessen. Interdisziplinäre Beiträge zu Sprache und Raum*. Tübingen.
- Haith, Marshall M. (1983). Spatially Determined Visual Acuity in Early Infancy., in Hein, Alan / Jeannerod, Marc (Hg.), *Spatially Oriented Behaviour*. New York, Berlin u.a.: Springer, S. 175-195.
- Hall, Stuart (1992). The West and The Rest: Discourse and Power., in Hall, Stuart / Gieben, Bram (Hg.), *Formations of Modernity*. Cambridge: Polity Press, S. 275-320.
- Hannemann, Christine / Sweig, Werner (1998). Gebaute Stadtkultur: Architektur als Identitätskonstrukt., in Göschel, Albrecht / Kirchberg, Volker (Hg.), *Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur*. Opladen, S. 55-79.
- Hartmann, Dietrich (1989). Stadtbeschreibungen. Zur Konzeptualisierung von Makroräumen und städtischer Identität., in Habel, Christopher / Herweg, Michael / Rehkämper, Klaus (Hg.), *Raumkonzepte in Verstehensprozessen. Interdisziplinäre Beiträge zu Sprache und Raum*. Tübingen, S. 70-98.
- Harvey, David (1989). *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*. Oxford, Cambridge: Blackwell.
- (1993). From space to place and back again: Reflections on the condition of postmodernity, in Bird, Jon / Curtis, Barry / Putnam, Tim / Robertson, George / Tickner, Lisa (Hg.), *Mapping the Futures. Local cultures, global change*. London/New York: Routledge, S. 3-29.
- (1982: 2006). *The Limits to Capital*. Oxford: Verso/Blackwell.
- Hassenpflug, Dieter (1999). Citytainment. Die Neuerfindung der Stadt im Zeichen des Imageing, in Sommer, Degenhard (Hg.), *Praxisreport Industriebau. Kreative Beweglichkeit - Offene Grenzen - Neue Partner*. Wien, S. 86-105.

- Hauser, Susanne (2004). Stadt und lokale Identität. Vortrag im Architektursalon Kassel (Juni 2003). , in Architektursalon Kassel (Hg.), *Vorträge - Heft 1*. Kassel,
- Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (1993). Die Politik der Festivalisierung und die Festivalisierung der Politik., in Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (Hg.), *Festivalisierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte*. Opladen, S. 7-31.
- Heinl, Falko (2005). „Das schlimme Lager, in dem man gut leben konnte.“: das Internierungslager in Darmstadt von 1946 bis 1949. Darmstadt.
- Hellmig, Peter (1997). *Kommunale Kultur als Image-, Attraktivitäts- und Identifikationsfaktor. Eine Untersuchung in 12 Mittelstädten*. (Dr. phil), Pädagogische Hochschule Ludwigsburg, Tübingen.
- Henry, Nick / Massey, Doreen (1995). Competitive Time-Space in High Technology., in: *Geoforum*, 26(1), S. 49-64.
- Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden. (1945-1951). Lageplan des Internierungslager Darmstadt. Aufruch zur Demokratie. Alltag und politischer Neubeginn in Hessen nach 1945 (Dokument 33). Retrieved 18.1.2011 <http://www.digam.net/dokument.php?ID=699>
- Hidalgo, Carmen M. / Hernández, Bernardo (2001). Place Attachment: Conceptual and Empirical Questions., in: *Journal of Environmental Psychology*(21), S. 273-281.
- Hillier, Bill / Hanson, Julianne (1984: 2003). *The Social Logic of Space*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Holland, Martin. (2012, 24.5.). Facebook: Ende der Seiten unter Städtenamen, *c't - Newsticker*.
- Holloway, Immy / Todres, Les (2003). The status of method: flexibility, consistency and coherence. in: *Qualitative research*, 3(3), S. 345.
- Initiative D21. (2011). (N)ONLINER Atlas 2011. Eine Topographie des digitalen Grabens durch Deutschland: Initiative D21/TNS Infratest.
- Institut der deutschen Wirtschaft Köln. (2012). eTown Award 2012 (Infografik). Köln.
- Isserstedt, Wolfgang / Middendorff, Elke / Kandulla, Maren / Borchert, Lars / Leszczensky, Michael (2010). *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2009*. Berlin.
- Iwata, Hiroo / Yano, Hiroaki / Fukushima, Hiroyuki / Noma, Haruo (2005). Circular Floor. in: *IEEE Computer Graphics and Applications*, 25(1), S. 64-67.
- Jacob, Robert J.K. / Karn, Keith S. (2003). Eye tracking in human-computer interaction and usability research: Ready to deliver the promises., in Hyona, J. / Radach, R. / Deubel, H. (Hg.), *The Mind's Eye: Cognitive and Applied Aspects of Eye Movement Research*. Amsterdam, S. 573-605.
- Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul F. / Zeisel, Hans (1975, orig. 1933). *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Frankfurt a.M.
- Jameson, Frederic (1984). Postmodernism, or The Cultural Logic of Late Capitalism. in: *New Left Review* 1/146, July-August 1984, 146(I (July-August)), S. 53-92.

- Jessop, Bob (2006). Spatial Fixes, Temporal Fixes and Spatio-Temporal Fixes., in Castree, Noel / Gregory, Derek (Hg.), *David Harvey : a critical reader*. Oxford: Blackwell, S. 142-166.
- Joerges, Bernward (1996). Leinwandstädte. Vorüberlegungen zu einer Soziologie der gefilmten Stadt., in Horwitz, Matthias / Joerges, Bernward / Potthas, Jörg (Hg.), *Stadt und Film. Versuche zu einer "Visuellen Soziologie"*. Berlin: WZB, S. 7-27.
- Jörissen, Benjamin (2010). George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Perspektive des Sozialbehaviorismus., in Jörissen, Benjamin / Zirfas, Jörg (Hg.), *Schlüsselwerke der Identitätsforschung*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 87-108.
- Jörissen, Benjamin / Marotzki, Winfried (2009). *Medienbildung. Eine Einführung*. Stuttgart.
- Kajetzke, Laura / Schroer, Markus (2010). Sozialer Raum: Verräumlichung (Kapitel 6), in Günzel, Stephan (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 192-203.
- Kamada, Tomihisa / Kawai, Satoru (1989). An Algorithm for Drawing General Undirected Graphs., in: *Information Processing Letters*, 31(1), S. 7-15.
- Kearns, Gerry / Philo, Chris (1993). Culture, History, Capital: A Critical Introduction to the Selling of Places., in Kearns, Gerry / Philo, Chris (Hg.), *Selling Places. The City as Cultural Capital, Past and Present*. Exford et al., S. 1-32.
- Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian (2010). Ökonomischer Raum: Megacities und Globalisierung, in Günzel, Stephan (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: JB Metzler, S. 145-161.
- Klandt, Heinz / Heil, Heinrike (1993). *Das Image von Dortmund und die Bedeutung der Faktoren Bier, Sport und Wissenschaft*. Dortmund: Universität Dortmund, FuE-Bericht Nr. 8.
- Kleinz, Torsten (2012). Die Milliarden-Maschine. Wie Facebook mit Ihren Daten Geld verdient., in: *c't. Magazin für Computertechnik*.(12), S. 82-85.
- Kneidinger, Bernadette (2010). *Facebook und Co. Eine soziologische Analyse von Interaktionsformen in Online Social Networks*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Koesling, Hendrik / Höner, Oliver (2003). *Bend it like Beckham - Mindsets and Visual Attention in Decision-Making in Soccer*. 12th European Conference on Eye Movements ECEM12, Dundee, UK.
- Korte, Hermann (2009). „Und ich gucke mir das an.“ Angela Merkels Weg zur Macht. Eine Fallstudie., in Löw, Martina (Hg.), *Geschlecht und Macht. Analysen zum Spannungsfeld von Arbeit, Bildung und Familie*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 16-28.
- Krais, Beate / Gebauer, Gunter (2002). *Habitus*. Bielefeld: Transcript.
- Krüger, Heinz-Hermann / Marotzki, Winfried (Hg.). (2006). *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung* (2. Auflage Ausgabe.). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Kuhn, Thomas Samuel (1962: 1997). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt /Main: Suhrkamp.

- Künkler, Tobias (2008). Produktivkraft Kritik. Die Subsumtion der Subversion im neuen Kapitalismus., in Eickelpasch, Rolf / Rademacher, Claudia / Lobato, Philipp Ramos (Hg.), *Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 29-47.
- Lalli, Marco (1992). Urban-related Identity. Theory, Measurement, and empirical Findings., in: *Journal of Environmental Psychology*, 12(4), S. 285-303.
- Landry, Charles (2006). *The Art of City-Making*. London, Sterling VA: Earthscan.
- Läpple, Dieter (1991). Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumfassungen in der Gesellschaftsanalyse., in Wentz, Martin (Hg.), *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen*. Frankfurt, S. 35-46.
- Lefébvre, Henri (1974: 1991). *The Production of Space*. (Nicholson-Smith, Donald, Trans.): Blackwell.
- (2002). Die Produktion des städtischen Raums. in: *AnArchitektur*, 1(1), S. 4-20.
- Legewie, Heiner / Schervier-Legewie, Barbara (2004). "Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen". Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie [90 Absätze]. in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal]*, 5(3), Art. 22. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/562/1218> [Zugriff: 20.4.2011]. ,
- Legnaro, Aldo (2010). Über das Flanieren als eine Methode der empirischen Sozialforschung., in: *Sozialer Sinn*, 11(2), S. 275-288.
- Leontjew, Alexei Nikolajewitsch (1982). *Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit*. . Köln: Campus.
- Lippmann, Walter (1922: 1996). *Public Opinion*. (2. with new introduction Ausgabe.). London u.a.: Transaction Publishers.
- Lippuner, Ronald / Lossau, Julia (2004). In der Raumfalle. Eine Kritik des spatial turn in den Sozialwissenschaften., in Mein, Georg / Rieger-Ladich, Markus (Hg.), *Soziale Räume und kulturelle Praktiken. über den strategischen Gebrauch von Medien*. Bielefeld, S. 47-63.
- (2010). Kritik der Raumkehren, in Günzel, Stephan (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 110-119.
- Löffler, Beate (2011). *Fremd und Eigen. Christlicher Sakralbau in Japan seit 1853*. Berlin: Frank & Timme.
- Lossau, Julia (2012). Spatial Turn, in Eckardt, Frank (Hg.), *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: Springer, S. 185-198.
- Löw, Martina (1997). Widersprüche der Moderne. Die Aneignung von Raumvorstellungen als Bildungsprozeß, in Löw, Martin / Ecarius, Jutta (Hg.), *Raumbildung - Bildungsräume. Über die Verräumlichung sozialer Prozesse*., S. 15-32.
- (2001). *Raumsoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- (2003). *Prinz Charles, Hollywood und Hongkong. Raumsoziologische Annäherung an Architektur und ihre Bilder. Antrittsvorlesung*. Darmstadt.
- (2006). Immer einzig und überall gleich. Chancen und Risiken moderner Städte. Vortrag auf dem 33. Römerberggespräch, Frankfurt/M. , 21. Januar 2006. in,
- (2008). Eigenlogische Strukturen. Differenzen zwischen Städten als konzeptuelle Herausforderung., in Berking, Helmuth / Löw, Martina (Hg.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 33-53.
- (2012). The intrinsic logic of cities: towards a new theory on urbanism., in: *Urban Research & Practice*, 5(3), S. 303-315.
- Löw, Martina / Steets, Silke / Stoetzer, Sergej (2007). *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*. Opladen & Farming Hills.
- Lucke, Jörn von / Geiger, Christian P. (2010). Open Government Data. Frei verfügbare Daten des öffentlichen Sektors. Gutachten für die Deutsche Telekom AG zur T-City Friedrichshafen. Zeppelin University Friedrichshafen: Deutsche Telekom Institute for Connected Cities.
- Lutz, M. / Behnken, I. / Zinnecker, J. (1997). Narrative Landkarten. Ein Verfahren zur Rekonstruktion aktueller und biografisch erinnelter Lebensräume., in Frieberthäuser, B. / Pregel, A. (Hg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim/München, S. 414-435.
- Lynch, Kevin (1965). *Das Bild der Stadt (The Image of the City)*. Berlin / Frankfurt a.M.
- (1984). Reconsidering 'The Image of the City'. in Rodwin, Lloyd / Hollister, Robert M. (Hg.), *Cities of the mind. Images and Themes of the City in the Social Sciences*. New York: Plenum Press, S. 151-161.
- Maeder, Christoph / Brosziewski, Achim (2011). Ethnosonographie: Ein neues Forschungsfeld für die Soziologie?, in Schröer, Norbert / Bidlo, Oliver (Hg.), *Die Entdeckung des Neuen. Qualitative Sozialforschung als Hermeneutische Wissenssoziologie*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 153-170.
- Manuel-Navarrete, David / Redclift, Michael (2010). The Role of place in the margins of space., in Redclift, Michael / Woodgate, Graham (Hg.), *The International Handbook of Environmental Sociology*. (2. Ausgabe. Cheltenham, UK u.a.: Edward Elgar Publishing, S. 334-348.
- Maoz, Darya (2006). The Mutual Gaze., in: *Annals of Tourism Research*, 33(1), S. 221-239.
- Maresch, Rudolf (2002). Hard Power / Soft Power. Amerikas Waffen globaler Raumnahme, in Maresch, Rudolf / Werber, Nils (Hg.), *Raum Wissen Macht*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 237-262.
- Markwick, Marion (2001). Postcards From Malta. Image, Consumption, Context., in: *Annals of Tourism Research*, 28(2), S. 417-438.
- Marotzki, Winfried / Stoetzer, Katja (2007). Methode und Methodologie der Bildinterpretation in biografie- und bildungstheoretischer Absicht., in von Felden, Heide / Frieberthäuser, Barbara / Schäffer, Burkhard (Hg.), *Bild und Text. Methoden und Methodologien*. Opladen, S. 47-60.
- Marston, SA (2000). The social construction of scale. in: *Progress in Human Geography*, 24(2), S. 219.

- Marx, Karl (1867: 1962). *Das Kapital. Band I. Kritik der politischen Ökonomie*. (Karl Marx - Friedrich Engels - Werke, Band 23 Ausgabe.). Berlin/DDR.: Dietz-Verlag.
- Massey, Doreen (1993). Power-geometry and a progressive sense of place, in Bird, Jon / Curtis, Barry / Putnam, Tim / Robertson, George / Tickner, Lisa (Hg.), *Mapping the Futures. Local cultures, global change*. London/New York: Routledge, S. 59-69.
- (1994). *Space, Place, Gender*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- (1995). Masculinity, dualisms and high technology., in: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 20(4), S. 487-499.
- (1998). Imagining Globalisation: power-geometrics of time-space, in Gebhardt, Hans / Meusburger, Peter (Hg.), *Power-Geometries and the Politics of Space-Time. Hettner-Lecture*. Heidelberg, S. 9-23.
- (2005). *For Space*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Material zu: Henri Lefebvre, Die Produktion des Raumes. (2002). in: *AnArchitektur*, 1(1), S. 1-33.
- May, Mark (1992). *Mentale Modelle von Städten: wissenschaftliche Untersuchungen am Beispiel der Stadt Münster*. Münster / New York: Waxman.
- (2000). *Kognition im Umraum*. Wiesbaden: DUV.
- Mead, George Herbert (1934: 1973). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt /M.: Suhrkamp.
- Merrifield, Andy (2006). *Henri Lefebvre: A Critical Introduction*. London: Routledge.
- Molnar, Virag (2010). The Cultural Production of Locality: Reclaiming the 'European City' in Post-Wall Berlin., in: *International Journal of Urban and Regional Research*, 34(2), S. 281-309.
- Moore, Gemma / Croxford, Ben / Adams, Mags / Refae, Mohamed / Cox, Trevor / Sharples, Steve (2008). The photo-survey research method: capturing life in the city. in: *Visual Studies*, 23(1), S. 50-62.
- Mortelmans, D (2005). Visualizing emptiness. in: *Visual anthropology*, 18(1), S. 19-45.
- Moßig, Ivo (2003). Das Image der Stadt Gießen aus der Sicht der Studierenden an der Justus-Liebig-Universität 2003 im Vergleich zu 1990., in:
- Mutschke, Peter (2008). Zentralitätsanomalien und Netzwerkstruktur. Ein Plädoyer für einen „engeren“ Netzwerkbegriff und ein community-orientiertes Zentralitätsmodell, in Stegbauer, Christian (Hg.), *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 261-272.
- Nachfrage wird weiter steigen. Frankfurter Rundschau vom 30.12.2010. <http://www.fr-online.de/frankfurt/campus/nachfrage-wird-weiter-steigen/-/4491992/5052560/-/index.html> (16.1.2011). (2010, 30.12.2010). *Frankfurter Rundschau*. Retrieved from <http://www.fr-online.de/frankfurt/campus/nachfrage-wird-weiter-steigen/-/4491992/5052560/-/index.html>
- Neuroinformatics Group Universität Bielefeld. (2010). http://ni.www.techfak.uni-bielefeld.de/files/et_visualise.jpg (2010, 30.12.2010).

- Noller, Peter (1999). *Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums*. Opladen: Leske+Budrich.
- North, Stephen C. (2004). Drawing graphs with NEATO. NEATO User's Manual, April 26, 2004. . in,
- Núñez, Rafael / Cooperrider, Kensy / Doan, D / Wassmann, Jürg (2012). Contours of time: Topographic construals of past, present, and future in the Yupno valley of Papua New Guinea., in: *cognition*, 124(1), S. 25-35.
- O'Toole, Paddy / Were, Prisca (2008). Observing places: using space and material culture in qualitative research. in: *Qualitative Research*, 8(5), S. 616.
- Oberg, Kalervo (2006). Cultural Shock: Adjustment to New Cultural Environments [Reprint von: Oberg 1960: Cultural Shock: Adjustment to New Cultural Environments, *Practical Anthropology* 7:177-182]. in: *curare*, 29(2+3), S. 142-182.
- Panofsky, Erwin (1994). Ikonographie und Ikonologie, in Kämmerling, Ekkehard (Hg.), *Bildende Kunst als Zeichensystem. Ikonographie und Ikonologie, Bd. 1. Theorien – Entwicklung – Probleme*. Köln, S. 207-225.
- Pelz, Jeff B. / Canosa, Roxanne L. (2001). Oculomotor behaviour and perceptual strategies in complex tasks., in: *Vision Research*, 41, S. 3587-3596.
- Pelz, Jeff B. / Canosa, Roxanne L. / Babcock, Jason / Barber, Jenn (2001). Visual Perception in Familiar, Complex Tasks. *Proceedings of the International Conference On Image Processing*, S. 12-15.
- Pelz, Jeff B. / Canosa, Roxanne L. / Kucharczyk, Diane / Babcock, Jason / Silver, Amy / Konno, Daisei (2000). Prototypical Eyetracking: A Study of Natural Eyemovements., in Rogowitz, Bernice E. / Pappas, Thrasyvoulos N. (Hg.), *Human Vision and Electronic Imaging V, SPIE Proceedings*, 3659. Bellingham,
- Peschel-Wacha, Claudia (1999). "Lebensbezirk Donaustadt". Zur Imagebildung eines Wiener Gemeindebezirks., in Bockhorn, Olaf / Dimt, Gunter / Hörandner, Edith (Hg.), *Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz*. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, S. 143-160.
- Piaget, Jean (1975). *Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde*. Stuttgart.
- Pohl, Manfred (1982). *Konzentration im deutschen Bankwesen (1848-1980)*. Frankfurt a.M.: Fritz Knapp.
- Pole, Christopher J. (Hg.). (2004). *Seeing is believing? Approaches to visual research*. London u.a.: Elsevier.
- Popitz, Heinrich (1968). *Über die Präventivwirkung des Nichtwissens. Dunkelziffer, Norm und Strafe*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Pretty, Grace H / Chipuer, Heather M / Bramston, Paul (2003). Sense of place amongst adolescents and adults in two rural Australian towns: The discriminating features of place attachment, sense of community and place dependence in relation to place identity. in: *Journal of Environmental Psychology*, 23, S. 273-287.
- Proshansky, Harold M. (1978). The city and self-identity., in: *Environment and Behaviour*, 10(2), S. 147-169.

- Proshansky, Harold M. / Fabian, Abbe K. / Kaminoff, Robert (1983). Place-Identity. Physical World Socialization of the Self., in: *Journal of Environmental Psychology*, 3(1), S. 57-83.
- Pugh, Jonathan (2009). What are the consequences of the 'spatial turn' for how we understand politics today? A proposed research agenda. in: *Progress in Human Geography*, 33(5), S. 579-586.
- Reclams Universum (1914). *Darmstadt – eine Stätte der Kultur*. (Band 30. Jahrgang).
- Reichert, Jo (1993). Abduktives Schlußfolgern und Typen(re)konstruktion., in Jung, Thomas / Müller-Doohm, Stefan (Hg.), *'Wirklichkeit' im Deutungsprozeß*. Frankfurt/M., S. 258-282.
- (2003). *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske+Budrich.
- Relph, E. (1976). *Place and placelessness*. London: Pion.
- Reutlinger, Christian (Hg.). (2004). *"Aneignung" als Bildungskonzept der Sozialpädagogik*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Ries, Marc (2006). Reflections on a Cartography of the Non-Visible. Urban Experience and the Internet., in Berking, Helmuth / Frank, Sybille / Frers, Lars / Löw, Martina / Meier, Lars / Steets, Silke / Stoetzer, Sergej (Hg.), *Negotiating Urban Conflicts. Interaction, Space and Control*. Bielefeld: Transcript, S. 167-175.
- Rogan, Bjarne (2005). An Entangled Object: The Picture Postcard as Souvenir and Collectible, Exchange and Ritual Communication., in: *Cultural Analysis*(4), S. 1-27.
- Ronneberger, Klaus (2001). Disneyfizierung der europäischen Stadt?, in Bittner, Regine (Hg.), *Die Stadt als Event*. Frankfurt a. Main: Campus Verlag, S. 87-97.
- (2008). Henri Lefebvre an urban everyday life: in search of the possible, in Goonewardena, Kanishka / Kipfer, Stefan / Milgrom, Richard / Schmid, Christian (Hg.), *Space, Difference, Everyday Life. Reading Henri Lefebvre*. New York, London: Routledge, S. 134-146.
- Roost, Frank (2000). *Die Disneyfizierung der Städte*. VS-Verlag.
- Sachsse, Rolf (2002). Als Tourist in digitalen Städten (XXI). in: *Deutsche Bauzeitung*(9), S. 16-17.
- Saerberg, Siegfried (2006). *"Geradeaus ist einfach immer geradeaus". Eine lebensweltliche Ethnographie blinder Raumorientierung*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Sainz, María Alvarez (2012). (Re)Building an Image for a City: Is A Landmark Enough? Bilbao and the Guggenheim Museum, 10 Years Together., in: *Journal of Applied Social Psychology*, 41(1), S. 100-132.
- Sassen, Saskia (1996). *Metropolen des Weltmarktes. Die neue Rolle der Global Cities*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Schäfers, Bernhard (Hg.). (1998). *Grundbegriffe der Soziologie* (5. Ausgabe.). Opladen: Leske+Budrich.
- Schäfers, Bernhard / Kühler, Gabriele (1989). *Leitbilder der Stadtentwicklung. Wandel und jetzige Bedeutung im Expertenurteil*. Pfaffenweiler.
- Schmid, Christian (2005). *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

- Scholz, Carola (1989). *Eine Stadt wird verkauft. Stadtentwicklung und Stadtmarketing – zur Produktion des Standort-Images am Beispiel Frankfurt*. Frankfurt: isp-Verlag.
- Schott, Dieter (1999). Kunststadt - Pensionsstadt - Industriestadt: Die Konstruktion von Stadtprofilen durch süddeutsche Stadtverwaltungen vor 1914., in: *Die Alte Stadt*, 26, S. 277-299.
- Schroer, Markus (2006). *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schulte-Fortkamp, Brigitte (2003). Wie der Schall soziale Räume schafft., in Löw, Martina / Funken, Christiane (Hg.), *Raum-Zeit-Medialität. Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien*. Opladen: Leske+Budrich, S. 271-283.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. in: *Neue Praxis*(3), S. 283-293.
- Seamon, David / Sowers, Jacob (2008). Place and Placelessness, Edward Relph, in Hubbard, Phil / Kitchen, Rob / Vallentin, Gill (Hg.), *Key Texts in Human Geography*. London: Sage, S. 43-51.
- Seifert, Jörg (2011). *Stadtbild, Wahrnehmung, Design: Kevin Lynch revisited*. Basel, Berlin: Birkenhäuser Verlag.
- Shields, Rob (1988). *Images of Spaces and Places. A Comparative Study*. (Doctor of Philosophy), University of Sussex.
- (1999). *Lefebvre, Love and Struggle. Spatial Dialectics*. London, New York: Routledge/Taylor and Friends.
- (2003). *The Virtual. Key Ideas*. London/New York: Routledge.
- Simmel, Georg (1903). Die Großstädte und das Geistesleben, in Petermann, Theodore (Hg.), *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung*. Band 9.). Dresden: Zahn&Jaensch, S. 185-206.
- Smaldone, David (2006). The role of time in place attachment. in: *Proceedings of the 2006 Northeastern Recreation Research Symposium*, S. 47-56.
- Smith, Neil (1992). Geography, Difference and the Politics of Scale., in Doherty, Joe / Graham, Elspeth / Malek, Mo (Hg.), *Postmodernism and the Social Sciences*. London, S. 57-79.
- (1993). Homeless/global: Scaling places, in Bird, Jon / Curtis, Barry / Putnam, Tim / Robertson, George / Tickner, Lisa (Hg.), *Mapping the Futures. Local cultures, global change*. London/New York: Routledge, S. 87-119.
- (2001). Rescaling Politics. Geography, Globalism and the New Urbanism., in Minca, Claudio (Hg.), *Postmodern Geography. Theory and Praxis*. Malden, S. 147-168.
- Sorokin (1927/1998). *Social Mobility*. [Nachdr. der Ausg. Harper & Row, 1927]. London: Routledge.
- Speller, Gerda M. (2000). *A Community in Transition: A longitudinal study of place attachment and identity processes in the context of an enforced relocation*. (PhD Philosophy), University of Surrey. Retrieved from <http://epubs.surrey.ac.uk/593/1/fulltext.pdf>
- Stanek, Lukasz (2011). *Henri Lefebvre on Space. Architecture, Urban Research, and the Production of Theory*. London, Minneapolis: University of Minnesota Press.

- Steets, Silke (2005). Doing Leipzig. Räumliche Mikropolitiken des Dazwischen, in Berking, Helmuth / Löw, Martina (Hg.), *Die Wirklichkeit der Städte*. Band 16). Baden-Baden: Nomos, S. 107-121.
- (2008a). Raum & Stadt, in Baur, Nina / Korte, Hermann / Löw, Martina / Schroer, Markus (Hg.), *Handbuch Soziologie*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 391-412.
- (2008b). *"Wir sind die Stadt". Kulturelle Netzwerke und die Konstitution städtischer Räume in Leipzig*. Frankfurt /M.: Campus.
- (2010). Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt - eine architekturtheoretische Skizze., in Frank, Sybille / Schwenk, Jochen (Hg.), *Turn Over. Cultural Turn in der Soziologie. Festschrift für Helmuth Berking*. Frankfurt/New York: Campus, S. 171-188.
- Steets, Silke / Frank, Sybille (Hg.). (2010). *Stadium Worlds. Football, Space and the Built Environment (Archibtext Series, hrsg. von Thomas A. Markus und Anthony D. King)*. London/New York: Routledge.
- Steets, Silke / Lange, Bastian (2001). Cool Frankfurt? Verortungsstrategien von "New Entrepreneurs". in Bittner, Regina (Hg.), *Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume*. Frankfurt/M., New York, S. 300-331.
- Stegmann, Bernd-Achim (1997). *Großstadt im Image. Eine wahrnehmungsgeographische Studie zu raumbezogenen Images und zum Imagemarketing in Printmedien am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel*. Köln: Geographisches Institut der Universität zu Köln.
- Stoetzer, Katja (2004). Photointerviews als synchrone Erhebung von Bildmaterial und Text. in: *Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBf)*, 5(2), S. 361-370.
- Stoetzer, Sergej (2010). Tracking the (Tourists') Gaze, in Burns, Peter / Palmer, Cathy / Lester, Jo-Anne (Hg.), *Tourism and Visual Culture*. Band 1: Theories and Concepts.). Oxfordshire/Cambridge: CABI, S. 76-89.
- Strauss, Anselm (1994). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München.
- Strauss, Anselm / Corbin, Juliet (1990: 1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg (2008). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. (2. Ausgabe.). Wiesbaden: VS Verlag.
- Sturm, Gabriele (2000). Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften. . in,
- Tanaka, Hiroya / Arikawa, Masatoshi / Shibasaki, Ryosuke (2002). A 3-D Photo Collage System for Spatial Navigations., in Tanabe, Makoto / Besselaar, Peter van den / Ishida, Toru (Hg.), *Digital Cities II: Computational and Sociological Approaches*. Berlin u.a., S. 305-316.
- Taylor, Laurie. (2003). When Seams Fall Apart. Video Game Space and the Player. *Game Studies (Onlinejournal)*, 3(2). <http://www.gamestudies.org/0302/taylor> [Stand: 19.03.2012].

- Twigger-Ross, Clare L. / Uzzell, David L. (1996). Place and Identity Processes. in: *Journal of Environmental Psychology*(16), S. 205-220.
- Uricchio, W. (2011). A 'proper point of view': The panorama and some of its early media iterations. in: *Early Popular Visual Culture*, 9(3), S. 225-238.
- Urry, John (1990). *The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies*. London: Sage.
- Varela, Maria do Mar Castro / Dhawall, Nikita / Randeria, Shalini (2010). Postkolonialer Raum: Grenzdenken und Third Space (Kap. 5). in Günzel, Stephan (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 177-191.
- Wagner, Gabriele / Hessinger, Philipp (2008). *Ein neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien und Ambivalenzen der Netzwerkeökonomie*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Wagner, Kirsten (2006). Die visuelle Ordnung der Stadt. Das Bild der Stadt bei Kevin Lynch., in: *H-Soz-Kult. Forum Diskussionen*,
- Wallace, Mark (2012, 30.5.2012). How Facebook Killed the Virtual World. (30.5.2012). *Wired*.
- Warf, Barney / Arias, Santa (Hg.). (2009). *The Spatial Turn: Interdisciplinary Perspectives*. London/New York: Routledge.
- Weber, Max (1904:1988). Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis., in Weber, Max (Hg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 146-214.
- Wender, Karl-Friedrich (1999). Kognitive Karten und Routenwissen., in Rickheit, Gert (Hg.), *Richtungen im Raum. Interdisziplinäre Perspektiven*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag GmbH, S. 71-83.
- Wenders, Wim. (2001). *A Sense of Place: A Talk at Princeton*. http://www.wim-wenders.com/news_reel/2001/0103princeton.htm
- Wenz, Karin (1997). *Raum, Raumsprache und Sprachräume. Zur Textsemiotik der Raumbeschreibung*. Tübingen: Narr-Verlag.
- Weston, Cynthia / Gandell, Terry / Beauchamp, Jacinthe / McAlpine, Lynn / Wiseman, Carol / Beauchamp, Cathy (2001). Analyzing Interview Data: The Development and Evolution of a Coding System., in: *Qualitative Sociology*, 24(3), S. 381-400.
- Wimmer, Andreas (2005). *Kultur als Prozess. Zur Dynamik des Aushandelns von Bedeutungen*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Windhager, Florian / Zenk, Lukas / Risku, Hanna (2008). Situated Organizational Mapping., in Stegbauer, Christian (Hg.), *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. Band 1). Wiesbaden: VS-verlag, S. 239-249.
- Wissenschaftsstadt Darmstadt / Technische Universität Darmstadt (2007). *Wissenschaftsstadt Darmstadt*. Darmstadt: (<http://www.tu->

darmstadt.de/media/illustrationen/referat_kommunikation/publikationen_km/wissenschaftsstadt_darmstadt/wissenschaftsstadt_darmstadt_deu.pdf) 11.10.2012.

Woesler, Martin (2009). *A new model of cross-cultural communication: Critically reviewing, combining and further developing the basic models of Permuter, Yosbikawa, Hall, Hofstede, Thomas, Hallpike, and the socialconstructivism*. Berlin: European Univ. Press.

Wolff, Stephan (2000). Wege ins Feld und ihre Varianten., in Flick, Uwe / Kardoff, Ernst von / Steinke, Ines (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek, S. 334-349.

Wuggenig, Ulf (1994). Soziale Strukturierungen der häuslichen Objektwelt. Ergebnisse einer Photobefragung., in Mörth, Ingo / Fröhlich, Gerhard (Hg.), *Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu*. . Frankfurt: Campus,

Zhang, Yingjin (2010). *Cinema, Space, and Polylocality in a Globalizing China*. Honolulu: University of Hawai'i Press.

Zimmermann, Klaus (1975). *Zur Imageplanung von Städten. Untersuchungen zu einem Teilgebiet kommunaler Entwicklungsplanung*. Köln: Peter Hanstein Verlag GmbH.

Zukin, Sharon (1998). Städte und die Ökonomie der Symbole., in Göschel, Albrecht / Kirchberg, Volker (Hg.), *Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur*. Opladen, S. 27-40.

Transkriptionsregeln

Verschörfung:	
Orthographie	Konventionell
Interpunktion	Konventionell
Pausen	(.) kurze Pause
	(...) mittlere Pause
	(4) ab 4 Sekunden, Länge in Klammern
Unverständliches	(n Wörter?)
unsichere Transkription	(abc)
Heben der Stimme	(°)
Senken der Stimme	(.)
betont	Unterstrichen: <u>abc</u>
Wortabbrüche	abc
Satzabbrüche	Abc
paralinguistische Äußerungen	[Kommentar], z.B. [Räuspern], [Lachen]
Parasprachliche Merkmale mit aufnehmen	ähs und hmhs
Abkürzungen	Konventionell, z.B.: DDR, SPD, u.a. etc. z.B.
&	auffällig schneller Anschluss
Zahlen	einfach die Zahlen hinschreiben
Anonymisierung	Personen, Firmennamen mit * kennzeichnen

Wenn ein Interviewpartner erzählt (Primärredner) und er durch eine kurze Bemerkung unterbrochen wird (Sekundärredner), so wird der verschriftlichte Einwurf, mit Gleichheitszeichen umschlossen, in Klammern gesetzt. Bei gleichzeitigem Sprechen soll der Beginn der Rede des Sekundärredners zusätzlich mit einem Schrägstrich gekennzeichnet werden, der Abschluss dessen erfolgt durch die transkribierte Rede des Sekundärredners selbst in Klammern, wobei durch das o.g. Kürzel geklärt ist, wer hineinspricht - Interviewer oder Befragter: z.B.: „B.: Also, da habe ich/ dann gesagt, der sollte mal (= I: Was war denn da los=) herkommen.“ (Fettdruck hier nur zur Hervorhebung im Beispiel)

Erklärung zur Dissertation

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Dissertation selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel genutzt habe. Alle wörtlich oder inhaltlich übernommenen Stellen habe ich als solche gekennzeichnet.

Ich versichere außerdem, dass ich die beigefügte Dissertation nur in diesem und keinem anderen Promotionsverfahren eingereicht habe und, dass diesem Promotionsverfahren keine endgültig gescheiterten Promotionsverfahren vorausgegangen sind.

Darmstadt, 28.5.2013

Sergej Stoetzer

Wissenschaftlicher Werdegang

Studium:

1992-1993	Sozialarbeit FH Dortmund
1993-2000	Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und Humboldt-Universität zu Berlin Diplomstudium Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung Abschluss als Diplompädagoge mit Auszeichnung

Berufsbiographie:

2000-2002	Institut für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
2002-2007	Institut für Soziologie; Technische Universität Darmstadt
2007-2013	Elternzeit, Selbständig, außeruniversitäre Tätigkeiten
seit 2013	zdi-Zentrum Duisburg Niederrhein an der Universität Duisburg-Essen

Disputation am 17. Juli 2013 mit summa cum laude.